



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

UC-NRLF



58 84 585

Napoleon I.

von

Dr. Gustav Roloff

Privatdozent an der Universität Berlin

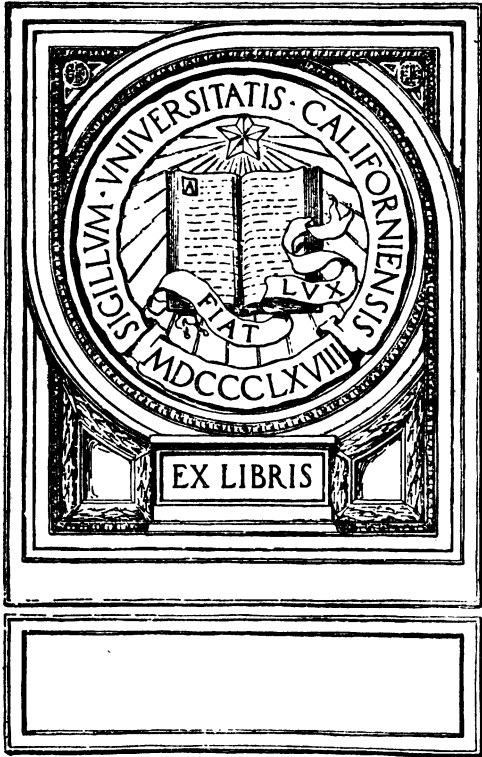
Erstes und zweites Tausend



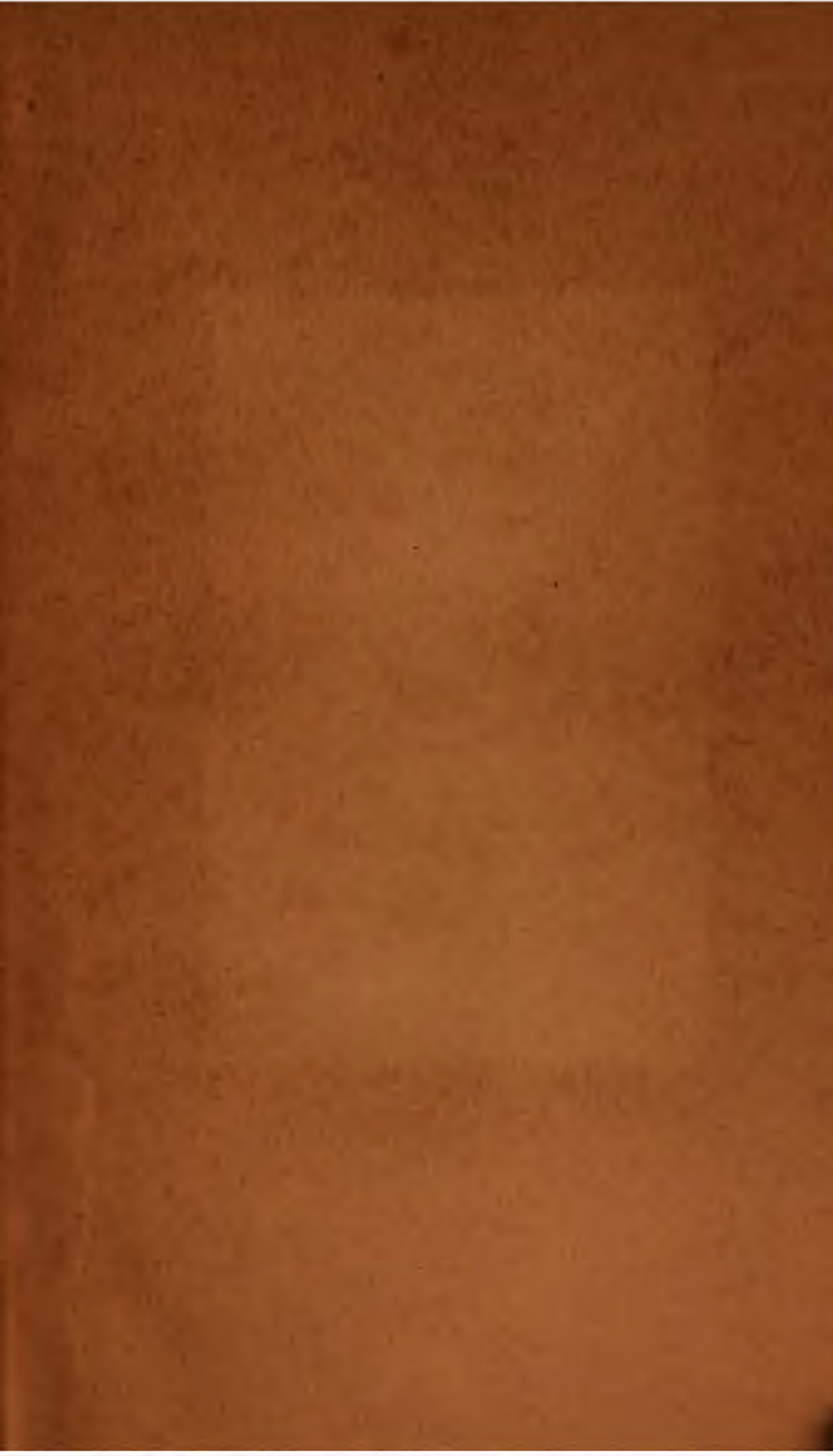
Berlin

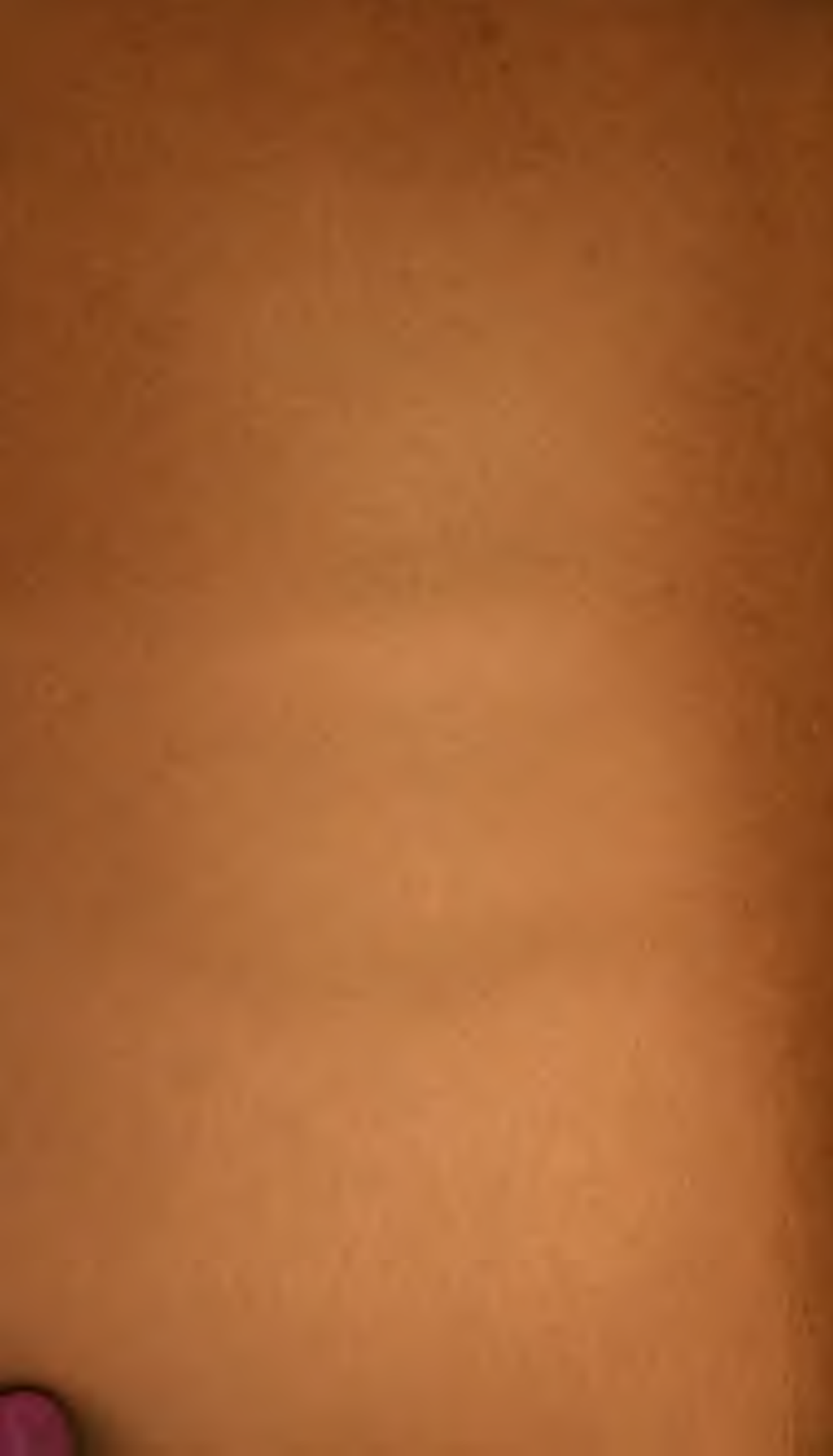
Georg Bondi

1900



EX LIBRIS





UNIV. OF
CALIFORNIA

70 1841
AUGUST 1840

Vorkämpfer des Jahrhunderts

Eine Sammlung von Biographien

Dritter Band

Napoleon I.

von

Gustav Koloff

Berlin

Georg Bondi

1900

UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Napoleon I.

von

Gustav Roloff

Erstes und zweites Tausend



Berlin

Georg Bondi

1900

TO VNU
APPENDIX

DC203
R55

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I. Jugend und Lehrzeit	1—18
Ende des bourbonischen Königshauses 1. — Korsika, die letzte europäische Erwerbung der Bourbonen 2. — Paoli und die Bonaparte 2. — Kindheit Napoleons 3. — Seine Übersiedelung nach Brienne 3. — Schule und Leben in Brienne 4—6. — Besuch der Pariser Militärschule 6—8. — Erste Reise nach Korsika 8. — Leben beim Regiment 9. — Napoleons Studien und politische Ueberzeugung 10. — Die Korsische Geschichte 13. — Rückkehr nach Korsika bei Ausbruch der Revolution 14. — Bruch mit Paoli, Flucht 16. — Napoleons innere Umwandlung 16—18.	
II. Der erste Schritt zum Weltruhm	19—40
Napoleons Anstellung in der Konventsarmee 19. — Belagerung Toulons 20. — Verhältnis zu Robespierre 21. — Versetzung in die Westarmee, sein Zögern in Paris 21. — Politische Lage in Paris 23. — Napoleon Kommandeur der Regierungstruppen 24. — Straßenschlacht am 5. Okt. 1795 24. — Oberbefehlshaber der Armee des Innern 25. — Leben in der Pariser Gesellschaft, Vermählung 24—27. — Ernennung zum Befehlshaber der italienischen Armee 27. — Sein Kriegsplan 28. — Niederlage Beauvais 29. — Napoleons Bedeutung als Feldherr 30. — Eroberung Mantuas 32. — Marsch nach Oberösterreich 32. — Napoleons politische Stellung und Absichten 33—35. — Präliminarfriede von Leoben 35. — Seine Mittelmeerpläne 36. — Niederwerfung der Pariser Opposition 36—39. — Friede von Campo Formio 39.	
III. Zur Beherrschung Frankreichs	41—65
Napoleons Stellung in Paris nach dem Frieden 41. — Kommando gegen England 42. — Entschluß zur ägyptischen Expedition 43. — Seine Absichten 44. — Einnahme Malta's 45. — Landung in Agypten, Eroberung Ratros	

46. — Verlust der Flotte 47. — Ägyptische Aufstände 48.
 — Organisation Ägyptens 49. — Feldzug nach Syrien 50.
 — Hinrichtung von Gefangenen 51. — Rückzug von
 Akkon aus 52. — Vorgänge in Europa 52. — Entschluß
 zur Rückkehr 53. — Landung und Aufnahme in Frank-
 reich 54. — Parteiverhältnisse in Paris 55. — Staats-
 streich 56. — Charakter der neuen Regierung 58. —
 Die neue Verfassung 59. — Haltung Napoleons gegen
 Royalisten und Priester 62. — Seine Stellung zu den
 Ministern und zur Öffentlichkeit 63.
- IV. Die Eroberung des Friedens 66—76**
 Militärische Lage 66. — Marengo 67. — Vergebliche
 Verhandlungen 69. — Friede mit Oesterreich 70. — An-
 knüpfung mit Rußland 71. — Tod des Zaren 73. —
 Neue Verhandlungen mit England 74. — Friede 75.
- V. Friedensjahre 77—94**
 Innere Lage Frankreichs 77. — Kirchenpolitik 79. —
 Unterricht 81. — Ehrenlegion 82. — Unterdrückung des
 Tribunats 82. — Konsulat auf Lebenszeit 83. — Ände-
 rung der Verfassung 84. — Kolonialpolitik 86. — Ver-
 hältnis zu den angrenzenden Kleinstaaten 88. — Follierung
 Oesterreichs 89. — Kommerzielle Differenzen mit Eng-
 land 90. — Maltafrage 91. — Bruch mit England 93.
- VI. Der Beginn des englischen Weltkampfes 95—110**
 Verlust St. Domingues 95. — Plan einer englischen
 Landung 96. — Verschwörung von Georges 98. — Hin-
 richtung Enghtens 99. — Motive Napoleons 100. —
 Kaiserplan 101. — Hof Napoleons 102. — Kaiserkrönung
 103. — Königreich Italien 103. — Haltung der Fest-
 landsmächte 104. — Oesterreich schließt mit Rußland und
 England ab 106. — Napoleon rechnet auf die Landung
 107. — Bereitelung der Landung und Festlandskrieg 108.
- VII. Die Überwindung des Festlandes 111—125**
 Gefangennahme Rads 111. — Austerlitz 112. — Ver-
 hältnis zu Preußen 112. — Friede mit Oesterreich 113. —
 Bündnis mit Preußen 113. — Rheinbund 114. — Napo-
 leons Stellung in Mitteleuropa 115. — Trafalgar 116.
 — Verhandlungen mit Rußland und England 117. —
 Bruch mit Preußen 119. — Jena 120. — Kontinental-
 sperre 120. — Eylau 121. — Friedland 122. — Tilfiter
 Friede und Bündnis mit Rußland 123.

VIII. Europa wider England 126—145

Stimmung in Frankreich 126. — Geistige und materielle Lage 127. — Gründung eines neuen Adels 128. — Ausdehnung des Kontinentalsystems 129. — Plan eines Feldzugs nach Indien 129. — Entthronung der spanischen Bourbonen 130. — Aufstand Spaniens 132. — Landung der Engländer 133. — Napoleons Stellung zu den Nationen 133. — Aufschub der indischen Expedition 134. — Österreichs Rüstungen 135. — Kongreß von Erfurt 135. — Feldzug nach Spanien 136. — Haltung gegen Österreich 136. — Krieg mit Österreich 137. — Aspern und Wagram 138. — Napoleon wünscht den Frieden 138. — Haltung Rußlands 139. — Friede 139. — Verhandlung mit Rußland über Polen 140. — Entschluß zur Scheidung von Josephine 140. — Motive 141. — Werbung in Rußland 143. — Wendung zu Österreich 143. — Vermählung mit Marie Luise 144. — Polnische Frage 144.

IX. Das Ende des Kontinentalsystems 146—166

Konflikt mit dem Papst 146. — Friedliche Kontinentalpolitik 147. — Pläne in Spanien 147. — Handelskrieg 148. — Dekrete gegen die Neutralen 148. — Vorgehen gegen Amerikaner, Griechen und Schmuggler 150. — Die Nationen und das Kontinentalsystem 151. — Egoismus Frankreichs 152. — Annexion Hollands 153. — Neuer Tarif gegen den Schmuggel 1810 153. — Wegnahme englischer Industrieerzeugnisse 154. — Wirkung auf England 154. — Rußland des Handelskrieges müde 155. — Napoleon rücksichtslos gegen Rußland 156. — Alexander bricht das Kontinentalsystem 157. — Niederlage der Franzosen in Spanien 158. — Ungünstige innere Lage Frankreichs 159. — Beschluß des Krieges gegen Rußland 160. — Ursachen des Bruches mit Rußland 160. — Die europäischen Staaten 161. — Beginn des Krieges 161. — Anfänglicher Verlauf 162. — Schlacht bei Borodino und Brand Moskaus 164. — Rückzug 164. — Napoleon nach Paris 166.

X. Der Sturz 167—197

Stimmung in Frankreich 167. — Veröhnung mit dem Papst 168. — Finanzielle Operationen 168. — Auswärtige Lage 169. — Rüstungen 169. — Beginn des deutschen

Feldzuges 170. — Politische Lage 171. — Waffenstillstand 172. — Rüstungen und Verhandlungen 173. — Stärke und Plan der Verbündeten 174. — Napoleons Plan 175. — Schlacht bei Dresden 176. — Ihre Wirkung aufgehoben 177. — Ungünstige militärische Lage Napoleons 178. — Plan der Verbündeten 179. — Rechtsabmarsch Blüchers 179. — Napoleon gegen Blücher und Bernadotte 180. — Deren Ausweichen 181. — Konzentration bei Leipzig 181. — Erster Schlachttag 182. — Ruhetag 183. — Zweiter Schlachttag und Erstürmung Leipzigs 184. — Verluste 185. — Flucht 185. — Schlacht bei Hanau 186. — Zusammenbruch der französischen Vorkherrschaft 186. — Napoleon beschränkt seine politischen Ansprüche 187. — Rüstungen 187. — Konflikt mit dem Parlament 188. — Einmarsch der Verbündeten 189. — Brienne und La Rothière 189. — Siege Napoleons über Blücher und Schwarzenberg 190. — Napoleon lehnt den Frieden ab 191. — Siege Blüchers bei Laon 192. — Napoleon gegen die Verbindungen der Böhmischn Armee 193. — Eroberung von Paris 193. — Absetzung Napoleons 194. — Napoleons Marsch auf Paris, Abdankung 194. — Ursachen von Napoleons Sturz 195. — Bedeutung des spanischen Aufstandes 196.

XI. April und Tod 198—215

Napoleon in Elba 198. — Rückkehr nach Frankreich 199. — Flucht der Bourbonen 200. — Kühle Haltung der Nation 200. — Napoleons Bemühungen nach außen und innen 201. — Militärische Schwäche 202. — Angriff auf Belgien 202. — Ligny 203. — Rückzug der Preußen 204. — Waterloo 205. — Abdankung Napoleons 206. — Flucht nach Rochefort 207. — Ergebung an die Engländer 207. — Fahrt nach St. Helena 208. — Wohnung in Longwood 209. — Napoleons Ansprüche 209. — Unthätigkeit und Langeweile 210. — Konflikt mit dem Gouverneur 211. — Keine Hoffnung auf Befreiung 212. — Glaube an die Zukunft seiner Dynastie 212. — Seine Memoiren 213. — Krankheit 213. — Besorgnis vor Vereinsamung 214. — Verschlimmerung der Krankheit, Testament 214. — Tod 215.

I. Jugend und Lehrzeit.

Selten ist ein großes Königshaus schimpflicher zu Grunde gegangen, als das der Bourbonen in der französischen Revolution. Der König ließ sich vom Throne stoßen und aufs Schaffott führen, nachdem er weder einen ernstlichen Versuch gemacht hatte, sich zu verteidigen, noch die Schäden zu heilen, die die Revolution herbeigeführt hatten. Auf die Hilfe des Auslandes gegen seine eigenen Unterthanen hatte er seine Hoffnung gesetzt und sich dadurch die patriotischen Empfindungen der Franzosen entfremdet. Und wie kontrastiert dieser Sturz mit der Vergangenheit: wenige Generationen vorher war das französische Herrscherhaus das mächtigste der Welt, ein Jahrhundert früher hatte es Frankreich geeinigt, seine Grenzen erweitert, reiche Kolonien erobert und die politische Vorherrschaft in Europa errungen. Aber die große Stellung war nicht von Dauer. Auf die Siege des 17. Jahrhunderts waren die Niederlagen des 18. gefolgt, die viel Blut, Geld, Landbesitz und Kriegsrühm kosteten und mehr zur Steigerung der allgemeinen Unzufriedenheit beitrugen, als die gleichzeitige Mißwirtschaft im Innern.

Aber trotz des anhaltenden Unglücks nach außen und der steigenden inneren Schwierigkeiten entsagte die Bourbonenregierung ihrer überlieferten Offensivpolitik nicht, sondern suchte vielmehr jede Gelegenheit zur Erweiterung ihrer Macht wahrzunehmen. So richtete sie in der zweiten

Hälfte des 18. Jahrhunderts ihr Augenmerk auf die Verstärkung ihrer Stellung im Mittelmeer, und hier gelang es ihr, etwa ein Menschenalter vor ihrem Ende, noch einen Erfolg zu erringen: sie ließ sich von Genua die Insel Korsika abtreten, um einen Flottenstützpunkt zu gewinnen. Klein und unscheinbar war die Erwerbung — die letzte, die die Bourbonen in Europa machten — und niemand konnte ahnen, daß die Insel dereinst Frankreich den Mann geben würde, der es aus den inneren und äußeren Gefahren, in die es die Bourbonen und die ihrer Vertreibung folgenden Ummwälzungen gestürzt hatten, erretten sollte. Zunächst bedeutete die Insel für Frankreich weniger einen Machtzuwachs als eine Quelle von Schwierigkeiten. Ihre trotzigen Bewohner hatten schon mit den Genuesen seit Jahrzehnten im Kampfe gelegen und sich fast unabhängig gemacht: den stammfremden Franzosen wollten sie noch weniger gehorchen und bereiteten sich zum hartnäckigsten Widerstande vor. Einige Jahre lang kämpften sie unter Leitung eines selbstgewählten Führers, Pascal Paoli, tapfer gegen die französischen Truppen, die auf der Insel landeten; endlich mußte der Übermacht der Sieg zufallen. Paoli entfloh mit wenigen Getreuen nach England, die übrigen Häupter suchten ihren Frieden mit den Franzosen zu machen (Juni 1769).

Zu denen, die eine hervorragende Stellung neben Paoli eingenommen hatten und sich nun dem Sieger zuwandten, gehörte Carlo Buonaparte, ein junger Patrizier aus altem Geschlecht, das vor zwei Jahrhunderten aus Toskana in Korsika eingewandert war und seinen Sitz in Ajaccio hatte. Von geringem eigenen Besitz und mit einer Frau ohne Vermögen — Lätitia Ramolino — verheiratet, suchte er seinen Vorteil in der Freundschaft mit der französischen Regierung, die ihrerseits die einflußreichen Adelsfamilien für sich zu gewinnen bestrebt war. Carlo verstand

diese Politik im Interesse der Erziehung seiner Kinder zu benutzen. Zunächst kamen da in Betracht seine beiden ältesten Söhne, Joseph und Napoleon; jener war noch während des Krieges, dieser kurz nach dem Friedensschlusse, am 15. August 1769, geboren. Durch Vermittelung des den Buonaparte — oder Bonaparte, wie sich Napoleon gewöhnlich nannte, nachdem er in Frankreich zu Ansehen gekommen war — freundlich gesinnten Kommandanten Marbeuf gelang es ihm, beide auf Staatskosten in französischen Erziehungsanstalten unterzubringen; der ältere wurde zum Priester, der jüngere zum Offizier bestimmt.

Wir wissen nicht, was den Vater bewog, Napoleon für den militärischen Beruf vorzubereiten, und überhaupt wissen wir von seiner frühesten Kindheit im Elternhause wenig: in der Hauptsache nur, daß er in ziemlicher Freiheit bei schlechtem Unterricht aufwuchs und ein unverträglicher, heftiger Charakter war. Näheres erfahren wir erst, als er kaum neunjährig die Heimat verließ, um in Frankreich erzogen zu werden (1. Januar 1779). Ehe er die ihm bestimmte militärische Erziehungsanstalt auffuchen konnte, mußte der Kleine, der allein den italienischen Dialekt seiner Heimat sprach, so viel Französisch lernen, um dem Unterricht folgen zu können. Wenige Monate Aufenthalt in einer Schule zu Autun genügten dem schnellfassenden Knaben, um dies Ziel zu erreichen. Hierauf siedelte er in die Militärschule von Brienne über (Mai), womit seine eigentliche Erziehung und sein erster systematischer Unterricht begann. — Diese Anstalt, von Franziskanern geleitet, war von Ludwig XVI. gegründet worden. An 100 bis 150 adelige Zöglinge sollten dort Aufnahme finden; etwa die Hälfte der Stellen war Söhnen ärmerer Familien, für die der König die Kosten der Erziehung trug, sogenannten Boursiers, vorbehalten; die übrigen Schüler, die „Pensionäre“, zahlten eine hohe Pension,

lebten aber neben den Bourfiers, ohne eine Auszeichnung zu genießen.

Es war eine harte Schule, die für den Neunjährigen damit begann. Zwar die Anforderungen des Unterrichts waren nicht drückend. Der vornehmste Lehrgegenstand war Latein. Die Schüler wurden im Laufe von sechs Jahren so weit gefördert, daß sie Cäsar und Cicero, sowie ausgewählte Stücke aus Horaz und Vergil lesen konnten; daneben erhielten sie oberflächlichen Unterricht in der Litteratur, in der Geschichte des Alterthums und Frankreichs, in Geographie, Mathematik und der deutschen Sprache. Daß regelmäßige Religionsübungen nicht fehlten, ist bei der geistlichen Leitung der Anstalt selbstverständlich. In allen Gegenständen waren die Anforderungen niedrig, die Zahl der täglichen Stunden gering; lange Ferien, häufige Ausflüge, körperliche Übungen, wie Tanzen und Fechten, sorgten reichlich für Erholung. Außerordentlich hart war dagegen die Bestimmung, daß kein Zögling die Anstalt während der Ferien verlassen sollte; selbst das Elternhaus durften sie nur ausnahmsweise bei Todesfällen naher Angehöriger aufsuchen. Die Schüler, die aus Frankreich stammten, wurden durch häufige Besuche ihrer Eltern oder anderer Verwandten über die Trennung vom Elternhause getröstet: für Napoleon galt diese Erleichterung nicht. Nur einmal, nach fünfjähriger Trennung, besuchte ihn sein Vater; es war das letzte Mal, daß er ihn sah; im folgenden Jahre bereits starb Karl Bonaparte nach längerem Siechtum (24. Februar 1785). Kein Wunder, daß Napoleon schon frühzeitig zur Melancholie neigte und sich aus der reizlosen, rauhen Champagne nach seiner farbenprächtigen, warmen Heimat zurücksehnte. Das einzige Mittel, das Heimweh zu mildern, den freundschaftlichen Anschluß an seine Mitschüler, verschmähte er. Von vornherein stand er den Kameraden fremd gegenüber. Trotzdem

sein Vater mit den französischen Behörden Freundschaft hielt, war er im Haß gegen die Franzosen, die sein Vaterland unterjocht hatten, aufgewachsen, und den Franzosen galt er als Angehöriger einer unterworfenen, nicht gleichberechtigten Nation: häufig genug hatte er unter ihren Spöttereien über seine Herkunft und seine italienische Aussprache zu leiden. Napoleon beantwortete solche Neckereien mit Wutausbrüchen und zog sich schließlich ganz zurück, um inmitten seiner Mitschüler ein Eremitenleben zu führen. In einem Winkel des Gartens, der den Böglingen für ihre Spiele zur Verfügung stand, schuf er sich durch Umzäunung eines Platzes mit Palissaden und Buschwerk eine Art Festung, in der er seine Mußestunden ungestört mit Lesen und Träumen verbringen konnte. Wehe dem, der in das Heiligtum einzudringen wagte; mit wilder Rücksichtslosigkeit verteidigte Napoleon sein Eigentum, wie er überhaupt bei allen seinen Kämpfen mit den Kameraden eine unbändige Energie und gänzliche Verachtung des körperlichen Schmerzes zeigte. Nur selten trat er aus seiner Einsamkeit heraus und machte gemeinsame Sache mit den Mitschülern, etwa wenn es einem verhassten Lehrer einen Bissen zu spielen galt, oder wenn er ihre kriegerischen Spiele leiten konnte. Von erstaunlicher Frühreife, übertraf er die meisten seiner Kameraden weit an Urteilskraft und ließ sie diese Überlegenheit gern in schneidender Weise fühlen, sobald er sich einmal zu Diskussionen mit ihnen herbeiließ. Daraus gingen dann neue Reibungen hervor. Die Hofierung, zu der ihn die Mißhandlung der Franzosen und sein unverträglicher Charakter verurteilten, war nur geeignet, seinen korsischen Patriotismus und den Haß gegen die französischen Bedränger zu steigern. Der Freiheitskämpfer Paoli, der Waffenbruder seines Vaters, wurde sein Ideal, und stets trug er sich mit der stillen Hoffnung, dereinst mit Hilfe der in Frank-

reich erworbenen Kenntnisse die Ketten seines Vaterlandes zu brechen.

Nicht mehr als bei den Schülern war Napoleon bei den Lehrern beliebt. Auch ihnen gegenüber zeigte er sich trotzig und verschlossen. Seine Leistungen waren im allgemeinen mittelmäßig, da ihm schon die ungenügende Beherrschung der Sprache es schwer machte, mit den Mitschülern Schritt zu halten. Die Lehrer, zum größten Teil ohne große pädagogische Begabung und Neigung, suchten weder auf den Charakter des Knaben Einfluß zu gewinnen, noch gaben sie sich gehörige Mühe, seinen Bildungsgang zu leiten. Napoleon zeigte von Anfang an entschiedene Abneigung gegen das Lateinische. Sein durchaus auf das Praktische gerichteter Geist wollte nicht begreifen, welchen Vorteil die Kenntnis einer toten Sprache dem künftigen Offizier bringen könne, und die Lehrer ließen die Vernachlässigung dieses Unterrichtszweiges hingehen. In den exakten Wissenschaften, in Mathematik und Geographie, leistete Napoleon dagegen Hervorragendes, und in geschichtlichen Kenntnissen that er es allen zuvor. Alles was die Schulbibliothek an historischen Werken besaß, durchflog er, und dem Geschmacke der Zeit folgend, begeisterte er sich an den Lebensbeschreibungen Plutarchs: sein instinktiver Republikanismus, der ihm als Korsetz angeboren war, wurde seitdem allmählich zur politischen Überzeugung. Sein Lieblingsstaat im Altertum war Sparta, dessen rauhe Sitten ihn an seine Heimat erinnerten, und ihn selbst nannten die Mitschüler spottend den Spartiaten.

Nach fünfjährigem Aufenthalt war die Brienner Leidenszeit zu Ende. Napoleon wurde nebst zwei Kameraden zum Kadetten der Artillerie ernannt und nach Paris in die Militärschule berufen, um hier seine weitere Ausbildung zu empfangen (Oktober 1784). Er hatte sich für die Artillerie entschieden, weil in dieser gelehrten Waffe

persönliche Tüchtigkeit für das Avancement mehr bedeutete, als bei der Infanterie und Kavallerie, wo die höheren Stellen fast ausschließlich der hohen Aristokratie vorbehalten wurden. Bei der Artillerie dagegen war auch dem niederen Adel ohne Vermögen Gelegenheit gegeben, allmählich emporzukommen. — Jetzt erhielt Napoleons Leben schon einen militärischeren Anstrich. Die Schüler standen unter strenger militärischer Aufsicht und lernten von der Großstadt so gut wie nichts kennen. Mit dem Unterricht nahm man es weit ernster als in Brienne, aber von einem eigentlichen kriegswissenschaftlichen Studium war nicht die Rede: allein in die Elemente der Fortifikation wurden sie eingeführt. Exerziert wurde dagegen fleißig und hoher Wert auf die Ausbildung körperlicher Fertigkeiten gelegt wie Tanzen, Reiten und Fechten. Die Schule sollte eben nicht wie die heutigen Kriegsschulen in erster Linie tüchtige Offiziere, sondern Edelleute heranbilden und adelige Sitte pflegen. Man war daher zufrieden, wenn den Zöglingen einige militärische Grundbegriffe und Gewöhnung an Disziplin beigebracht wurde.

Das frische militärische Treiben war von wohlthätigstem Einfluß auf Napoleon. Er entriß sich seinen melancholischen Träumen und nahm wie an den körperlichen Übungen, so auch an den Gesprächen und Spielen der Kameraden teil; an den Kämpfen, die der natürliche Gegensatz zwischen den armen Boursiers und den reichen hochadeligen Pensionären entfesselte, beteiligte er sich mit leidenschaftlichem Eifer, und gern erinnerte er sich später an die Prüffe, die er damals ausgeteilt hatte. Selbst einen Freund gewann er hier, Alexander Desmazis, mit dem er auch später als Kaiser eng verbunden geblieben ist. Wie in Brienne war es auch in Paris die Mathematik, die ihn vorzugsweise anzog, und der Fleiß, den er diesen Studien gewidmet hatte, belohnte sich

unerwartet schnell: schon nach einjährigem Aufenthalt bestand er das Offiziersexamen, zu dem die meisten Zöglinge erst nach zwei oder drei Jahren zugelassen wurden. Eben sechzehnjährig zum Leutnant ernannt, ging er dann gemeinsam mit Freund Desmazis nach Valence ab zum Regiment La Fère, das er sich gewählt hatte, um seiner korsischen Heimat möglichst nahe zu sein (Oktober 1785).

Denn Korsen war er auch in Paris geblieben. Trotz der näheren Beziehungen zu französischen Kameraden hielt er an dem Widerwillen gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes fest. Seine offen zur Schau getragene Gesinnung zog ihm gelegentlich eine Rüge durch die Leitung der Schule zu, ja selbst sein Beichtvater suchte einmal auf ihn einzuwirken, erzielte aber damit nur, daß Napoleon in heftigem Zorne aus dem Beichtstuhl entlief. Welche Freude daher, als er nach einjährigem Dienste beim Regiment einen halbjährigen Urlaub erhielt, um seine Heimat aufzusuchen. Mit Enthusiasmus gab er sich den Reizen der korsischen Natur hin, und mit Innigkeit begrüßte er seine Mutter und Geschwister, von denen er die älteren nicht mehr und die jüngsten noch nicht kannte. Eine anziehende und echt korsische Seite in dem mürrischen und verschlossenen Charakter des jungen Napoleon ist sein außerordentlich lebhafter Familiensinn. Schon in Brienne schmiedete er Pläne, wie er später seinem Vater und seinen Geschwistern nützlich sein könne. Als sein Bruder Joseph, der ursprünglich zum Geistlichen bestimmt war, nach einigen Jahren der Vorbereitung die militärische Laufbahn einschlug, tadelte ihn der Dreizehnjährige bitter, daß er damit darauf verzichte, der Familie durch den Erwerb eines hohen geistlichen Amtes Vorteile und Ansehen zu verschaffen. Diesen Familiensinn zu bethätigen, fand er jetzt reichlich Gelegenheit. Der Vater hatte der Witwe außer acht Kindern wenig Varmittel und eine unbollendete

Maulbeerbaumschule hinterlassen; ein Oheim Frau Lätitias, der ihr mit Rat und That zur Seite gestanden hatte, war schwer erkrankt; der älteste Sohn Joseph war ohne Erwerb und studierte in Pisa, nachdem er die militärische Karriere aus Mangel an Mitteln wieder aufgegeben hatte. Mit Energie und Verständnis wandte sich Napoleon den häuslichen Geschäften zu und ließ sich zu diesem Zwecke seinen Urlaub mehrfach verlängern. Den primitiven landwirtschaftlichen Betrieb suchte er zu verbessern, freilich umsonst, da die Mittel dazu fehlten. Karl Bonaparte hatte mit Unterstützung der Regierung die Anlage einer Maulbeerbaumpflanzung begonnen, und jetzt hatte die Regierung die Subvention entzogen: Napoleon entschloß sich kurz, nach Paris zu gehen, um bei den Centralbehörden ein Gesuch um Weiterzahlung der Unterstützung anzubringen (Ende 1787). Die Mühe war vergeblich, er mußte mit leeren Händen nach Ajaccio zurückkehren. Auch nach dem Ablauf seines Urlaubs ließ er die Familienangelegenheiten nicht aus dem Auge und gab seiner Mutter von der Garnison aus die mannigfachsten Ratschläge. Einige Jahre später (1791) suchte er ihr die häuslichen Sorgen dadurch zu erleichtern, daß er seinen Bruder Ludwig zu sich nahm und ihn — trotz seines geringen Leutnantsgehalts von etwa 1200 Franks — auf eigene Kosten erzog.

Einundzwanzig Monate war er vom Regiment entfernt gewesen, das mittlerweile nach Auxonne verlegt worden war. Es war im Laufe der Jahre eine große Veränderung mit dem Brienner Sonderling vorgegangen. Schon in Valence hatte er sich den Kameraden noch mehr als in Paris genähert und war nur vorübergehend wieder in die alte Schwermut verfallen, als ihm kurz nach dem Eintritt ins Regiment das erste Urlaubsgesuch abgeschlagen worden war. Jetzt, nachdem er die Sehnsucht nach der Heimat gestillt hatte, hatte er den alten Träumer ganz

abgestreift; er fühlte sich im Kreise der jungen Offiziere wohl, nahm an ihren lustigen Streichen teil und verstand ihre Neckereien zu ertragen und zu erwidern. Auch von gesellschaftlichen Verpflichtungen schloß er sich nicht aus und nahm sogar Unterricht in Musik und Tanz, um die mangelnden gesellschaftlichen Fertigkeiten zu erwerben. Sein äußeres Leben unterschied sich also wenig von dem seiner Kameraden, wenn er sich auch weit mehr ernsten Beschäftigungen hingab als die meisten von ihnen. In welchem Ansehen er bei ihnen stand, zeigt, daß sie ihm die Abfassung von Statuten für die „Calotte“, eine Art Ehrengericht unter den Leutnants, übertrugen.

Für seine militärische Fortbildung war der Dienst im Regiment von höchster Bedeutung. In Paris hatte er, wie wir sahen, von allgemeinen militärischen Dingen wenig und von der Artillerie speziell gar nichts gelernt, theoretisch und praktisch mußte er den Dienst von Grund aus erst kennen lernen. Das Durchschnittsmaß an notwendigen Kenntnissen erwarb er sich bald. Nicht zufrieden damit, studierte er die Geschichte seiner Waffe, die soeben in Frankreich eine gründliche Umgestaltung erfahren hatte, und lenkte durch seinen eisernen Fleiß wie durch seine Geschicklichkeit die Aufmerksamkeit der Vorgesetzten auf sich: zu einer Kommission, die verschiedene Reformvorschläge praktisch prüfen sollte, wurde als einziger Unterleutnant Napoleon zugezogen unter Übergehung mehrerer älterer Kameraden.

Diese technischen Arbeiten nahmen Napoleons Arbeitskraft nur zum Teil in Anspruch, er behielt Zeit genug zu reicher geistiger Beschäftigung. Daß er die französischen Klassiker studierte, ist selbstverständlich und ebenso, daß er seiner ganzen herben Natur entsprechend der Tragödie vor der Komödie den Vorzug gab. In seinen wissenschaftlichen Bestrebungen blieb er seiner Vorliebe für die Historie

treu; zahlreiche Excerpte über die Geschichte europäischer und außereuropäischer Länder sind uns erhalten geblieben. Die Menschen und ihre Einrichtungen kennen zu lernen, war der Wunsch, der ihn bei diesen Studien leitete, und überall führte ihn sein praktischer Blick auf das Wesentliche. Aus demselben Grunde verfolgte er eifrig die gleichzeitigen Ereignisse. Die Lektüre oppositioneller Schriftsteller belehrte ihn über die grenzenlose Verwirrung des damaligen französischen Staatswesens; aufmerksam studierte er den Bericht des Finanzministers Necker über die Staatsfinanzen, und als dann bei Beginn der Revolution die Generalstände zusammengetreten waren, orientierten ihn ihre Verhandlungen über alle Persönlichkeiten von politischer Bedeutung.

Seine politische Überzeugung war noch dieselbe, die er schon in Brienne und Paris bekannt hatte. Jetzt wurde sie gefestigt durch die Lektüre Rousseaus und Raynals, der Schriftsteller, die damals die öffentliche Meinung beherrschten. Rousseaus Lehre von der ursprünglichen Gleichheit aller Menschen entsprach seiner republikanischen Gesinnung und fand in dem armen Adeligen, der in Paris unter dem Hochmut der hohen Aristokraten gelitten hatte, einen dankbaren Hörer; Raynals feurige Verteidigung des Rechts der Insurrektion gegen eine ungerechte Regierung war wie geschaffen für den patriotischen Sohn des von Fremden unterjochten Korsika. Jahrelang lebte denn auch Napoleon in dem Gedankenkreis dieser seinen korsischen Empfindungen so entgegenkommenden Schriftsteller. Wie Raynal verabscheut er die Eroberungen, und den höchsten Ruhm verdienen ihm nicht siegreiche Feldherren oder Könige, sondern Helden, die sich in voller Selbstverleugnung ohne persönlichen Ehrgeiz dem Dienst ihres Vaterlandes oder einer Idee widmen: Charaktere, wie sie das Altertum in Cato oder Cincinnatus hervorgebracht hat und jetzt allein noch

das weltentrückte Korsika aufweist. Gleich Raynal macht er die Regierungen für den moralischen Verfall der Völker verantwortlich und sieht in der modernen Geschichte nur eine fortgesetzte Unterdrückung der popularen Freiheit. Wie Rousseau erklärt er das Christentum für eine der staatlichen Autorität feindliche Macht und seinen universalen Charakter für unvereinbar mit wahrem Patriotismus. Unter Raynals Einfluß wandte er sich völlig von der katholischen Kirche und ihrer Hierarchie ab. Eine tiefere religiöse Natur war er von Anfang an nicht gewesen, und wir hören auch nicht, daß seine Lehrer seine religiösen Empfindungen in den Knabenjahren zu vertiefen gesucht hätten. Die kirchlichen Übungen hatte er gewohnheitsmäßig ohne inneren Trieb vollzogen und frühzeitig skeptischen Gedanken Raum gewährt: es war daher natürlich, daß er seinen Lieblingschriftstellern auch auf diesem Gebiete folgte.

So bizarr uns manche seiner hingeworfenen Bemerkungen scheinen mag: sie beweisen jedenfalls seinen unbezähmbaren Wissensdurst und sein rastloses Streben, das Gelesene geistig zu verarbeiten und festzuhalten. Auch auf seinen Reisen nach Korsika begleiteten ihn die geliebten Bücher und gern rezitierte er dort mit Bruder Joseph Szenen aus den französischen Tragödien nach dem Gedächtnis. So oft das spätere Urteil der Frau von Nemusat, Napoleon sei im Grunde unwissend gewesen und habe wenig gelesen, auch nachgesprochen worden ist, so ungerecht ist es: eine systematische Bildung konnte er bei seiner ganzen Erziehung freilich nicht erwerben, aber an Vielseitigkeit des Wissens und an Belesenheit werden ihn wenig Zeitgenossen von ähnlichem Bildungsgange erreicht haben.

Ein besonderes Studium widmete Napoleon der Geschichte seiner Heimat. Auch hier verfolgte er einen unmittelbar praktischen Zweck: er wollte die Geschichte Korsikas

schreiben, um durch eine packende Schilderung der französischen Tyrannei die öffentliche Meinung Europas für die unglückliche Insel zu interessieren und seinen Landsleuten neuen Mut zum Kampf gegen die Fremden einzuhauchen. Er gedachte seinem Werke die Form eines offenen Briefes an den allmächtigen Minister Necker zu geben, in der Meinung, so dem Rotschrei des unterdrückten Volkes am besten Gehör zu schaffen. Die französische Revolution, die, wie wir noch sehen werden, Napoleon vor ganz neue Aufgaben stellte, unterbrach diese Arbeit für einige Zeit. Ein Jahr später hatte er sie aber so weit gefördert, daß er dem verehrten Raynal, dessen Bekanntschaft er mittlerweile gemacht hatte, eine kurze Skizze der korsischen Geschichte bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts vorlegen konnte. (Juni 1790.) Das Werk war noch unvollendet und wurde nicht gedruckt; sachlich fast ganz auf einer Geschichte Korsikas von Filippini beruhend, ist es nur als Zeugnis seines leidenschaftlichen Patriotismus von Wert. Es war nicht der erste schriftstellerische Versuch des jungen Leutnants. Die intensive Lektüre hatte ihn zu novellistischen Versuchen angeregt, und kleine Abhandlungen ernsteren Charakters fehlen ebenfalls nicht. Nach der korsischen Geschichte stellte er sich höhere Ziele: er bewarb sich um einen Preis von 1200 Franks, den die Akademie von Lyon für die beste Beantwortung der Frage, welcher Wahrheiten und Gefühle die Menschen zu ihrem Glücke bedürften, ausgeschrieben hatte (1791). Napoleon erklärte eine vernünftige Befriedigung der körperlichen und geistigen Bedürfnisse und Beherrschung der menschlichen Leidenschaften als unerläßliche Voraussetzungen zur Glückseligkeit, trug aber weder den Preis noch eine Anerkennung davon. Offenbar in großer Eile abgefaßt, läßt der Inhalt häufig den logischen Zusammenhang vermissen und ist wie die Geschichte Korsikas nur als Glaubens-

bekennnis von Bedeutung. In der Form zeigen diese für die Öffentlichkeit bestimmten Schriften Züge, die man später in seinen Bulletins an die Armee und Nation wiederfindet: ein dröhnendes Pathos, Vorliebe für große Zahlen und drastische Bilder. Die französische Sprache beherrschte er jetzt vollkommen, nur in seinen ersten Versuchen zeigen sich nach dem Urtheil der Kenner hier und da unfranzösische Wendungen.

Den Ausbruch der französischen Revolution begrüßte Napoleon mit Freuden. Der Absolutismus war dem Republikaner verhaßt, und die Abschaffung der Privilegien erleichterte den Wettbewerb im Heere. Vor allem hoffte er, daß sein Corsika Nutzen aus der Umwälzung ziehen könne, und nach den ersten Stürmen in Frankreich litt es ihn nicht länger in der Garnison: er eilte mit dreivierteljährigem Urlaub nach Ajaccio. (Herbst 1789). In Corsika waren die Wirkungen der beginnenden Revolution ähnliche wie in Frankreich: überall gab es Unruhen und Aufstände, und bald hatte die Regierungsgewalt bedeutend an Autorität verloren. Die Führer der Bewegung strebten danach, der Insel eine Selbstverwaltung zu verschaffen und ihr durch Organisation einer Bürgermiliz eine Exekutivgewalt zu sichern. Napoleon traf in Corsika ein, als die Bewegung bereits in vollem Gange war. Getreu seinen politischen Anschauungen unterstützte er nach Kräften die Volkserhebung, zugleich in der Absicht, sich ein Kommando in der Miliz und seinem Bruder Joseph, der soeben den Doktorgrad in Pisa erworben hatte, eine Stelle in der Zivilverwaltung zu erringen. Für die Zukunft der Familie wäre damit gesorgt gewesen. — Länger als drei Jahre verfolgte Napoleon diese Ziele. So lange er seinen Platz in Corsika noch nicht erobert hatte, behielt er seine Leutnantsstelle in der Linienartillerie bei, bei seinem Regiment freilich verweilte er nur wenige Monate (Februar bis

September 1791). Die Unordnung, die damals in der französischen Heeresverwaltung eingerissen war, bewirkte, daß ihm der Urlaub auf sein Ansuchen stets verlängert oder eigenmächtige Verlängerungen verziehen wurden. Als er einmal gar zu unbescheiden in der Überschreitung gewesen war, wurde er von der Liste der Offiziere gestrichen. Aber es kostete ihm wenig Mühe, durch persönliche Vorstellungen in Paris (Sommer 1792) seine Wiederanstellung ohne Verlust in der Anciennetät zu erhalten, da die Armee infolge der Emigrationen Mangel an geschulten Offizieren hatte. Trotz seines langen Fernbleibens wurde er bei der Wiederanstellung zum Kapitän befördert (August 1792), sein Patent auf den Februar zurückdatiert und das Gehalt nachgezahlt — ein wichtiger Umstand bei der Armut der Bonapartes.

Es konnte nicht fehlen, daß die Familienpolitik der Bonapartes mit gleichen Bestrebungen anderer Familien zusammenstieß. Korsika war von jeher das Land der Familienkonflikte; jetzt bei der allgemeinen Erregung lebten diese alten Zwistigkeiten wieder auf und vermischten sich mit den durch die französische Revolution hervorgerufenen Gegensätzen. Mit dem ganzen Feuer seiner leidenschaftlichen Natur stürzte sich Napoleon in diesen Parteitkampf, und als echter Sohn des Eilands verstand er alle die Waffen zu führen, die von alters her in den Familienfehden üblich waren: vor keiner Gewaltthat oder List scheute er zurück, wenn es galt, bei den Wahlen Mitbewerber aus dem Felde zu schlagen oder seiner Partei irgend einen Vorteil zu schaffen. Es gelang ihm, stellvertretender Befehlshaber eines Freiwilligen-Bataillons zu werden, aber die Versuche, die er machte, sich mit dessen Hilfe einen hervorragenden Einfluß zu sichern, schlugen fehl, weil die improvisierten Soldaten keine Disziplin hielten und er überdies, nur an zweiter Stelle komman-

dierend, nicht unbedingt über sie verfügen konnte. Paoli, der aus der Verbannung durch die französische Nationalversammlung heimgesandt, die oberste Leitung der Geschäfte übernommen hatte (Juli 1790), konnte dieser inneren Wirren nicht Herr werden. Er ergriff vielmehr selbst mit Eifer Partei und suchte alle Ämter in die Hände seiner Anhänger und Kreaturen zu bringen. Trotzdem die Bonapartes sich um die Gunst des Diktators bemühten, war er ihnen von Anfang an wenig hold; sei es, daß er ihnen mißtraute im Andenken an den schnellen Parteiwchsel ihres Vaters, sei es, daß er ihren Gegnern Gehör schenkte. Genug, sie zerfielen allmählich ganz mit ihm und mußten schließlich vor seiner Rache von der Insel flüchten; ihr Haus in Ajaccio wurde zerstört (Juni 1793). Die französische Regierung aber konnte ihnen nicht helfen, sondern mußte die Dinge auf der Insel gehen lassen, da sie mit mehreren Mächten im Kriege lag und keine Truppen zur Überwachung Korsikas verfügbar hatte.

Die Erfahrungen dieser Jahre brachten in Napoleon eine völlige Umwandlung hervor. Mit haßerfülltem Herzen gegen Frankreich war er nach Korsika gegangen: die Dekrete der Nationalversammlung, die den vergötterten Paoli zurückriefen und die Insel nicht mehr als erobertes Land, sondern als gleichberechtigte Provinz behandelten, milderten diese Stimmung. Die Fortschritte der Revolution, die seinen republikanischen Idealen entsprachen, versöhnten ihn vollends mit den Eroberern seines Vaterlandes. Wozu sollte sich Korsika noch von Frankreich losreißen, wenn es von ihm freie Institutionen empfing und durch die Sendung von Deputierten nach Paris über seine Geschicke mitbeschließen konnte? Bald genug mag seinem scharfen Urteil auch die Schwierigkeit oder Unmöglichkeit sich gewaltsam von Frankreich zu trennen, klar geworden sein. Paolis offenkundige Bemühungen, der Insel eine Selbst-

verwaltung zu geben und den Einfluß der Zentralgewalt zu schwächen, mußten dann die Bonapartes noch mehr auf die Seite der französischen Regierung treiben, denn allein mit ihrer Hilfe konnten sie zu Macht und Ansehen gelangen, nachdem ihnen der Diktator einmal seine Huld entzogen hatte. Wie seinem antifranzösisch-korsischen Partikularismus verfehten die Ereignisse auch seiner demokratischen Gesinnung einen starken Stoß. Schon die Disziplinlosigkeit der korsischen Freiwilligen und die mehrfach beobachtete Unbeständigkeit der Bevölkerung hatte ihn mit Mißtrauen gegen Volksbewegungen erfüllt; als er gar in Paris die Anarchie, in der Frankreich lag, unmittelbar vor Augen hatte, stand sein Urtheil fest. Er sah mit an, wie Ludwig XVI. gezwungen wurde, eine Jakobinermütze zu tragen und wie die Tuilerien erstürmt wurden (10. Aug. 1792), und so wenig Sympathie er mit dem weichlichen Bourbonen, der nicht zu Pferde steigen wollte, fühlte, so sehr empörten ihn die Greuel und Unordnungen, die der Sieg der entfesselten Massen im Gefolge hatte. Mit eigener Lebensgefahr mischte er sich nach der Erstürmung der Tuilerien unter die Menge, um der Abschächtung der gefangenen Schweizergarde Einhalt zu thun. Die Jakobiner galten ihm seitdem als Narren, die durch ihre Zügellosigkeit Frankreich zu Grunde richten würden; allein in einer konstitutionellen Regierung mit starker Exekutive sah er das Heil.

Das wichtigste war aber, daß in Napoleon selbst bisher verborgene Kräfte und Triebe entfesselt wurden. Er hatte in Korsika zeitweilig mehrere hundert Mann unter seinen Befehlen gehabt und Gelegenheit gefunden, seine militärischen Kenntnisse zu verwerten; er konnte sich sagen, daß er zu befehlen verstand und allen, mit denen er freundlich oder feindlich in Berührung gekommen war, weit überlegen war. Kein Wunder, daß sein Selbstgefühl

stieg und der Wunsch immer mächtiger in ihm wurde, seine Fähigkeiten an hervorragender Stelle, an bedeutenden Aufgaben zu erproben. Die Feindschaft mit Paoli verschloß ihm die Möglichkeit, in der Heimat einen solchen Platz zu erringen, es blieb also nur Frankreich übrig, das er seit einigen Jahren als zweites Vaterland zu betrachten gelernt hatte. In Korsika hatte seine Handlungen zuerst die Sorge für Heimat und Familie geleitet: die Vorgänge dort hatten aber einen persönlichen Ehrgeiz geweckt, der Befriedigung heischte, einen Ehrgeiz, den er in der Lyoner Preisschrift noch weit weggeworfen hatte. Napoleon hatte endlich gesehen, daß Fähigkeiten nicht genügten, emporzukommen und daß die Freundschaft der Mächtigen unentbehrlich sei: ohne Strupel widmete er daher von jetzt an der Jakobiner-Regierung in Frankreich seine Dienste, obwohl er sie im Grunde seines Herzens verabscheute. Den Abstraktionen Rousseaus und Raynals hatte er entsagt und war ein harter Realist geworden, der die Wirklichkeit zu beurteilen gelernt hatte und fest entschlossen war, sich mit ihr abzufinden.

II. Der erste Schritt zum Weltruhm.

Fast mittellos waren die Bonapartes in der Provence gelandet. In dieser Not belohnte sich Napoleons Vorficht, seine Stelle als Artillerieoffizier beibehalten zu haben: er wurde sogleich bei seinem alten Regiment wieder angestellt und konnte seine Familie unterhalten, bis seine ältesten Brüder Joseph und Lucian ein Amt gefunden hatten und seine Mutter Anteil an der Unterstützung erhielt, die die Regierung für die korsischen Flüchtlinge ausgesetzt hatte. Arbeit gab es damals in Südfrankreich für den Militär vollauf. Soeben hatte sich in der französischen Volksvertretung, im Konvent, die radikalste Partei, der von Robespierre geführte „Berg“, der Regierungsgewalt bemächtigt (Juni 1793) und verfolgte ihre Gegner, die Girondisten, mit Kerker und Guillotine. Nicht alle Provinzen nahmen diesen Systemwechsel geduldig hin. So erhob sich die Provence und mit ihr Marseille und Lyon, die größten Städte Frankreichs nach Paris, gegen die despotischen Jakobiner; ja der beste Kriegshafen Frankreichs, Toulon, hatte dem Landesfeinde seine Thore geöffnet und den Engländern die französische Flotte ausgeliefert. Zur Unterwerfung dieser Rebellion rückte eine Armee des Konvents unter General Carteaux heran, der auch Napoleon zugeteilt wurde. Ohne große Mühe wurden die Scharen der Aufständischen zersprengt, Marseille wiedergewonnen (August 1793), und Carteaux konnte sich der Belagerung des festen Toulon zuwenden.

Mit dieser Belagerung beginnt Napoleons militärische Laufbahn.

Bei den ersten Einschließungsgefechten wurde der Kommandant der Artillerie verwundet und zu seinem Nachfolger Napoleon bestimmt (September) auf Vorschlag des Konventskommissars Salicetti, der, ein Landsmann Napoleons, mit den Bonapartes gemeinsam gegen Paoli gefochten und auf Korsika Napoleons Fähigkeiten würdigen gelernt hatte. Es war eine schwierige Aufgabe, die Napoleon damit übernahm. Wie alle Armeen der jungen französischen Republik war auch die Carteaux' schlecht diszipliniert und ausgerüstet; die Artillerie insbesondere war in kläglichem Zustande, weder Material noch Menschen genügten den Anforderungen. Mit unermüdlicher Sorgfalt ließ Napoleon bessere Geschütze herbeischaffen und bildete seine Artilleristen aus; sodann entwarf er Pläne, um eine Höhe, die den Hafen beherrschte, zu erobern, wodurch die englischen Schiffe vertrieben und die Stadt unfehlbar genommen werden mußte. Carteaux wollte nicht auf die kühnen Pläne seines Untergebenen eingehen, aber die Konventskommissare waren einsichtiger und unterstützten Bonaparte nach Kräften; mißmutig ließ schließlich der Oberbefehlshaber den Kapitän „canon“ gewähren. Unter mehreren heftigen Gefechten, bei denen sich Napoleon persönlich rücksichtslos aussetzte, gelang es, die bezeichnete Stellung — das Fort Eguillette im Westen Toulons — zu nehmen; wie er voraus gesagt hatte, überließen die Engländer die Stadt sogleich ihrem Schicksal und die Aufständischen ergaben sich nach zwei Tagen auf Gnade und Ungnade (19. Dezember). An den Greuelsszenen, die nun folgten, beteiligte sich Napoleon nicht; wie einst im Tuileriengarten suchte er vielmehr dem Wüten der Sieger Einhalt zu thun, ohne freilich bei dem Blutdurst der Konventskommissare viel auszurichten. Vornehmlich Napoleons Rat schläge und seine Energie hatten

den Erfolg herbeigeführt, und der Lohn blieb auch nicht aus: schon während der Belagerung war er zum Bataillonskommandeur ernannt worden, nach dem Falle Toulons stieg er zum Brigadegeneral empor.

Außerordentlich wichtig war, daß Napoleon durch seine Leistungen vor Toulon die Gunst der Beauftragten des Konvents erworben hatte. Ihrem Einflusse verdankte er, daß er nun der Armee zugewiesen wurde, die an der Grenze Piemonts gegen die Oesterreicher und Sardinier focht und den Auftrag erhielt, Pläne für eine Offensive dieser Armee in die Poebene auszuarbeiten. Er entledigte sich dieser Aufgabe mit großem Geschick, aber ehe die Entwürfe ausgeführt werden konnten, wurde in Paris die Schreckensherrschaft Robespierres gestürzt und die daraus hervorgehenden Unordnungen legten die Kriegführung einstweilen lahm. Für Napoleon selbst drohte der Umschwung die schlimmsten Folgen zu haben: als Schützling der Kommissare der gestürzten Regierung galt er den neuen Machthabern als Vertrauter Robespierres und wurde verhaftet obwohl er nie eine politische Rolle gespielt, sondern sich auf seine militärischen Obliegenheiten beschränkt hatte (9. August 1794). Schon nach einem Monat freilich wurde er entlassen und in seine Charge wieder eingesetzt, da man keine Spur eines näheren Verhältnisses zu Robespierre gefunden hatte.

Die nächsten Monate füllten Vorbereitungen zu einer Expedition gegen Korsika aus, das von den Engländern besetzt worden war, aber die Überlegenheit der englischen Marine über die französische ließ die Unternehmung nicht zur Ausführung kommen. Ein neues Kommando rief ihn nach einem ganz anderen Kriegsschauplatz: er erhielt den Befehl, nach der Westarmee, die unter dem Kommando des Generals Hoche gegen die aufständischen Royalisten in der Vendee im Felde stand, abzugehen (Anfang Mai 1795).

Er hatte keine Eile, dem Befehle Folge zu leisten. Sein Weg nach dem Westen führte ihn über Paris und hier suchte er durch persönliche Einwirkung auf die Häupter der Regierung wieder einen Platz in der italienischen Armee zu erhalten, um auf einem ihm von seinen vorjährigen Arbeiten her vertrauten Kriegsschauplatz Verwendung zu finden. Unter dem Vorwande, seine angegriffene Gesundheit wieder herstellen zu müssen, zögerte er die Abreise mehrere Monate lang hin und bestürmte das Kriegsministerium mit Denkschriften über eine Offensive gegen die Oesterreicher und Sarden in Oberitalien. Die kühnen Gedanken, die er hier entwickelte, sollte er selbst ein Jahr später aufs glänzendste durchführen, einstweilen fanden sie wenig Verständnis. Napoleons Wunsch wurde nicht erfüllt, er wurde vielmehr von der Artillerie zur Infanterie versetzt, was er als eine Zurücksetzung ansah. Als er dann seine Abreise immer wieder hinausshob, wurde er wegen Ungehorsams aus der Liste der französischen Generale gestrichen (Mitte September). Es war das Werk seiner persönlichen Gegner, deren er viele in der obersten Heeresverwaltung hatte, da das Mißtrauen gegen ihn als angeblichen Gehilfen Robespierres noch nicht geschwunden war. Um ein neues Amt zu finden, dachte Napoleon in dieser Lage ernstlich daran, eine militärische Mission in der Türkei zu übernehmen und die türkische Armee zu reorganisieren, wozu sich der Sultan soeben französische Offiziere erbeten hatte. Aber ein neuer politischer Umschwung in Paris führte den stellenlosen General mit einemmal in den Mittelpunkt der Geschäfte.

Die Regierung, die Robespierres Schreckensregiment abgelöst hatte, hatte ihre Existenz mehrfach gegen Rutschke der radikalen Jakobiner verteidigen müssen: die natürliche Folge davon war, daß sie immer mehr zu gemäßigten Grundsätzen neigte und die Regierungsgewalt von der

Pariser Straße unabhängig zu machen trachtete. Eine neue Verfassung ward erlassen, worin die Legislative zwei neu zu wählenden Kammern, die Exekutive einem Kollegium von fünf Männern — „Direktoren“ — übertragen wurde. Der entschiedene republikanische Charakter der Regierung wurde gewahrt durch den Ausschluß der Emigranten aus Frankreich, aber gleichzeitig wurden die politischen Klubs, die Quelle so vieler Unruhen, aufgelöst und das ganze politische Leben schärfer überwacht. Diese Wendung zur Mäßigung erregte in den Royalisten die Hoffnung, mit der Republik überhaupt ein Ende machen zu können, und ihnen schlossen sich viele Republikaner gemäßigter Richtung an, die zwar nicht die Errungenschaften der Revolution, wohl aber die herrschende Partei beseitigen wollten. Die Agitation dieser Kreise war in den Provinzen wie in Paris erfolgreich. Die Gefahr lag nahe, daß die Wahlen zu den neuen Kammern eine royalistische Majorität ergaben und dann waren die bisherigen Machthaber aufs höchste bedroht, da die Royalisten die Mörder Ludwigs XVI. voraussichtlich nicht schonen würden. Um sich hiergegen zu sichern, verkündete der Konvent ein Gesetz, wonach der größte Teil der bisherigen Abgeordneten, trotzdem ihre Wahlzeit abgelaufen war, Mitglieder der neuen Volksvertretung werden sollten. Damit waren die Hoffnungen der Gegner auf eine regierungsfeindliche Mehrheit vereitelt. Diese Beschränkung des Wahlrechts verletzte aber die Pariser, die ohnehin dem Konvent schon abhold waren, aufs höchste, so daß die Umtriebe der Opposition unter ihnen günstigen Boden fanden. Es war bald klar, daß sich eine gewaltsame Auflehnung gegen die Beschlüsse des Konvents vorbereitete. Der Konvent war gegen diese Bewegung auf seiner Hut und ernannte ein eigenes Komitee, das sie zu überwachen und für die militärische Sicherheit der Regierung zu sorgen hatte. Das Haupt dieses Komitees war

Barras, ein Mann, der früher unter Robespierre als Konventskommisſar der Einnahme von Toulon beigewohnt und dabei Napoleon kennen gelernt hatte. Selbſt von geringer militäriſcher Begabung und der ihm übertragenen Aufgabe nicht gewachſen, ſuchte er nach einem General, der das thatſächliche Kommando der Regierungstruppen unter ſeiner Oberleitung übernehmen konnte. Da ſchien ihm niemand geeigneter als der Eroberer Toulons, deſſen Energie und politiſche Zuverlässigkeit ihm außer Zweifel ſtand.

Napoleon nahm die ihm angebotene Stellung an. Was ihn bewog, war nicht nur der Ehrgeiz, eine hervorragende Rolle zu ſpielen, ſondern auch die Überzeugung, daß es galt, die Republik und die Revolution gegen die Royaliſten und die hinter ihnen ſtehenden Emigranten zu verteidigen. Denn ſo wenig er für die Straßendemagogie übrig hatte, ſo weit war er entfernt von jeder Sympathie für das alte Königshaus, das nach ſeiner Rückkehr ohne Frage das verhaßte alte Régime wieder hergeſtellt hätte. Seine eigene Zukunft war endlich zu eng mit dem Beſtehen der Republik verknüpft: welche Rolle hätte wohl ein General von ſeiner Vergangenheit unter den Bourbonen ſpielen können? — Die Ernennung Napoleons belebte ſogleich alle militäriſchen Vorbereitungen. Das erſte war, daß er ſich mit der in Straßenkämpfen wirksamſten Waffe, mit Artillerie, verſorgte. Als dann die Aufſtändiſchen einen Tag nach ſeiner Ernennung die Tuileries, den Sitz des Konvents, angriffen (13. Vendemiaire, 5. Oktober), wurden ſie mit Kartätſchfeuer empfangen, zurückgeſchlagen und am folgenden Tage vollends überwältigt. Napoleons unſchon bekannte Abneigung gegen nutzloſe Grausamkeiten verhütete eine blutige Verfolgung der Fliehenden.

Noch mehr als die Eroberung Toulons war dieſer raſche Erfolg ſein Werk und für ſein eigenes Schickſal bedeutete er eine weit entſcheidendere Wendung als jene.

Zum Lohn für seine Dienste wurde er zunächst zum Divisionsgeneral, dann zum Oberbefehlshaber der Armee des Innern ernannt (26. Oktober 1795): noch vor wenigen Wochen ohne Amt, bekleidete er jetzt einen der höchsten militärischen Posten und stand in gleichem Range mit Hoche, Jourdan und Kellermann, deren Namen, als der Überwinder der Österreicher und Preußen, damals in aller Munde waren. Ihren Ruhm hatte Napoleon freilich durch die Niederwerfung der Pariser noch nicht erreicht, aber er stand jetzt in engster Beziehung zu den Machthabern und durfte hoffen, von ihnen binnen kurzem ebenfalls ein Kommando gegen die auswärtigen Feinde zu erhalten und dann alle zu überstrahlen. Auch nach einer anderen Seite war der 5. Oktober bestimmend für Napoleons Zukunft. Während seines langen Aufenthaltes in Paris hatte er zum ersten Male die seit dem Schluß der Schreckenszeit wiedererwachte Pariser Geselligkeit kennen gelernt und sich den neuen Reizen und Eindrücken mit voller Seele hingeeben. Eine glänzende Salonfigur war Napoleon auch jetzt noch nicht. Klein von Gestalt und hager, mit unregelmäßigen gelblichen Gesichtszügen und ungepflegtem dünnen Haar, machte er durch seine hastigen Bewegungen den Eindruck der Nervosität und Kränklichkeit, aber wie schon früher in Auxonne erregte er das Interesse durch seine Lebhaftigkeit und durch den herrischen Blick seiner großen graublauen Augen. Die Energie seines Auftretens fesselte nicht zum wenigsten die Frauen, die, wie nur je zur Königszeit, den Salon beherrschten. Napoleon selbst konnte nicht Worte genug finden, um die Kunst, mit der sie ihre Herrschaft ausübten, zu bewundern. Jetzt führte ihn seine amtliche Stellung fast täglich in die geistreichen und leichtfertigen Zirkel, die sich um die Häupter der Regierung bildeten, und hier lernte er die Frau kennen, die ihn bald ganz gefangen nahm. Einen nachhaltigen Eindruck hatte bisher ihm noch

keine Frau gemacht. Als junger Leutnant hatte er die Ländeleien seiner Kameraden verspottet und die Liebe überhaupt verurtheilt, weil sie den Mann von seinen bürgerlichen Pflichten abzöge. Im discours de Lyon hatte er die Theorie allerdings schon fallen lassen und eine auf Neigung beruhende Ehe als Vorbedingung zur Glückseligkeit gefordert: als sich dann Joseph durch die Heirat mit einer wohlhabenden Marsseillerin ein glückliches Heim gegründet hatte, überkam auch ihn die „Tollheit“, sich verheiraten zu wollen. Ohne eine tiefere Neigung zu empfinden, bewarb er sich um die Hand von Josephs Schwägerin (Sommer 1795), aber die Sache zerstückte sich, und Napoleon wurde durch sein neues Leben in Paris bald in ganz andere Bahnen gelenkt. Es war Josephine von Beauharnais, die ihn fesselte. Eine von Martinique stammende Kreolin war sie in Paris erzogen und im Jahre 1779 mit dem Vicomte Beauharnais verheiratet worden, der in den ersten Revolutionsjahren als Abgeordneter und General eine Rolle spielte und in der Schreckenszeit enthauptet wurde. Mutter zweier Kinder und sechs Jahr älter als Napoleon stand Josephine nicht mehr in der Blüte der Jugend und galt auch den meisten Zeitgenossen nicht als schön, aber allgemein wird sie als eine graziose Erscheinung von großer natürlicher Anmut geschildert. Daß sie trotz recht mangelhafter Bildung und unbedeutendem Verstande gewandt Konversation zu machen wußte, versteht sich bei der eleganten Französin von selbst. In sittlicher Hinsicht keineswegs tadellos — was freilich damals wenig bedeutete — galt sie als eine Vertraute des einflußreichen Direktor Barras, und oft ist behauptet worden, daß Napoleon sich um ihre Hand beworben habe, um durch sie desto höher in Barras' Gunst zu steigen und das Kommando der italienischen Armee als Morgengabe zu erhalten. Ob Napoleon derartigen Berechnungen Raum

gegeben hat oder nicht, ist nicht zu entscheiden: gewiß ist, daß er sie leidenschaftlich geliebt und lange Zeit unter dem Zauber ihrer Persönlichkeit gestanden hat. Josephine selbst war einer tieferen Empfindung kaum fähig und empfand für Napoleon mehr eine mit gewissem Grauen gemischte Bewunderung als Neigung, aber geschmeichelt durch die Werbung des talentvollen Generals, dem das Oberkommando in Italien zugebacht war, und beeinflusst von seinem imponierenden Selbstbewußtsein fand sie nicht den Entschluß, ihn abzuweisen — so wenig wie später die Kraft, ihm die Treue zu bewahren.

Fast gleichzeitig mit seiner Vermählung (9. März 1796) erreichte Napoleon das Ziel seiner Wünsche, die Ernennung zum Kommandierenden der italienischen Armee, und drei Tage nach der Hochzeit war er bereits auf der Reise nach den Alpen. Die Lage hatte sich sehr verändert, seit Napoleon vor zwei Jahren zum ersten Male den italienischen Kriegsschauplatz studiert hatte. Damals lag die Republik mit allen Großmächten außer Rußland und mit sämtlichen Nachbarn im Kriege: jetzt hatten Preußen und Spanien Frieden geschlossen (1795), und die Streitkräfte gegen Österreich konnten verstärkt werden. Trotzdem war das letzte Kriegsjahr nicht glücklich für die französischen Heere gewesen: am Rhein hatten sie nach anfänglichen Erfolgen schwere Niederlagen erlitten und an der italienischen Grenze hatten sie sich nur in den Besitz des Apenninpasses von Altare (bei Savona) gesetzt, ohne über das Gebirge hinaus vordringen zu können. Die verbündeten Österreicher und Sardinier unter General Beaulieu hielten die nördlichen Abhänge des Gebirges noch besetzt, die Österreicher mit ihrer Hauptmasse bei Acqui, südlich Alessandria, die Sarden am oberen Tanaro stehend. Napoleons Plan war nun,

auf der Straße von Savona den Apennin zu überschreiten und die weit voneinander stehenden Bundesgenossen einen nach dem andern zu schlagen und die Österreicher nach Osten zu jagen. Dann wollte er auf Turin marschieren und das wehrlose Piemont zum Frieden zwingen. Hierauf sollte die Eroberung der Lombardei und ein Angriff über Tirol auf das Herz der österreichischen Erblande folgen, unterstützt von dem gleichzeitigen Vorgehen der französischen Truppen in Deutschland. Die Armee, die ihm zur Ausführung dieses Planes zur Verfügung stand, war nicht ganz 40 000 Mann stark und etwa 10 000 Mann schwächer als der Gegner, aber er hoffte durch Schnelligkeit das Gleichgewicht der Kräfte herzustellen. Verpflegung und Bekleidung der Soldaten waren äußerst mangelhaft und die rückwärtigen Verbindungen schwierig. Mit Rücksicht hierauf hatte sich Napoleons Vorgänger im Kommando, General Scherer, geweigert, die Offensive zu wagen: Napoleon nahm gerade deshalb den Vorstoß nach der Poebene in Aussicht, um dort neue Mittel zur Ernährung der Armee zu finden. Die Truppen verstand er für den Vormarsch zu begeistern. „Soldaten,“ redete er sie an, „ihr seid nackt, schlecht genährt; die Regierung schuldet euch viel, sie kann euch nichts geben. Eure Geduld, der Mut, den ihr inmitten der Felsen zeigt, sind bewundernswürdig; aber sie verschaffen euch keinen Ruhm, kein Glanz erstrahlt über euch. Ich will euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen. Reiche Provinzen, große Städte werden euch gehören; ihr werdet da Ehre, Ruhm und Reichthum finden. Soldaten, solltet ihr es an Mut und Festigkeit fehlen lassen?“ Die Divisionsgenerale, die sämtlich älter als Napoleon waren und viel länger im Felde gestanden hatten als er, hatten den neuen Chef mit Kälte und schlechtverhehltem Mißtrauen empfangen. Aber da zeigte sich zum ersten Mal, welche dämonische Gewalt die

Menschen zu beherrschen der kleine Korsen besaß: wenige Tage genügten, um sie, wenn auch noch widerwillig, eine Überlegenheit erkennen zu lassen, und keiner hat sich einer Insubordination schuldig gemacht.

Mit rastloser Thätigkeit suchte er zunächst vor Beginn des Angriffs die Verpflegung für die ersten Wochen des Feldzuges sicherzustellen, aber ein Vorstoß der Oesterreicher gegen die am weitesten nach Osten (bis Voltri, zwei Meilen von Genua) vorgeschobene Division zwang ihn, den Feldzug früher als beabsichtigt zu eröffnen (9. April). Seinen allgemeinen Plan veränderte das nicht. Beaulieu ging so langsam vor, daß ihm Napoleon im Angriff zuvorkommen und die auf mehreren Gebirgsstraßen zerstreuten österreichischen Kolonnen einzeln mit Übermacht schlagen konnte. Nach einer Woche hatte Beaulieu unter schwerem Verluste den Angriff aufgegeben und sich nach Acqui zurückgezogen (16. April): Napoleon hatte wie er gewollt die Hände frei gegen die Piemontesen. Auch hier traf seine Berechnung ein; ohne Hoffnung, in seiner Isolierung den übermächtigen Franzosen zu widerstehen, schloß der König von Sardinien schleunigst einen Waffenstillstand, der den Franzosen Piemont in die Hände lieferte. Damit war auch das Schicksal der österreichischen Armee besiegelt. Vergeblich hatte Beaulieu die Franzosen am Ticino in einer festen Stellung erwartet. Napoleon umging sie, indem er, auf der rechten Seite des Po hinabziehend, den Fluß bei Piacenza überschritt, und als der weichende Beaulieu ihm den Übergang über die Abda wehren wollte, brachte er ihm bei Lodi noch eine verlustreiche Niederlage bei. Erst am Mincio, bei der Festung Mantua, kamen die Oesterreicher wieder zum Stehen. Die Lombardei gehörte den Franzosen, kaum einen Monat nach Beginn des Feldzuges hielt Napoleon seinen Einzug in Mailand (16. Mai). Es war ein Siegeszug von unerhörter Rapidität, und

Napoleon wurde mit einem Schläge der Abgott seiner Soldaten.

Noch nie war ein derartiges Feldherrngenie in den Revolutionskriegen aufgetreten. Napoleon hatte den Feldzug nach dem Grundsätze geführt, die Entscheidung des Krieges in der Zertrümmerung der feindlichen Streitmacht durch die Schlacht zu suchen, da alles übrige dem Sieger dann von selbst zufallen müsse. Zur Erlangung des Sieges wiederum hielt er die Vereinigung der Hauptmasse seiner Truppen für unentbehrlich, um an dem entscheidenden Punkte mit Übermacht auftreten zu können. Von dieser Überzeugung waren weder die anderen französischen Generale, noch die österreichischen oder preußischen in gleichem Maße durchdrungen. Sie lebten alle mehr oder weniger noch in der Theorie des Siebenjährigen Krieges, der bei den beschränkteren Kriegsmitteln der damaligen Zeit nach anderen Grundsätzen als die Revolutionskriege geführt werden mußte. Danach war die Entscheidung durch die Schlacht nicht das vornehmste Mittel zur Besiegung des Feindes, sondern nur eins neben vielen anderen gleichwertigen und die Zertrümmerung der feindlichen Streitkraft wurde im allgemeinen weniger angestrebt, als die Erhaltung der eigenen, die Deckung wichtiger Straßen oder die Einnahme fester Stellungen. Aus diesen Grundsätzen folgte nicht selten eine Zersplitterung der Truppen: also gerade das Entgegengesetzte des Napoleonischen Prinzips. Welches Prinzip das stärkere war, hat uns die Niederlage Beaulieus gelehrt. Es dauerte lange, bis die Zeitgenossen von Napoleons Kriegsführung lernten. Inbesseren war nicht nur die bessere Erkenntnis von den entscheidenden Kriegsmitteln die Ursache seiner Erfolge: mindestens ebenso wichtig war, daß sämtliche Generale, feindliche wie französische, an den spezifisch-kriegerischen Charaktereigenschaften, der Kühnheit und Thatkraft, weit

Hinter ihm zurückstanden. Noch nie war mit gleicher Kühnheit ein Kriegsziel aufgestellt und noch nie mit ähnlicher Klarheit und Energie sämtliche Kräfte seiner Erreichung dienstbar gemacht worden. Der glänzende Erfolg war also eine Wirkung von Napoleons Persönlichkeit, der sich jetzt auch die alten Divisionsgenerale ohne Murren beugten.

Für die Armee war das Auftreten des neuen Genies von großer Bedeutung. Die republikanischen Heere hatten sich bisher sämtlich durch überaus lockere Disziplin ausgezeichnet und das Kriegsgebiet stets mit Plünderungen und Ausschreitungen aller Art heimgesucht. Die Schlechtigkeit der Armeeverwaltung, die die Soldaten nur ungenügend verpflegte, trug nicht wenig zu diesen Unordnungen bei. Die Generale waren machtlos, weil sie die administrativen Mißstände nicht abschaffen konnten und bei den Truppen nicht genügende Autorität besaßen, um mit aller Strenge einzuschreiten. Napoleon hatte sich jetzt durch seine Siege ein solches Ansehen bei den Mannschaften erworben, daß er sie weit schärfer anfassen konnte als seine Vorgänger, und Todesurteile wegen Plünderungen waren denn auch nicht selten. Mit einem Schlage ließ sich das Übel freilich nicht beseitigen, da auch jetzt noch die Lieferungen unregelmäßig eingingen und die schnelle Vorbewegung die Requisition von Lebensmitteln nötig machte. Hierin liegt aber stets ein großer Antrieb zum Plündern, dem Ruin der Disziplin. Es wurde allmählich viel besser damit in der französischen Armee, aber ganz ist Napoleon des Übels nie Herr geworden; auch in der Kaiserzeit ließ die Disziplin zu wünschen übrig.

Es galt nun, die letzte Position der Oesterreicher in Italien, Mantua, noch zu erobern. Napoleon schickte sich sogleich zur Belagerung an, während die Oesterreicher neue Heere ausrüsteten und große Entsatzversuche vorbereiteten. Fast ein Jahr dauerte das Ringen um das Bollwerk.

Dreimal versuchten die Österreicher die Festung zu befreien, aber alle Versuche mißlingen unter schweren Verlusten. Napoleon war zwar den anrückenden Armeen an Zahl nicht gewachsen, da er mehrere Festungen in dem eroberten Gebiete zu besetzen hatte, aber sein Genie entschied auch in diesem Kampfe. Er erwartete die Gegner nicht, sondern zog ihnen entgegen, und da die Österreicher die alten Fehler der Langsamkeit und Zersplitterung wiederholten, so gelang es ihm in den siegreichen Schlachten von Castiglione, Arcole und Rivoli, jeden Angriff abzuschlagen. Nach dem Scheitern des dritten Entsatzversuches waren die Kräfte der Verteidiger Mantuas erschöpft und die Festung ergab sich (3. Februar 1797). Die Eroberung Oberitaliens war damit gesichert. Napoleons Ruhm stieg um so höher, als gleichzeitig die Franzosen in Deutschland geschlagen und über den Rhein zurückgetrieben worden waren: seine Siege bewirkten dann, daß die Österreicher von ihren deutschen Streitkräften Abteilungen nach Italien zogen, so daß die Franzosen auch am Rhein wieder zum Angriff übergehen konnten.

Als bald darauf einige Verstärkungen bei Napoleon eingetroffen waren, konnte der letzte Teil des Feldzugsplanes begonnen werden: der Angriff auf das Herz der österreichischen Erblande (Anfang März). Durch Tirol und Kärnthen drangen die französischen Heere nach Norden vor; nach einem Monat stand Napoleon mit einigen 30 000 Mann bei Leoben in Oberösterreich, 5—6 Tagemärsche von Wien; eine etwa halb so starke Abteilung stand weiter zurück in Tirol zur Unterstützung bereit. Die Österreicher hatten zwar mit den Resten der in Italien geschlagenen Armeen Widerstand zu leisten versucht, aber die durch die fortwährenden Niederlagen demoralisierten Truppen hatten von Position zu Position weichen müssen. Man fürchtete schon ein Vorgehen Napoleons gegen Wien und bereitete sich

vor, die Hauptstadt durch eilige Verschanzungen zu sichern. Napoleon war nun freilich mit seiner Armee allein nicht im stande, Wien zu erobern, aber wenn zugleich die Franzosen vom Rhein her energisch vorgingen, konnte der Kaiserstaat in eine verzweifelte Lage geraten. In dieser Not erhielt die österreichische Regierung unerwartet von ihrem gefährlichsten Feinde das Angebot, in Verhandlungen über einen Waffenstillstand und Frieden mit ihm einzutreten (Anfang April).

Der Antrag ging weniger von der französischen Regierung als von Napoleon aus, denn der General war längst über die Stellung eines Feldherrn hinausgewachsen und trieb Politik auf eigene Hand. Als er den Oberbefehl in Italien übernommen hatte, war es ihm klar, daß die fünf Direktoren, durchweg Leute ohne höhere politische Begabung, nicht im stande seien, aus eigener Kraft die Regierung zu führen, weil sie untereinander uneins waren und in beiden Kammern nur geringes Ansehen besaßen. Sie vermochten sich nur zu behaupten, wenn sie nach außen erfolgreich waren und sich auf das siegreiche Heer stützen konnten. Napoleon war daher keinen Augenblick im Zweifel, daß der General, der die meisten Erfolge aufzuweisen habe, den Direktoren ihre Politik werde vorschreiben können. Er fühlte die Kraft und den Ehrgeiz, dieser General zu sein. — In der politischen Grundauffassung war er keineswegs mit den Direktoren einig. Diese erstrebten den Besitz der „natürlichen“ Grenzen — Alpen und Rhein — und legten auf Eroberungen in Italien nur insoweit Wert, als man dadurch Kompensationen für Erwerbungen am Rhein in die Hand bekam. Umgekehrt wollte Napoleon in der Fortsetzung der alibourbonischen Politik zuerst den Einfluß Frankreichs in Italien verstärken und den des Kaisers schwächen. Diese Differenz zeigte sich unmittelbar nach seinen ersten Siegen. Das Direktorium hätte die Lombardei gern an Österreich

abgetreten, um damit dessen Zustimmung zur Erwerbung des ganzen linken Rheinufers zu erhalten, aber Napoleon mußte diese Absicht zu verhindern. Ohne in Paris anzufragen, organisierte er (Sommer 1796) die Lombardei als Cisalpinische Republik unter dem Schutze Frankreichs und vergrößerte ihr Gebiet später durch Modena, dessen Herzog am Kriege gegen Frankreich teilgenommen hatte und vertrieben worden war. Er stellte so die Direktoren vor die Wahl, entweder ihn zu desavouieren und abzusetzen oder die vollzogene Thatsache anzuerkennen. Da Napoleon durch seine Erfolge populär geworden war, sein Heer ihm unbedingt anhing und die Kontributionen, die er aus seinen Eroberungen nach Paris sandte, den Staatsschatz füllten, so durfte die Regierung einen Konflikt mit ihm nicht wagen und erkannte seine Schöpfung wohl oder übel an. Ebenso selbständig handelte Napoleon bei einer anderen Gelegenheit: Die Fünfmänner, in doktrinärem Haß gegen alles Kirchliche befangen, wünschten die Vernichtung des Kirchenstaates, der natürlich ebenfalls zu den Feinden der antikirchlichen Republik gehörte. Napoleon war frei von solchen unpolitischen Gefühlen. Er wußte, daß in Frankreich die Gemüther begonnen hatten, des religionsfeindlichen Radikalismus überdrüssig zu werden, und mit Rücksicht hierauf begnügte er sich, den Papst politisch wie militärisch unschädlich zu machen, ohne seine politische Existenz zu vernichten und seine Kirchenhoheit anzutasten.

In Bezug auf den Frieden mit Oesterreich verfolgten Regierung und General ebenfalls verschiedene Ziele. Die Direktoren hofften nach dem Falle Mantuas den Oesterreichern durch eine konzentrische Offensive aus Deutschland und Italien auf Wien sowohl das linke Rheinufer wie ganz Oberitalien entreißen zu können. Das widersprach durchaus Napoleons Absichten. Diesen Forderungen hätte Oesterreich ohne Frage den verzweifeltsten Widerstand ent-

gegengesetzt und seine Niederwerfung durch einen Doppelangriff auf Wien hätte den Krieg ins unabsehbare verlängern müssen, da die Streitkräfte der Franzosen am Rhein im günstigsten Falle erst nach Monaten mit Napoleon in Kooperation treten konnten. Napoleon wünschte aber den Frieden zu beschleunigen. Die Mehrheit der Franzosen war der langwierigen Kriege überdrüssig: ein rascher ehrenvoller Friede mußte ihm also die Gunst der großen Masse gewinnen. Ferner wollte er den Ruhm des Friedensstifters mit niemand teilen, daher mußte der Friede geschlossen sein, ehe die Rheinarmee entscheidende Erfolge errungen hatte. Endlich wollte er Frieden auf dem Festlande haben, um Frankreichs Macht gegen den noch unbezwungenen Gegner, gegen England, sammeln zu können.

Aus allen diesen Gründen bot er den Österreichern weit günstigere Bedingungen als die Direktoren wünschten: er forderte allein die Abtretung Belgiens, das die Franzosen in den ersten Revolutionsjahren erobert hatten, und der Lombardei; von deutschem Reichsgebiet am linken Rheinufer beanspruchte er nichts. Da er wußte, daß die Österreicher hohen Wert darauf legten, nicht ganz aus Italien verdrängt zu werden, so bot er ihnen als Entschädigung für diese Opfer das Landgebiet der Republik Venedig bis zum Oglio an: eine Erwerbung, nach der die Österreicher, wie allbekannt war, schon lange getrachtet hatten. Napoleons Rechnung erwies sich als richtig: nach wenigen Tagen der Unterhandlung in Leoben kam auf Grund dieser Vorschläge ein vorläufiger Friede zu stande (18. April 1797), dem späterhin der definitive folgen sollte. Abermals hatte Napoleon den Intentionen des Direktoriums zuwider gehandelt, und wiederum mußten diese in ihrer Ohnmacht sein Vorgehen gutheißen.

Die Bestimmung über Venedig insbesondere war der eigensten Initiative Napoleons entsprungen. Der alters-

schwache Freistaat hatte sich am Kriege nicht. beteiligt, aber die Neutralität seines Gebietes weder gegen die Franzosen noch gegen die Oesterreicher wahren können. Diese Wehrlosigkeit erweckte in Napoleon die Absicht, mit einem Teile der venetianischen Provinzen die Zustimmung der Oesterreicher zu seinen Friedensbedingungen zu erkaufen. Daß dabei über fremdes Eigentum verfügt werden mußte, störte weder ihn noch die österreichische Regierung; es war ja nicht das erste Mal, daß schwache Staaten den Interessen der mächtigen geopfert wurden, und die Zeit, die soeben die Teilung Polens gesehen und demnächst die Säcularisationen in Deutschland erleben sollte, ließ sich durch rechtliche Strupel am wenigsten beeinflussen. Die Mittel, durch die Napoleon sich in den Besitz des venetianischen Gebietes setzte, waren ebenso rücksichtslos wie der Gedanke selbst. Während seines Vormarsches auf Leoben hatte er Sorge getragen, daß in Venetien Unruhen ausbrachen, die zu Angriffen auf die französischen Besatzungstruppen führten. Das gab ihm den Vorwand, den Krieg an die Republik zu erklären und wenige Tage darauf befand sich ihr ganzes Gebiet mit Einschluß der Hauptstadt in seiner Gewalt (Mitte Mai). Ganz Italien lag nun zu den Füßen Napoleons, da auch die Herrscher von Toskana und Neapel längst ihren Frieden mit dem Sieger gemacht hatten. Mit den steigenden militärischen Erfolgen erweiterte sich sein politischer Blick. Der Besitz der seit Jahrhunderten von Frankreich erstrebten Hegemonie in Italien erweckte in Napoleon sogleich den Entschluß, eine Idee zu verwirklichen, die in Frankreich während der letzten Menschenalter viele Anhänger gefunden hatte: die Seeherrschaft übers Mittelmeer und den vorwaltenden Einfluß im Orient zu erobern. Napoleon selbst hatte in den Studien seiner Jugend stets lebhaftes Interesse für den Orient gezeigt, und jetzt regte der Anblick des adriatischen Meeres seine

Phantasie mächtig an. Dieser Hafen, schrieb er von Ancona aus, ist sehr wichtig für unsere Beziehungen zu Konstantinopel; in 24 Stunden ist man von hier in Macedonien und in zehn Tagen in Konstantinopel. Bei bloßen Träumen stehen zu bleiben, war seine Sache nicht. Sogleich traf er Anstalten, um eine Basis für etwaige orientalische Unternehmungen zu schaffen: Ancona blieb nach der Unterwerfung des Papstes in französischer Verwaltung, und nach der Einnahme Venedigs sicherte er sich den Besitz der Ionischen Inseln. Mit diesen Besitzungen und mit Korsika, das eben damals durch eine glückliche Expedition zurückgewonnen wurde, schien ihm der erste Schritt zur Erlangung der Mittelmeerherrschaft gethan; gelang es noch Malta zu erwerben, so war sie gesichert. Frankreich hatte eine Brücke nach der Balkanhalbinsel geschlagen und konnte ein Wort dazwischen sprechen, wenn etwa Oesterreich und Rußland den Versuch Josefs und Katharinas erneuerten die Türkei unter sich zu teilen. Um Stützen auf der Balkanhalbinsel zu gewinnen, trat Napoleon sogleich mit den Griechen in Verbindung.

Diese Projekte lenkten Napoleon keinen Augenblick von seiner nächsten Aufgabe, den Frieden mit Oesterreich definitiv abzuschließen, ab. Für diese Verhandlungen gab ihm die Einnahme Venedigs sogleich neue Entwürfe ein: er bot den Oesterreichern jetzt die alte Lagunenstadt selbst an, forderte dafür aber Konzessionen in Italien und am Rheine. Auf diese Weise wollte er die italienische Grenze gegen Oesterreich verbessern und zugleich den Wunsch der Direktoren nach der Rheingrenze erfüllen. Die österreichische Regierung war gern zur Abänderung der Präliminarien von Leoben bereit; sie hoffte, daß während der Verhandlungen darüber die friedliche Stimmung in Frankreich wachsen und die Direktoren zur Nachgiebigkeit zwingen werde. Diese Hoffnung war nicht ohne Grund. Die

Friedenssehnsucht hatte sich immer weiterer Kreise bemächtigt und zugleich war die Abneigung gegen das Direktorenregiment bedeutend gestiegen. In offenen Aufständen wagten sich die Gegner freilich nicht mehr hervor, aber im stillen machten die Monarchisten und Gemäßigten Fortschritte und bei den letzten Wahlen zu den Parlamenten hatten sie einen bedeutenden Erfolg errungen (9. April). Das Direktorium, das ja eine radikale republikanische Richtung repräsentierte, wenn es auch aus den Gegnern der Schreckensherrschaft hervorgegangen war, sah sich damit einer feindlichen Mehrheit gegenüber: der Boden wankte wie zum Beginn seiner Herrschaft unter seinen Füßen. Das einzige Mittel zur Rettung schien ihnen die gewaltsame Beseitigung ihrer Gegner, aber die ersten Versuche dazu scheiterten an ihrer eigenen Unentschlossenheit. Da kam ihnen Napoleon zu Hilfe. So sehr dieser die Direktoren und ihr anarchisches Regiment verachtete und so sehr er den Friedenswünschen der neuen Mehrheit entgegenkommen wollte, so konnte er doch unmöglich die Gegner der Direktoren ans Ruder gelangen lassen. Er wußte, daß er den Gemäßigten als der Mann der Octoberschlacht verhaßt war und daß sie sein rechtswidriges Vorgehen gegen Venedig aufs höchste mißbilligten: er wäre das erste Opfer eines Umschwungs in Frankreich geworden. Seine Absicht war jedoch nicht, den Staatsstreich in eigener Person auszuführen, um nicht die durch den Friedensschluß gewonnene Popularität wieder einzubüßen. Er wollte aus der Ferne wirken. Ohne Verzug gewährte er dem Direktorium eine moralische Unterstützung, indem er seine Truppen die drohendsten Beschlüsse gegen alle Feinde der Republik fassen ließ, sodann schickte er seinen Untergeneral Augereau, einen Mann jakobinischer Gesinnung von energischem, aber beschränktem Geiste, nach Paris, um den Staatsstreich auszuführen (Anfang August). Zum Kommandanten der Pariser

Garnison ernannt, verhaftete dann dieser, unter dem Vorwande einer royalistischen Verschwörung zuvorkommen zu müssen, eine Anzahl oppositioneller Deputirter und Journalisten (4. September 1797 — 18. Fructidor), und das Direktorium sandte sie nach Cayenne in die Verbannung. Zwei Direktoren, die gemäßigten Anschauungen huldigten, theilten ihr Schicksal. Das Direktorium konnte den Gewaltstreich gegen die Mehrheit der Volksvertretung nur wagen, weil es der Truppen sicher war, und diese Sicherheit hatte ihm Napoleon gegeben. „Die Zeit“, hatte er noch vor dem Staatsstreich erklärt, „wo feige Advokaten und elende Schwärzer die Soldaten köpfen ließen, ist vorbei.“ Es war natürlich, daß sein Ansehen bei der Regierung noch mehr stieg und er sich den Direktoren gegenüber als Herrn der Lage fühlte.

Die Niederwerfung der inneren Gegner verfehlte ihre Wirkung auf die auswärtige Politik nicht. Oesterreich gab angesichts der Pariser Ereignisse die Hoffnung auf Besserung der Leobener Bedingungen auf; wie Napoleon gewollt hatte, mußte es die Einräumung Venedigs mit anderen Zugeständnissen bezahlen: in Italien mußte es seine Grenze vom Oglio bis zur Etsch zurückziehen und den Franzosen außerdem die Rheingrenze bis etwa Andernach zugestehen (Friede von Campo Formio 17. Oktober 1797). Die deutschen Fürsten, die durch die Abtretung des linken Rheinufers Verluste erlitten, sollten dafür innerhalb Deutschlands durch Säkularisationen geistlicher Fürsten entschädigt werden. Ein Kongreß in Rastatt sollte diese Frage regeln. Die Direktoren hätten gern die ganze linke Rheinseite erlangt, aber da Napoleon um die Verlängerung des Krieges unbedingt zu vermeiden, bei seinen gemäßigteren Ansprüchen blieb, mußten sie sich zufrieden geben. Einen Widerstand, den sie gelegentlich während der Unterhandlungen versuchten, schlug er durch die Drohung seine Entlassung

nehmen zu wollen, zu Boden. Unmöglich konnten die Direktoren es hierauf antommen lassen, da er allein den Krieg zum guten Ende führen konnte, falls er infolge zu hoher Forderungen wieder ausbräche. Wie der Krieg, so war also auch der Friede das Werk des Generals Bonaparte. In kalter Berechnung hatte er sein politisches Ziel nach den realen Machtverhältnissen eingerichtet und sich durch keine anderen Erwägungen beeinflussen lassen. In den Unterhandlungen war er ebenso skrupellos verfahren wie in den militärischen Dingen; bald hatte er die fremden Diplomaten durch Lockungen und Schmeicheleien zu gewinnen, bald durch heftige Ausbrüche, die mitunter fingiert waren, einzuschüchtern gesucht: kurz, er hatte kein Mittel gescheut, seinen Willen durchzusetzen.

III. Zur Beherrschung Frankreichs.

Glänzend wie noch nie ein republikanischer General wurde Napoleon bei seiner Rückkehr nach Paris empfangen (Anfang Dezember 1797). Die Regierung ehrte ihn mit prunkenden Festen und zog ihn bei allen wichtigen politischen Entschlüssen zu Rade; die Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Mitgliede; das Publikum sah in ihm nicht mehr den Verteidiger der Tuileries, sondern den glorreichen Friedensbringer, und drängte sich ihn zu sehen. Allen diesen Huldigungen begegnete Napoleon mit kühler, überlegener Ruhe. Er verachtete die unfähigen Direktoren und wußte, daß sie ihm seine selbständige Handlung nicht verziehen hatten und ihm nur wegen seiner augenblicklichen Popularität und Unentbehrlichkeit so große Ehren erwiesen. Daß er die Gunst der wankelmütigen Pariser nur so lange besitzen würde, als das Andenken an seine Siege noch frisch war, und daß er sogleich über jeden etwa neu aufgehenden Stern vergessen sein würde, war ihm ebenfalls klar. Sein politischer Einfluß wäre damit von selbst zu Ende gewesen. Der Gedanke, in die Rolle eines einfachen Dieners der Republik zurückzutreten, war ihm aber unerträglich, seitdem er sich einmal als thatfächlichen Leiter der Regierungspolitik gefühlt hatte. Sein Streben war vielmehr, seine augenblickliche Machtstellung zu einer dauernden zu machen. Von vornherein war ihm klar, daß dies nur durch ein neues militärisches

Kommando geschehen konnte: in Paris hätte er nur als Mitglied des Direktoriums eine hervorragende Stellung einnehmen können, aber dazu fehlte ihm das für die Direktoren erforderliche Alter von vierzig Jahren.

Nun war der einzige Feind, den Frankreich noch zu überwinden hatte, England, das sich den Franzosen durch die Zerstörung ihres Seehandels und die Wegnahme mehrerer Kolonien furchtbar gemacht hatte. Schon von Italien aus hatte Napoleon daher die Leitung der gegen England aufzustellenden Armee erstrebt: gelang es ihm, England ebenso wie Oesterreich zum Frieden zu zwingen, dann stand sein Ruhm fest, und niemand konnte ihm die führende Stellung im Staate streitig machen. Seinem Wunsche nach dem englischen Kommando kamen die Direktoren entgegen. Sie wünschten ihn aus Paris zu entfernen, weil sie unter dem Druck seiner überlegenen Persönlichkeit standen und weil sie seinen Einfluß auf Parlament und Bevölkerung fürchteten. Schon vor seiner Ankunft in Paris war er deshalb zum Oberbefehlshaber der „Armee von England“ ernannt worden und hatte Vorbereitungen zu einer Landung in England befohlen.

Von Paris aus setzte er diese Anstalten eifrig fort, aber bald mußte er sich überzeugen, daß eine Invasion in England vorderhand unmöglich sei. Denn die erste Bedingung hierzu, die militärische Beherrschung des Kanals, war unerfüllbar. Wie alle Verwaltungszweige, war auch die Marine während der Revolution gründlich zerrüttet worden; viele Offiziere waren emigriert, die Disziplin unter den Mannschaften hatte sich aufgelöst, einige Niederlagen zur See hatten viele Schiffe gekostet, und die Ausrüstung der noch vorhandenen war aus Geldmangel vernachlässigt worden. Kurz, von der einstmalig so stolzen französischen Flotte war nur noch ein kümmerlicher Rest übrig, der auf Jahre hinaus nicht an einen Entscheidungs-

kampf mit der englischen Flotte denken durfte. Eine solche Entscheidungsschlacht war aber nach menschlichem Ermessen bei einem Übergang über den Kanal unvermeidlich, denn die Engländer setzten voraussichtlich alles daran, ihn durch Vernichtung der Transportflotte zu verhindern.

Aber mit dem Verzicht auf die Landung gab Napoleon den Kampf gegen England nicht auf: er verlegte ihn nur auf ein anderes Gebiet: in den Orient. Anstatt über den Kanal wollte er die französischen Bataillone nach Ägypten führen, und statt durch Eroberung Londons wollte er England durch Vernichtung seines östlichen Handels unschädlich machen. Ägypten sollte französische Kolonie werden, von hier aus wollte er den in der Revolution zerstörten Levantehandel Frankreichs wiederherstellen, die Engländer aus dem Mittelländischen und Roten Meere verjagen und ihre beste Kolonie, Indien, bedrohen. Die Landenge von Suez sollte durchstochen und der indische Handel durch das Rote Meer gelenkt werden, wo er unter französischer Kontrolle gestanden hätte. Mochten diese Schläge England niederwerfen oder nicht: Frankreich konnte jedenfalls darauf rechnen, große Vorteile auf kommerziellem und kolonialem Gebiete über das unangreifbare Inselreich davonzutragen. Und die Eroberung Ägyptens mußte dem Leiter der Expedition gewiß dasselbe militärische Prestige eintragen, wie nur ein Feldzug in Europa. Auszuführen war eine Expedition nach Ägypten weit leichter als eine Landung in England: in dem großen Mittelmeer, wo die Engländer viel weniger Schiffe zur Verfügung hatten, als zwischen Boulogne und London, konnte die französische Transportflotte die feindlichen Geschwader vermeiden, wozu in dem engen Kanal keine Aussicht war.

Wir wissen, daß er schon in Italien die ersten Vorbereitungen für ein derartiges Unternehmen getroffen hatte. Die Direktoren ließen sich unschwer für die ägyptische

Expedition gewinnen: sie entfernte ja den unbequemen General auf lange Zeit aus Frankreich, und dann war die Eroberung des Nillandes ein alter Wunsch der französischen Politik. Man glaubte in Paris nicht, daß der Eigentümer Ägyptens, der Sultan, dem Unternehmen entgegen sein werde, denn die thatsächlichen Herren Ägyptens waren einige Mamelukenchefs, die sich um die Oberhoheit der Pforte nicht kümmerten. Der Sultan verlor also wenig, wenn Ägypten in französischen Besitz überging. Sogleich nach der Einwilligung der Direktoren wurden die Transportmittel in Toulon und einigen italienischen Häfen versammelt, um etwa 30 000 Mann übersetzen zu können: nach wenig Monaten war diese Arbeit beendet, und Napoleon stach mit einer Flotte von 15 Linien Schiffen, 15 Fregatten und zahlreichen Transportschiffen in See (19. Mai 1798). Zahlreiche Gelehrte, Ingenieure, Handwerker und Kaufleute begleiteten ihn, um die Ausbeutung und Kolonisation Ägyptens systematisch in Angriff zu nehmen; Gesandte gingen nach Indien, um mit den Häuptlingen der England feindlich gesinnten Stämme anzuknüpfen.

Oft hat man den kolonialen Zwecken des Unternehmens nur eine untergeordnete Bedeutung beigelegt. Napoleon rechnete darauf, heißt es, daß in Europa demnächst ein Krieg ausbrechen und die Republik Niederlagen erleiden werde: dann wollte er heimkehren, den Staat vor den Feinden erretten und die Zügel der Regierung ergreifen. Um die Niederlage Frankreichs wahrscheinlich zu machen, habe er die besten Truppen und Generale nach Ägypten geführt. Hieran ist so viel richtig, daß allerdings beim Aufbruch Napoleons ein neuer Krieg mit Oesterreich nicht unwahrscheinlich war, da die Verhandlungen des Raastatter Kongresses, der den Friedensbedingungen entsprechend zusammengetreten war, weitgehende Differenzen zwischen Oesterreich und Frankreich über die künftige Einrichtung

Deutschlands offenbart hatten. Ebenso ist wohl kein Zweifel, daß Napoleon beabsichtigte, nach dem Ausbruch eines solchen Krieges nach Europa zurückzukehren, aber daß er auf eine Niederlage Frankreichs gerechnet haben soll, ist weder erweislich noch wahrscheinlich. Das Schicksal der großen Republik hing nicht an der kleinen Expeditionsarmee, und tüchtige Generale blieben noch genug in Frankreich zurück. Die innersten Gedanken und Wünsche Napoleons klarzulegen, ist nicht möglich, so viel kann man aber mit Bestimmtheit sagen: er wollte frische Vorbeern sammeln, um den Ruhm, der erste Mann Frankreichs zu sein, nicht zu verlieren; blieb der Friede auf dem Festlande Europas erhalten, so hatte er Zeit, umfassende Kolonialpläne im Orient auszuführen; gab es Krieg, so überließ er die Vollendung dieses Werkes anderen und kehrte zum Schutze der französischen Grenzen nach Europa zurück. Dabei bestand zwar die Gefahr, daß unterdessen ein anderer General die europäischen Feinde schlagen und damit den ersten Platz einnehmen könne, aber sie war, wie die Dinge lagen, nicht zu vermeiden. Ohne Wagnis sind eben weder in der Kriegführung, noch in der Politik große Erfolge möglich. Napoleon mochte im Bewußtsein seiner Überlegenheit darauf trauen, daß es keinem anderen so schnell gelingen werde, ähnliche Erfolge zu erzielen, wie ihm die beiden Jahre zuvor.

Die Einleitung des Unternehmens gelang vortrefflich. Napoleon vereinigte, unbelästigt von den englischen Kreuzern, seine verschiedenen Geschwader und führte sie zunächst nach Malta, das er in Besitz zu nehmen beschloffen hatte. Die Insel gehörte damals dem Johanniterorden, der längst seine alte kriegerische Tüchtigkeit verloren hatte und ein kümmerliches Dasein fristete. Schon seit längerer Zeit

hatte die französische Regierung an die Erwerbung Malta's gedacht und einen Teil der Ordensritter bestochen. Mit Hilfe dieser Verräter besetzte nun Napoleon ohne Widerstand die uneinnehmbare Festung und hatte damit die letzte Position in Händen, die er als unentbehrlich zur Beherrschung des Mittelmeeres ansah. Einen halben Monat später (1. Juli) langte er vor Alexandria an und setzte sogleich seine Truppen ans Land. Binnen wenigen Tagen war Alexandria in seiner Gewalt und die Armee zum Vormarsche auf Kairo bereit. Ohne vom Feinde erheblich belästigt zu werden, kamen die Franzosen fast bis zu den Thoren der Hauptstadt, wo sich die Mameluken zum ersten ernstern Kampfe stellten (21. Juli). Mit kurzen Worten feuerte Napoleon, auf die Pyramiden hinweisend, seine Truppen zum Kampfe an: „Soldaten, 40 Jahrhunderte sehen auf euch“, und bald war das Gefecht entschieden. Die arabischen Reiterhorden wurden von den fünf-fach überlegenen Europäern gesprengt, und Napoleon konnte am folgenden Tage seinen Einzug in die alte Kalifenstadt halten. Aber welche Anstrengungen hatte es gekostet, um so weit zu kommen! Die Marsche durch die Wüste waren strapazioser gewesen als alles, was diese alten Krieger je erlebt hatten; was die Armee an Nahrung mitführte, reichte nicht aus, und was man unterwegs in den erbärmlichen Fellahhördern fand, war von schlechtesten Beschaffenheit. Die Sonnenglut vermehrte die Qualen, die Soldaten begannen zu murren, ja einige übten in der Verzweiflung Selbstmord. Es war eine harte Enttäuschung für die Soldaten, die sich Aegypten als ein reiches Kulturland vorgestellt hatten, aber eine härtere stand ihnen noch bevor: wenn sie gehofft hatten, in Kairo Reichthum, Genuß und Entschädigung für alle Mühsal zu finden, so fanden sie dafür eine höchst unsaubere, arme Stadt mit träger, feindlicher Bevölkerung.

Und noch waren die Strapazen nicht zu Ende. Die Mameluken waren theils nach Oberägypten, theils nach Syrien geflohen; es galt, sie zu verfolgen und das eroberte Gebiet gegen ihre Einfälle zu sichern. Einige Wochen später war diese Aufgabe so weit gelöst, daß Napoleon sein Hauptquartier für mehrere Monate in Kairo aufschlagen konnte (Mitte August). Während dieser Kämpfe war die Unzufriedenheit noch höher gestiegen, aber die Achtung vor dem Oberfeldherrn hatte es doch zu wirklichen Ausschreitungen nicht kommen lassen. Die dämonische Gewalt Napoleons über die Menschen offenbarte sich am deutlichsten, als unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Kairo die Nachricht kam, daß das englische Mittelmeergeschwader unter Nelson die französische Flotte auf der Reede von Abukir bei Alexandria angegriffen (1. August) und fast völlig vernichtet habe.

Der Schlag war furchtbar für das ganze Unternehmen. Die Flotte hatte die Verbindung mit der Heimat aufrecht erhalten und das Heer durch Nachfuhr von Rekruten, Proviant und Munition stets in kampffähigem Zustande erhalten sollen: diese Aussicht war jetzt dahin, die englische Flotte blockierte die Nilmündung, so daß Ägypten einer belagerten Festung glich und die Franzosen Nachrichten wie Zufuhr aus der Heimat nur verstopfen erhalten konnten. Um so bedenklicher wurde die Lage der Armee, als ihr gleichzeitig ein neuer Gegner in der Pforte erstand. Der Sultan hatte anfangs die ägyptische Expedition ziemlich teilnahmslos angesehen, wurde dann aber von den Engländern und dem Zaren, der die Festsetzung der Franzosen im Orient nicht wünschte, aufgestachelt, seine Rechte über Ägypten mit Gewalt geltend zu machen. Napoleons Versuche, seine Expedition als ausschließlich gegen die Mameluken und nicht gegen die türkische Oberhoheit gerichtet darzustellen, fruchteten nichts; die Schlacht

von Abukir gab dem Großherrs den Mut, den Krieg an Frankreich zu erklären (1. Sept.) und einen Versuch zur Eroberung Ägyptens zu machen.

Diese Wirkung der Niederlage zur See wurde im Heere naturgemäß erst lange nachher bekannt, aber daß die Lage überaus schwierig durch den Verlust der Flotte geworden sei, fühlte jedermann sofort. Napoleon selbst übersah die Folgen der Seeschlacht sogleich, aber weder durch Worte noch durch Mienen verriet er, welche Sorgen ihn bedrückten: er vertröstete die bei Abukir Entronnenen auf einen kommenden Tag der Rache und den Generalen sprach er von Plänen, den ganzen Orient umzugestalten und die Thaten Alexanders des Großen zu übertreffen. Diese eiserne Ruhe verfehlte ihre Wirkung nicht; weder Mutlosigkeit noch größere Unordnungen rissen unter den Mannschaften ein, und das Vertrauen auf das Genie des Oberfeldherrn, der alles noch zum Besten wenden werde, wankte keinen Augenblick. Und es war dringend notwendig, daß die Armee intakt blieb. Kaum waren Gerüchte über die türkische Kriegserklärung nach Ägypten gedrungen, da ging die muhamedanische Bevölkerung zu offenen Feindseligkeiten über. Bisher hatte es nur unbedeutende Revolten gegeben, jetzt kam es in Kairo zu einem großen Aufstande, im ganzen Lande wurden einzelne Posten angegriffen und zum Teil überwältigt. Mit derselben Energie wie einst in Paris schlug Napoleon den Aufstand durch Geschützfeuer nieder (Ende Oktober). Nicht stark genug zur Milde, beschloß er durch Strenge von weiteren Erhebungen abzuschrecken und ließ eine große Anzahl Insurgenten öffentlich hinrichten und gegen die aufständischen Dörfer blutige Strafexpeditionen unternehmen.

Seine kolonialisatorischen Pläne hatte Napoleon vom ersten Tage seiner Landung in Angriff genommen. Sorgfältig hatte er die Bevölkerung durch Schonung ihrer

nationalen und religiösen Eigenart zu gewinnen gesucht. In einer feurigen Proclamation rief er die Ägypter gegen ihre Bedrücker, die Mameluken, auf und wies auf die Verdienste Frankreichs um den Islam hin. Man wird an die Borschrift Friedrichs des Großen an seine Generale, sich die religiösen Vorurteile dienstbar zu machen, erinnert, wenn man seinen Aufruf liest. „Sind wir es nicht“, redete er die Ägypter an, „die den Papst vernichtet haben, weil er sagte, man müsse Krieg gegen die Muselmanen führen? Haben wir nicht die Malteserritter vernichtet, weil diese Unsinnigen glaubten, Gottes Wille sei, daß sie Krieg mit den Muselmanen führten?“ Strenge Befehle ergingen an die Soldaten, die Moscheen nicht zu betreten und sich jeder Beleidigung und Plünderung zu enthalten: Anordnungen, die freilich nicht immer befolgt wurden, da Hunger und Beutesucht gelegentliche Gewaltthaten hervorriefen. Die Organisation der Verwaltung ließ er einstweilen ungeändert, um das Volk zu gewinnen; alle Neuerungen, die er traf, wurden zuerst von einem Rat angesehener Eingeborener begutachtet. Die mitgeführten Gelehrten und Beamten traten zu einem Institut nach dem Muster des Pariser zusammen, um die Kolonisationsarbeiten zu überwachen; es wurden Mühlen gebaut, um das reichlich vorhandene Getreide verwerten zu können, Pulverfabriken angelegt, die Wasseranlagen und Straßen verbessert, die Spuren der alten Kanäle wieder aufgesucht und der Handel ermutigt. So sehr Napoleon bemüht war, die Einwohner zu schonen, so mußte er ihnen doch wiederholt drückende Steuern aufliegen, seitdem er aus der Heimat keine Unterstützung mehr empfangen konnte: diese Auflagen und die mehrfachen Pferdeaushebungen, die er im Interesse der Armee vornehmen mußte, entfremdeten ihm die Gemüter der Araber. Aber das Resultat war doch, daß eine geordnete Verwaltung zu stande kam, die Existenz des Heeres gesichert

und der natürliche Reichtum des Landes entwickelt wurde. Napoleon gab die Direktiven für die allgemeinen Maßregeln und überwachte die Ausführung mit unermüdlicher Sorgfalt: seine administrativen Leistungen in Ägypten würden ihn allein schon unter die größten Organisatoren aller Zeiten erheben. Sie waren nur einem Universalgenie von so unvergleichlicher Arbeitskraft möglich. Und alles das wurde geschaffen inmitten einer feindlichen Bevölkerung, mit unzulänglichem Personal, unter dem Druck einer politischen Lage, die vielen für verzweifelt galt: in Italien war Napoleon der ewig glückliche Sieger, hier lernen wir ihn als den standhaften Überwinder des Unglücks kennen.

Die Friedensarbeit wurde unterbrochen durch einen drohenden Doppelangriff der Türken. Zwei Heere hatte der Sultan in Bewegung gesetzt; das eine sollte von Syrien aus vordringen, das andere an der Nilmündung landen und beide gemeinsam auf Kairo vorrücken. Napoleon war entschlossen, die beiden feindlichen Armeen vor ihrer Vereinigung zu schlagen. Der nächste Feind war die syrische Armee, sie mußte zuerst unschädlich gemacht werden. Aus Syrien wollte er eine Vormauer für Ägypten machen, ihre Küstenstädte den Engländern sperren und von hier aus engere Beziehungen mit Persien und Indien anknüpfen. Mit etwa 13 000 Mann brach er auf (Anfang Februar 1799) und schlug die türkischen Vortruppen bei El Arisch und Gaza ohne große Mühe, erst bei Jaffa fand er nachdrücklichen Widerstand. Aber der europäischen Artillerie konnte die Stadt nicht lange standhalten, sie wurde erstürmt, geplündert und die ganze Garnison getötet. Ein Teil der Truppen, an 2000 Mann, hatten sich ergeben, aber ihr Schicksal wendeten sie damit nicht. Napoleon konnte sie aus Mangel an Proviant nicht ernähren und aus Mangel an Truppen nicht überwachen: entlassen konnte er sie nicht, weil sie sogleich die Reihen seiner Feinde ver-

stärkt hätten, es blieb also nichts übrig, als sie alle einem Urtheil der französischen Generale entsprechend erschießen zu lassen. Barbarisch erscheint das Vorgehen auf den ersten Blick, und mehrere Tage lang bedachte sich Napoleon, ehe er den Spruch seiner Generale vollzog: aber die erste Rücksicht des Feldherrn, das Heil der eigenen Armee, machte die Grausamkeit unvermeidlich. Sie ist keineswegs ohne Beispiel in der Kriegsgeschichte und widerspricht humanitären Anschauungen nicht mehr als die Praxis des 18. Jahrhunderts, die Kriegsgefangenen zum Dienst im Heere des Siegers zu zwingen.

Von Jaffa ging es weiter auf Akkon, den Hauptsitz der Macht des syrischen Pascha. An den Mauern dieser Stadt brach sich Napoleons Glück. Englische Linienschiffe hatten die Festung mit europäischer Artillerie versorgt und einen trefflichen Ingenieuroffizier zur Leitung der Verteidigung herbeigebracht. Es war der französische Emigrant Bélipeaux, der — ein seltsames Spiel des Zufalls — mit Napoleon die Pariser Kriegsschule besucht und dort schon mit ihm in beständiger Feindschaft gelebt hatte. An der Kunst dieses Offiziers und an der Tapferkeit der türkischen Besatzung scheiterten alle Stürme der Franzosen, und nach zweimonatiger Belagerung mußte sich Napoleon zum Abzug entschließen (20. Mai), um sein schwaches Heer hier nicht zu opfern. Alle Entsatzversuche, die die Türken zu Lande unternahmen, hatte er zwar glänzend zurückgewiesen und den Türken große Verluste zugefügt, so daß von der syrischen Armee vorläufig nichts zu fürchten war, aber die Festigkeit Akkons hatte seinen weiteren Plan, die Eroberung Syriens, verhindert. Ohne Akkon konnten auch die anderen Eroberungen nicht gehalten werden. Unter unsäglichen Schwierigkeiten ging der Rückzug von statten, die schwere Artillerie mußte preisgegeben werden, um die Verwundeten und Kranken transportieren zu können, und

dennoch konnten nicht alle fortgebracht werden. Zu den Mühsalen, die die Schlechtigkeit der Straßen, der Wassermangel und die Hitze schufen, trat noch die Pest hinzu, die im Lager vor Akkon ausgebrochen war. Es ist da kein Wunder, daß die Expeditionsarmee um ein Drittel vermindert Ägypten erreichte (Mitte Juni). Der halbe Mißerfolg des syrischen Feldzuges erschütterte weder den Führer noch das Heer: als einige Wochen darauf das zweite türkische Heer unter englischer Hilfe bei Abukir landete, wurde es von Napoleon mit glänzender Energie angegriffen und vollständig vernichtet (25. Juli). Das eigentliche Ägypten war damit fürs erste gesichert; Aufstände im Lande gab es zwar viele, aber ohne Unterstützung von außen konnten sie der französischen Herrschaft nicht gefährlich werden. Napoleons Idee indessen, von Ägypten aus eine große Offensive gegen England in Asien zu beginnen, war bei dem Mangel an Nachschub aus Europa unmöglich geworden.

Für Napoleon gab es damit nichts mehr in Ägypten zu thun, denn die Sicherung des Erworbenen konnte auch ein anderer General übernehmen. Er beschloß daher, nach Europa zurückzukehren. Und wahrlich, dringend notwendig war dort seine Anwesenheit. Über die deutschen Fragen war der Krieg mit Oesterreich wieder ausgebrochen (Frühling 1799); der Zar, über das Vorgehen Frankreichs im Orient, den er als seine ausschließliche Interessensphäre betrachtete, erzürnt, hatte den Oesterreichern ein starkes Hilfskorps gestellt; die italienischen Staaten und das deutsche Reich hatten ebenfalls den Krieg erklärt. Wie die Jahre vorher wurde gleichzeitig in Deutschland und Italien gekämpft. Auf beiden Schauplätzen erlitten die Franzosen infolge der Sorglosigkeit der Direktoren mehrere Niederlagen; die Cisalpinische Republik wurde von den Oesterreichern und Russen erobert und Frankreichs Grenzen

selbst bedroht (Sommer 1799). Die Schwäche aller Koalitionen, die politische Uneinigkeit der Verbündeten kam jedoch den Franzosen zu statten; die Oesterreicher und Russen konnten sich über die künftige Einrichtung Italiens nicht einigen, trennten sich und erlitten mehrere Schlappen; Rußland trat von der Allianz zurück, und die Gefahr der Invasion war damit vorläufig vorüber (Herbst). Aber das Resultat des Feldzuges war, daß fast ganz Italien und die ionischen Inseln verloren und die Franzosen in Deutschland auf die Rheinlinie beschränkt waren.

Napoleon hatte von diesen Vorgängen lange Zeit wenig erfahren. Vor Alton hörte er, daß der Krieg auf dem Kontinent unmittelbar bevorstehe, und einzelne unbestimmte Nachrichten über Niederlagen der Franzosen mögen in den folgenden Monaten zu ihm gedrungen sein. Genauere Kunde erhielt er aber erst nach dem Siege von Abukir durch den Kommandeur der englischen Blockadeflotte, der ihm voll Hohn den Verlust Italiens mittheilte und hinzufügte, daß das Direktorium Napoleons Rückkehr wünsche, er aber beauftragt sei, die Rückkehr zu verhindern. Aus diesen Berichten ersah Napoleon weiter, daß die französische Regierung im Innern jede Autorität eingebüßt habe und die Verwirrung so groß sei wie nur je. Er war überzeugt, daß Frankreich die größten Gefahren laufe, wenn die unfähigen Direktoren an der Spitze blieben, und daß allein Er die Dinge nach innen und außen wiederherstellen könne. Der Augenblick war ihm günstig: wenn er jetzt umstrahlt von dem frischen Ruhmesglanze des Sieges über die Türken in Paris eintraf, mußten die in Europa besiegten Generale von selbst vor ihm zurücktreten, das oberste Kommando und damit die Leitung der Geschäfte war ihm sicher. Seine Rückkehr war zugleich das einzige Mittel, die Armee in Agypten zu retten. Um sich auf die Dauer zu halten und das begonnene Kolonisations-

werk zu beenden, bedurfte sie Verstärkungen aus Europa: diese konnte sie aber nur erhalten, wenn in Frankreich eine geordnete Regierung bestand, die die Mittel zu neuen großen Rüstungen zu finden wußte. Sogleich wurden die Vorbereitungen zur Abfahrt getroffen; zwei Fregatten — der letzte Rest der Transportflotte — wurden in stand gesetzt, und nachdem der älteste Divisionsgeneral Kleber zum Nachfolger im Oberkommando designiert worden war, ging Napoleon mit wenigen vertrauten Begleitern in See (21. August). Der Aufbruch geschah im tiefsten Geheimnis, damit die Abreise des Oberfeldherrn das Heer nicht entmutige und Unordnungen hervorrufe. Langsam aber glücklich ging die Überfahrt von statten; nach einer kurzen Rast in Korsika landete Napoleon wohlbehalten in Fréjus in der Provence (9. Oktober).

Mit dem größten Enthusiasmus wurde er von der Bevölkerung begrüßt. Zwar hatten in den letzten Wochen die Generale Massena und Brune einige Siege errungen, aber der Kontrast zwischen den Niederlagen des letzten Jahres und der Erinnerung an die Siege Napoleons war doch so gewaltig, daß ganz Frankreich allein von ihm Rettung vor den feindlichen Heeren erhoffte. Die Kunde von seinen Thaten in Syrien und bei Abukir, die eben damals ins große Publikum drang, erhöhte sein Prestige und verdunkelte den Ruhm der anderen. Napoleon machte sich sogleich auf den Weg nach Paris, überall umdrängt von dem Jubel der Massen, die bisweilen unverhohlen kundgaben, daß sie von ihm zugleich Erlösung aus der inneren Anarchie erwarteten. In der Hauptstadt war der Empfang beim Volke nicht anders, und innerhalb der Regierung selbst bestanden Tendenzen, die ihm den Weg zur höchsten Gewalt ebneten.

Im Direktorium strebte eine gemäßigte Mehrheit unter Führung des Abbé Sieyès eine Verfassungsänderung unter

Stärkung der Exekutive an, um auf diese Weise Frankreich endlich eine geordnete Verwaltung zu geben. Eine große Zahl gemäßiger Abgeordneter, zu denen unter andern Napoleons Bruder Lucian gehörte, hatte sich für den Plan gewinnen lassen, aber von den Radikalen, den Jakobinern, war der heftigste Widerstand zu erwarten. Nach den bisherigen Erfahrungen war die Reform voraussichtlich nur mit Gewalt durchzusetzen, und dazu war die Mitwirkung eines angesehenen Generals unentbehrlich. Sieyès hatte ursprünglich gedacht, die Durchführung des Staatsstreiches dem General Moreau zu übertragen, aber ehe dieser sich zur Annahme des gefährlichen Auftrages entschließen konnte, war Napoleon in Paris eingetroffen. Selbstverständlich mußte sich Sieyès nun an den populären Eroberer Italiens und Ägyptens wenden. Wenige Tage genügten, um ein Einverständnis zwischen beiden Männern herbeizuführen. Sie kamen überein, mit Hilfe der einen Kammer, „des Rats der Alten“, in dem Sieyès' Anhänger dominierten, die Legislative nach St. Cloud zu verlegen. Dort sollten unter Bonapartes Oberbefehl die Truppen der Pariser Garnison versammelt werden, angeblich um die Kammern gegen einen Handstreich der Jakobiner zu schützen, in Wahrheit um die Botierung der Verfassungsänderung zu erzwingen. Napoleons erste Aufgabe war hierbei, sich der Truppen zu versichern. Das gelang ihm vollkommen. In der Pariser Nationalgarde hatte er noch von seinem ersten Kommando her viele Anhänger unter den Offizieren, und zufällig befanden sich einige Regimenter von der italienischen Armee in Paris, die natürlich ihrem alten Chef begeistert anhängen. Auf die meisten Generale, die fast sämtlich mit dem bisherigen Zustande unzufrieden waren, konnte man bestimmt rechnen, und der Polizeiminister Fouché, der in Napoleon den künftigen Herrn witterte, begünstigte das Unternehmen ebenfalls. Der Anfang gelang unter diesen

Umständen vortrefflich: die Mehrheit des Rats der Alten, die ins Vertrauen gezogen war, verlegte ohne Zwischenfall die Legislative nach St. Cloud und ernannte Napoleon zum Kommandeur der Pariser Garnison (9. November 1799). Als aber dort am folgenden Tage die Verfassungsänderung beraten werden sollte, verlangten die nicht eingeweihten Abgeordneten, insbesondere die in der zweiten Kammer, „dem Rat der Fünfhundert“, zahlreich vertretenen Jakobiner, Auskunft über die Ursachen der Verlegung und der militärischen Zurüstungen. Die Radikalen ahnten die Absicht des Staatsstreichs und ergingen sich in heftigen Ergüssen gegen eine drohende Militärdiktatur. Napoleon versuchte persönlich einzugreifen, um die Verhandlungen vorwärts zu bringen. Aber als ungeübter Redner machte er mit einer leidenschaftlichen Anklage gegen die Unbrauchbarkeit der geltenden Verfassung bei den Alten einen ungünstigen Eindruck, und bei den Fünfhundert entstand eine unbeschreibliche Erbitterung, als er von einigen Grenadieren begleitet im Sitzungssaal erschien. Die Abgeordneten sahen darin eine Verletzung der Beratungsfreiheit, sie griffen ihn thätlich an und hätten ihn zu Boden geworfen, wenn ihn nicht die Soldaten dem Getümmel entzogen hätten. Kaum war er hinausgedrängt, als der Antrag gestellt wurde, ihn als Hochverräter zu ächten. Vergeblich bemühte sich Lucian Bonaparte, der Präsident der Fünfhundert, im Verein mit einigen vertrauten Gesinnungsgenossen den Sturm zu beschwören: es war kein Zweifel, daß die Fünfhundert nimmermehr auf die Verfassungsänderung eingehen würden und daß allein die Gewalt übrig bleibe. Aber es war noch nicht gewiß, ob die Truppen sich zur offenen Gewalt gegen die Volksvertretung gebrauchen lassen würden. Wenn sie versagten, waren alle Verschwörer verloren. Lucian zeigte in diesem gefährlichen Moment die höchste Entschlossenheit. Er verließ den Sitzungssaal und haranguierte

die vor dem Schloß aufgestellten Truppen; eine Minderheit von bewaffneten Deputierten, die durch England bestochen seien, terrorisiere die lokale Mehrheit der Fünfhundert und plane jetzt die Achtung des Generals, den der Rat der Alten mit der Durchführung seiner Dekrete beauftragt habe. Als Präsident der Fünfhundert fordere er die Soldaten auf, die verräterische, tyrannische Minderheit zu zersprengen. Als die Soldaten noch schwankten, ergriff er einen Degen, zückte ihn gegen Napoleon und schwur, seinen Bruder zu töten, wenn er je etwas gegen die Freiheit der Franzosen unternehmen werde. Diese theatralische Szene wirkte: die Grenadiere ließen sich auf Befehl Napoleons in den Saal führen, und beim Anblick der Bajonnette suchten die Abgeordneten schleunigst durch Thüren und Fenster zu entkommen.

Der Staatsstreich war damit geglückt. Auf die Nachricht von der Flucht der Fünfhundert votierten die Alten sofort die vorgeschlagene Verfassungsänderung, und noch am Spätabend ließ Lucian seine Vertrauten aus den Fünfhundert — kaum den fünften Teil der Kammer — zusammentreten, um den Beschlüssen des anderen Hauses zuzustimmen. So hatte man den Schein der Gesetzmäßigkeit zum Teil wenigstens gewahrt. Was beschlossen wurde, war natürlich von Napoleon und Sieyès vorher verabredet worden: das Direktorium wurde aufgehoben und die Regierung an Bonaparte, Sieyès und dessen Freund Roger Ducos, unter dem Namen Konsuln, übertragen. Sie erhielten Vollmacht, die Ordnung im Innern, den Frieden nach außen herzustellen und gemeinsam mit zwei Kommissionen von 25 Abgeordneten eine neue Verfassung auszuarbeiten. Die Kommissionen wurden sogleich gewählt, und die Legislative vertagte sich unmittelbar darauf auf mehrere Monate.

Die Beseitigung der Direktorialregierung unterscheidet sich in einem wichtigen Punkte von allen früheren Staatsstreichcn: sie bedeutete einen Sieg der militärischen Macht über die Legislative, während die früheren Gewaltschritte immer von einer bürgerlichen Partei gegen eine andere unternommen und im Parteinteresse ausgebeutet worden waren. Der General Bonaparte dagegen, dessen Ansehen ja die Truppen zum Vorgehen gegen die Volksvertretung vermocht hatte, gehörte keiner Partei an, trachtete vielmehr danach, sich über alle zu erheben. Daraus folgte, daß aus der letzten Umwälzung ein ganz neues Regiment hervorgehen mußte: die Herrschaft des Siegers, die Herrschaft Bonaparte.

Denn es war von vornherein kein Zweifel, daß in der neu zu bildenden Regierung Napoleon die ausschlaggebende Gewalt übernehmen werde. Schon vor dem Staatsstreich hatte das der ehrgeizige Sieyès voll Kummer erkannt, aber sich in das Unabänderliche gefügt. Der Abbé machte noch einen letzten Versuch, in der künftigen Verfassung, deren Ausarbeitung ihm übertragen war, die Napoleon zugedachte Stellung des Chefs der Exekutive zu beschränken, aber vor Napoleons kategorischem Widerspruche mußte er nachgeben, und die Verfassung wurde schließlich im Wesentlichen nach Napoleons Angaben redigiert. Hiernach traten an die Spitze der Regierung drei Konsuln, von denen indessen einer, der sogenannte Erste Konsul, thatsächlich allein Regent war. Auf zehn Jahre erwählt, ernannte er die Minister, die Diplomaten, die Verwaltungsbeamten, die Offiziere und den größten Teil der Richter. Er konnte Verordnungen mit Gesetzeskraft erlassen, vollzog die Gesetze und führte den Oberbefehl über das Heer. Seine beiden Kollegen hatten nur beratende Stimme und keinen Einfluß auf die Ernennung der Beamten. Schon in der Normierung der Bezüge

zeigte sich der Unterschied: der Erste Konsul erhielt 500 000, die andern je 150 000 Franken jährlich. Die Volksrechte gegen früher waren erheblich beschränkt. Durch ein kompliziertes, von Sieyès ausgeklügeltes Wahlsystem wurden einige Tausend Nationalnotabeln und aus diesen von der Regierung ein Senat mit 80 Mitgliedern auf Lebenszeit gebildet. Der Senat erwählte wiederum aus denselben Listen die Legislative, die in zwei Kammern zerfiel: den Gesetzgebenden Körper mit 300 und das Tribunat mit 100 Mitgliedern. Das Recht der Initiative besaß die Volksvertretung nicht. Die Regierung schlug die Gesetze im Tribunat vor, welches dann darüber debattierte und beschloß, ob dem Gesetzgebenden Körper ihre Annahme oder Ablehnung zu empfehlen sei: selbst über die Gesetze abzustimmen, war ihm versagt. Der Gesetzgebende Körper dagegen debattierte nicht, sondern stimmte schweigend ab, nachdem er die Ansicht des Tribunats vernommen hatte. Reichliche Diäten trösteten die drei Körperschaften über den Mangel an politischer Bedeutung. Mit dieser Verfassung war gründlich erreicht, was Napoleon schon vor Jahren für die einzige Rettung aus der inneren Anarchie erklärt hatte: eine gemäßigte Konstitution mit einer starken Exekutive. Wenige Wochen nach dem Staatsstreich wurde die Verfassung von den parlamentarischen Kommissionen gutgeheißen (12. Dezember). Den Platz des Ersten Konsuls erhielt selbstverständlich Napoleon, als Mitkonsuln erwählte er sich Cambacérès und Lebrun, nachdem Sieyès und Roger Ducos abgelehnt hatten. Die neu Erwählten waren hervorragende Juristen und sind Napoleon stets, vor allem Cambacérès, nahestehende Ratgeber geblieben. Eine Volksabstimmung, der nach dem Muster der vorhergehenden Regierungen die Verfassung vorgelegt wurde, um das durch die Revolution geheiligte Prinzip der Volkshoheränsetät zu wahren, ergab fast einstimmig ihre Annahme — mit

3 Millionen gegen 1500 Stimmen. Napoleon betrachtete diese Sanktion als leere Formalität; noch ehe die Abstimmung beendet war, hatte er mit der Ausführung der Verfassung begonnen.

Die Tendenz der Verfassung, die ganze Regierungsgewalt in den Händen des Ersten Konsuls zu konzentrieren, tritt uns womöglich noch stärker in der Neuordnung der Verwaltung entgegen. Dieser Teil war Napoleons eigenstes Werk, da seine beiden provisorischen Kollegen die Regierungsgeschäfte ihm, dem Organisator Italiens und Ägyptens, als dem besten Sachverständigen überlassen hatten. Die von der Revolution geschaffene Einteilung Frankreichs in Departements wurde beibehalten. Sie zerfielen in Arrondissements und Kommunen als weitere Unterabteilungen. Präfekten, Unterpräfekten und Maires standen an der Spitze der einzelnen Verwaltungsbezirke, sämtlich vom Konsul ernannt, nach unten unfehlbar, nach oben zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet. Ihnen zur Seite standen Volksvertretungen mit beratender Stimme in Finanzfragen, analog den obersten parlamentarischen Körperschaften von der Regierung aus einer vom Volke gewählten Notabelnliste ernannt. Über allen diesen Behörden stand der kollegialisch organisierte Staatsrat, dessen Mitglieder — selbstverständlich vom Konsul ausgesucht — außer der Oberaufsicht über die Verwaltung die Vorberatung der Gesetzentwürfe und alle vom Konsul ihm vorgelegten politischen oder administrativen Fragen zu erledigen hatten.

Die neue Organisation charakterisiert sich also kurz als eine verschleierte Monarchie, aber als eine Monarchie aufgebaut auf den Grundsätzen der französischen Revolution, der Volkssouveränität und der allgemeinen Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz, unter Ausschluß der alten Privilegien von Personen, Korporationen und Provinzen. Durch die Vernichtung dieser Sonderrechte und die direkte Unter-

ordnung des Einzelnen unter die Zentralgewalt war diese, verglichen mit der alten Königsmacht, ungeheuer gesteigert worden. Wenn freilich die Revolution versucht hatte, die Staatsgewalt von dem Willen des Volkes abhängig zu machen, so war von diesen Bestrebungen nur ein Schatten übrig geblieben. Die Anarchie, die dieser Versuch hervorgerufen hatte, hatte aber so gründlich gewirkt, daß die ganze Nation die neue Organisation freudig aufnahm und um den Preis der Ruhe und Ordnung gern auf die wesentliche Theilnahme an Verwaltung und Gesetzgebung verzichtete. Von den beiden großen Prinzipien der Freiheit und Gleichheit war die Freiheit, wie sie die Männer von 1789 verstanden hatten, aufgegeben, die Gleichheit dagegen erhalten.

Den Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetz dehnte Napoleon auch auf die Parteien aus. Den bisherigen Staatsstreichen war stets ein Strafgericht gegen die geschlagene Faktion gefolgt: Napoleon proklamierte sogleich, für ihn gäbe es keine Parteien; jeder, wer Frankreich liebe, sei ihm willkommen. Nur einige seiner erbittertsten Gegner, der Jakobiner, ließ er zu Deportation und Gefängnis verurtheilen, begnadigte sie aber, ehe sie die Strafe angetreten hatten. Er verpflichtete sich dadurch die Führer der Partei. Zahlreiche Opfer früherer Gewaltthaten rief er aus der Verbannung zurück und zog viele in den Staatsdienst, wodurch er eine Reihe vortrefflicher Beamten gewann. Der Masse der ruhigen Bürger war er ohnehin sicher, aber er näherte sich auch den antirepublikanischen Parteien, der Geistlichkeit und den Royalisten. Wir wissen, daß schon der General der italienischen Armee die Bedeutung der Kirche gewürdigt hatte, dem Beherrscher Frankreichs lag vollends daran, sich mit einer Macht wie der katholischen Hierarchie, so geeignet zur Beeinflussung der Gemüther, zu verbinden. Er erleichterte den Gottes-

dienst nach altem Ritus und suchte den Alerus vor allem dadurch zu gewinnen, daß er dem Leichnam Papst Pius VI., der in einer Kirche seines Sterbeortes Valence noch unbestattet ruhte, ein feierliches Begräbniß zu teil werden ließ. Die Versöhnung mit den Royalisten bereitete eine Bestimmung vor, wonach die Regierung die Emigranten, die darum nachsuchten, von der Emigrantenliste streichen könne, wenn die Petenten auf jeden Anspruch auf ihre konfiszierten Besitzungen verzichteten. Es wurde der Regierung vorbehalten, nach eigenem Ermessen den Heimkehrenden das konfiszierte Gut, soweit es noch nicht veräußert war, zurückzugeben oder nicht: die Zurückkehrenden waren damit auf das Wohlwollen der Regierung angewiesen. Gegen jede frühere Regierung würden diese Verfügungen einen Sturm entfesselt haben: das Ansehen Napoleons, die Furcht vor seiner genugsam bekannten Energie und die Dankbarkeit für die Beseitigung der inneren Anarchie ließen gar keinen tatsächlichen Widerstand aufkommen. Am wirksamsten zeigte sich die neue Politik in der Vendee, wo immer noch zahlreiche Banden gegen die republikanische Regierung im Felde standen. Napoleon knüpfte mit einflußreichen Führern Verhandlungen an und versprach allgemeine Amnestie bei Niederlegung der Waffen, stellte aber gleichzeitig ein starkes Heer auf und drohte mit rücksichtsloser Strenge, wenn der Widerstand fortbauere. Seine Entschlossenheit, seine Milde und nicht zum wenigsten sein Entgegenkommen gegen die Kirche bewogen die Aufständischen, binnen kurzem ihren Frieden mit dem neuen Herrn zu machen (Januar 1800).

Es ist begreiflich, daß die Neuorganisation Frankreichs nicht mit einem Schlage ins Leben treten konnte, daß vielmehr auf den meisten Gebieten nur die ersten einleitenden Schritte geschehen konnten. So im Justiz-

wesen und besonders im Finanzwesen, das am meisten von der republikanischen Anarchie gelitten hatte. Ein ver-
schleierter Staatsbankrott hatte der Regierung das öffent-
liche Vertrauen entzogen, die Steuern wurden nicht mehr
regelmäßig gezahlt, und das Direktorium hatte seinen Ver-
pflichtungen nicht nachkommen können, trotzdem es zu
Zwangsanlehen gegriffen hatte. Der Schatz war fast
leer. Der neue Finanzminister Gaudin hob die Zwangs-
anleihe auf, um das Vertrauen einigermaßen wieder her-
zustellen; einige Varmittel verschaffte er sich durch Er-
höhung der Grundsteuer, Kontributionen im Auslande,
soweit es noch im Besitz der französischen Heere war, und
durch Reformen in der Erhebung der direkten Steuern.
Was man so zusammenbrachte, reichte noch lange nicht
zur Deckung des Staatshaushalts hin, aber es genügte
doch, die dringendsten Bedürfnisse der Armee, die wieder
arg vernachlässigt worden war, zu bestreiten. An der
Ausarbeitung aller dieser Reformen nahm Napoleon mit
nie versiegender Arbeitslust teil; häufig wohnte er den
Sitzungen des Staatsrats bei und zeigte da nach den Be-
richten der Teilnehmer ebensowohl staunenswerte Sach-
kenntnis, wie durchdringendes Urtheil, das stets den wesent-
lichen Punkt herauszufinden wußte. Zur Leitung der
einzelnen Geschäftszweige verstand der große Menschen-
kenner vortreffliche Kräfte zu gewinnen, ohne nach ihrer
Parteifarbe zu fragen — sicher, alle an sein Interesse
fesseln zu können. Minister des Auswärtigen wurde
Talleyrand, der als vornehmer Herr und ehemaliger Bischof
eine gewisse Verbindung mit dem alten Regime und den
Königlichen darstellte; die Polizei leitete der alte Jakobiner
und Königsmörder Fouché; ein Deportirter vom 18. Fructi-
dor, Barbé-Marbois, wurde Staatsrat und später Schatz-
minister. Napoleon ersuchte sie oft um ihr Gutachten
und befolgte ihre Rathschläge nicht selten, ließ sich auch

von ihnen in der Diskussion überzeugen, wie er auch im Staatsrat Widerspruch recht wohl vertrug und Verständnis für abweichende Meinungen zeigte. Aber keiner seiner Minister erhielt eine Selbständigkeit, wie wir sie heute bei einem Ressortchef gewohnt sind; in jeder wichtigeren Angelegenheit mußten sie ihm berichten, seine Befehle einholen und wurden scharf zurechtgewiesen, wenn sie eigenmächtig gehandelt hatten. „Wir haben einen Herrn,“ sagte Sieyès, „er kann alles, weiß alles, will alles.“ Wie Friedrich der Große hatte er nie einen Vertrauten, und keiner seiner Minister hatte einen Einblick in die Geheimnisse seiner Politik, soweit sein Ressort nicht in Frage kam, und oft erhielten sie selbst da nicht immer Kenntnis seiner geheimsten Absichten. Aus diesem Grunde sind die zahlreichen Memoiren hoher Beamter über ihn und seine Politik überaus unzuverlässig, sobald sie allgemeine Urtheile äußern. Ein Gesamtbild seiner Thätigkeit gewährt uns allein seine Korrespondenz, die in dreißig Bänden gesammelt, wenn auch nicht ganz vollständig, vorliegt. Keinen Moment verliert man bei ihrer Lektüre den Eindruck, das Werk eines außerordentlichen Mannes zu studieren.

Dieses Bedürfnis, alles selbst zu leiten, war sowohl der Ausfluß seines Bewußtseins der unbedingten Überlegenheit, wie eines unbezähmbaren Herrschertriebes. Hand in Hand mit diesen Eigenschaften ging große Empfindlichkeit gegen die Kritik seiner Handlungen. Als das Tribunal und der Gesetzgebende Körper wenige Monate nach dem Staatsstreich zusammentraten, um die neuen Organisationen gutzuheißen, erfuhr die neue Politik manche scharfe Angriffe. Trotzdem sie ohne thatächliche Folgen blieben und schließlich alle Vorschläge der Regierung gebilligt wurden, berührten sie den Konsul peinlich. Gegen den Tadel der Zeitungen war er nicht minder reizbar. Schon in seinem italienischen Feldzug hatte er gelegentliche abfällige Urtheile

der Presse mißliebig bemerkt: jetzt hob er von den 78 politischen Zeitungen Frankreichs 60 auf und verbot die Begründung neuer. Von seinen amtlichen Beratern nahm er den direktesten Widerspruch gelassen hin, in der Öffentlichkeit ertrug er ihn nicht. In dem draconischen Vorgehen gegen die Zeitungen äußerte sich der Widerwille des Mannes der That gegen die verhassten „Advokaten und Schwäzer“, denen er keine praktische Erfahrung zutraute, und die Abneigung des absoluten Herrschers gegen jeden unabhängigen Willen neben ihm. Einheitlich wie die Verwaltung sollte auch die öffentliche Meinung sein, und ihre Richtung wollte Er bestimmen.

IV. Die Eroberung des Friedens.

Nach wenigen Monaten angestrebter Friedensarbeit überließ der Erste Konsul die inneren Angelegenheiten seinen beiden Kollegen und zog gegen die auswärtigen Gegner zu Felde. Gleich nach Antritt des Konsulats hatte er Friedensanerbietungen nach London und Wien gerichtet, aber von vornherein hatte niemand an Erfolg geglaubt. Die Gegner wollten natürlich ihre Eroberungen des Vorjahres behalten, und Napoleon konnte nur auf der Grundlage des Friedens von Campo Formio unterhandeln. Er mußte den Franzosen die Herrschaft über Italien und den sicheren Besitz der Rheingrenze wieder verschaffen: sie erwarteten ja von ihm, daß er die letzten Niederlagen wieder gut mache, und seine persönliche Geltung hing von der Erfüllung dieser Hoffnung ab. Zu dem Ende hatte er die kriegerischen Vorbereitungen unablässig betrieben. Die Lage war nicht günstig, als Napoleon Paris verließ (Anf. Mai 1800). Eine Armee von 100 000 Mann stand unter Moreau in der Schweiz und hatte am Oberrhein einen Gegner von etwa gleicher Stärke vor sich; bei Genua und an der Riviera hatte sich Massena mit 30—40 000 Mann gegen eine große Übermacht der Oesterreicher den Winter hindurch zäh verteidigt, war aber schließlich auf Genua geworfen worden. Dort belagerte ihn ein Teil der Oesterreicher, während gleichzeitig der österreichische Oberfeldherr Melas die französische Grenze überschritt und Nizza be-

setzte (Ende April). Napoleon beabsichtigte, durch einen großen Schlag den Feldzug in Oberitalien zu entscheiden. Er hatte während des Winters eine Reservearmee von etwa 50 000 Mann bei Dijon und Lyon zusammenziehen lassen; diese führte er auf die Nachricht von Melas' Erfolgen über den Großen St. Bernhard und St. Gotthard nach Mailand und stand so plötzlich unvermutet im Rücken der Oesterreicher (Anfang Juni). Alle Schwierigkeiten des Alpenüberganges hatte seine Thatkraft, die sich dem ganzen Heere mittheilte, zu überwinden gewußt. Sogleich rückte er nun nach Südwesten vor, den Oesterreichern entgegen.

Als Melas den Alpenübergang erfahren hatte, gab er das Vordringen auf und wandte sich zurück nach Osten, um sich durch eine siegreiche Schlacht die verlorene Verbindung mit der Heimat wieder zu eröffnen. Beide Heere marschierten also einander entgegen. Ihre Hauptmassen stießen nach einigen einleitenden Gefechten, die meist siegreich für die Franzosen ausfielen, bei dem Dorfe Marengo, unweit Alessandria, aufeinander. Napoleon hatte über die Absichten des Gegners nichts Sicheres erfahren; er war der Meinung, daß Melas ohne Schlacht zu entkommen suche. Um das zu hindern, hatte er mehrere seiner Divisionen zur Beobachtung verschiedener Straßen entsandt und nicht mehr als einige 20 000 Mann verfügbar. Er hatte die Entschlossenheit des Feindes unterschätzt und war nicht vorbereitet, als dieser den Angriff eröffnete (14. Juni). Zum Glück für ihn hatte Melas seine Macht ebenfalls nicht konzentriert, sondern nur etwa 10 000 Mann mehr als Napoleon zur Hand. Trotzdem war die Übermacht groß genug, um die Franzosen nach mehrstündigem blutigen Ringen zu werfen. Napoleon war also scheinbar in denselben Fehler der Zersplitterung verfallen, durch den ihm die Oesterreicher seine Siege von 1796 so erleichtert hatten. Aber es war doch ein Unterschied: die Oesterreicher hatten

damals eine ihrer Kolonnen nach der anderen schlagen lassen, Napoleon hatte dagegen seine Truppen nicht so weit getrennt, daß eine gegenseitige Unterstützung unmöglich gewesen wäre. Beim Angriff hatte er einer Abteilung unter Desaix, die einige Stunden weit entfernt stand, sogleich den Befehl zum Marsch nach dem Schlachtfelde gegeben, und diese traf gerade in dem kritischen Moment ein, als der Rückzug der Franzosen in Flucht auszuarten begann. Der stürmische Angriff dieser frischen Truppen, der denn auch die Weichenden wieder zum Stehen brachte, entschied den Sieg über die lässig verfolgenden Österreicher. Die Standhaftigkeit der Truppen und seine Umsicht während der Schlacht hatten den Fehler der Unterschätzung des Gegners wieder ausgeglichen.

Diese eine Schlacht entschied über den Besitz Oberitaliens. Die österreichische Armee hatte gefochten, das feindliche Land im Rücken: nach der Niederlage hatte sie daher keine Möglichkeit, einen Rückzug anzutreten. Um die Truppen nicht der Vernichtung auszusetzen, schloß Melas schon am folgenden Tage einen Vertrag, wonach er freien Abzug erhielt, aber alles Land bis zum Mincio mit sämtlichen Festungen den Franzosen ausliefern mußte. Sogleich stellte Napoleon die Cisalpinische und Ligurische Republik wieder her und schrieb Kriegssteuern von mehreren Millionen aus, um den heimischen Finanzen — dem schwächsten Punkte der französischen Verwaltung — zu Hilfe zu kommen. Der französische Scedel wurde ferner durch Einziehung der Staats- und Kirchengüter bereichert und die Verpflegung des Heeres wie früher dem Kriegsschauplatz aufgebürdet. In ähnlicher Weise wurde Deutschland gebrandschatzt, wo Moreau um dieselbe Zeit die Österreicher bis hinter die Isar zurückgedrängt hatte.

Der Sieg von Marengo hatte das Übergewicht der französischen Waffen wiederhergestellt und Napoleons junge

Herrschaft in Frankreich unerschütterlich befestigt. Wie vor drei Jahren suchte er diese Erfolge durch einen raschen Friedensschluß zu sichern. Schon wenige Tage nach der Schlacht von Marengo trug er deshalb in Wien auf Friedensverhandlungen an. Oesterreich hatte sich jedoch soeben in einem Subsidienvertrag mit England verpflichtet, keinen Sonderfrieden einzugehen, und verlangte die Zuziehung Englands zu den Verhandlungen. Napoleon war gern bereit dazu, weil er davon Vorteile für seine überseeische Politik erhoffte. Nach der Übernahme des Konsulats hatte er große Anstrengungen gemacht, seiner ägyptischen Armee und der Insel Malta, die ebenfalls von den Engländern blockiert wurde, Mannschaften und Proviant zuzuführen. Die beiden Posten bedurften der Unterstützung dringend, da Aegypten von einem neuen türkischen Heere bedroht wurde und Malta der Hungersnot nahe war. Alle seine Versuche waren gescheitert, da die überlegene englische Marine den französischen Flotten das Meer verschloß. Napoleon stellte nun als Bedingung der Zulassung Englands die Forderung, daß England einen Waffenstillstand zur See eingehe und den Verkehr mit Aegypten und Malta gestatte. Auf diese Weise hoffte er seine Truppen dort zu verproviantieren und die Grundpfeiler seiner Mittelmeer- und Orientpolitik zu erhalten. Es war vergebens: England durchschaute diese Absicht und lehnte ab. Trotzdem sich so die Verhandlungen mit England zerfügten, erklärte sich Oesterreich zu einem Waffenstillstande und Friedensverhandlungen bereit, da es einstweilen widerstandsunfähig zu sein glaubte (Ende September). Ein Resultat wurde nicht erzielt, da Kaiser Franz seinen früheren Besitz in Oberitalien erheblich vergrößern und Napoleon getreu seiner ganzen bisherigen italienischen Politik darauf nicht eingehen wollte. Schließlich kündigte Napoleon die Waffenruhe, und unmittelbar nach Erneue-

rung der Feindseligkeiten schlug Moreau die Österreicher bei Hohenlinden (in Oberbayern) aufs Haupt (3. Dezember 1800). Damit war Napoleon in der Lage, den Frieden zu diktieren. In Italien wurde Österreich auf die Grenze von 1797 beschränkt, aber es wurde noch dadurch benachtheiligt, daß der Großherzog von Toskana, der Bruder des Kaisers Franz, sein Land verlor und dafür in Deutschland entschädigt werden sollte. Ferner mußte der Kaiser als Oberhaupt des Deutschen Reiches die Abtretung des ganzen linken Rheinufers zugestehen, wobei der Grundsatz erneuert wurde, daß die weltlichen deutschen Fürsten, die hierdurch Verluste erlitten, durch Säkularisationen geistlichen Guts auf dem rechten Ufer unter Mitwirkung Frankreichs entschädigt werden sollten. Diese Bestimmung gewährte Napoleon einen Einfluß auf die künftige Gestaltung Deutschlands. Endlich mußte Österreich alle seine Häfen den Engländern verschließen und die Unabhängigkeit der von Frankreich gegründeten Republiken in Italien, Holland und der Schweiz anerkennen.

Durch diesen Frieden, der in Luneville abgeschlossen wurde (am 9. Februar 1801), war zunächst die französische Suprematie in Italien gründlich festgestellt. Außer den beiden oberitalienischen Republiken wurde Toskana, das ein Napoleon verpflichteter Prinz von Parma erhielt, ein Dependenzstaat Frankreichs, Piemont blieb in französischer Verwaltung, und Rom und Neapel mußten sich ebenfalls der französischen Politik anschließen. Diese zielte jetzt wie nach dem Frieden von Campo Formio darauf ab, alle Kräfte zur Niederwerfung Englands anzuspannen. Überall, so weit die französischen Waffen reichten, wollte Napoleon die englischen Schiffe von den Küsten fern halten, dadurch den Handel der Engländer schädigen und sie so zum Nachgeben zwingen. Es war ein Gedanke, der in der Revolutionszeit wiederholt geäußert worden war. Um ihn auszuführen,

mußte Neapel, das nach der Niederwerfung Oesterreichs schleunigst Frieden schloß, wie der Kirchenstaat, die englischen Schiffe aus seinen Häfen ausschließen und ein französisches Armeekorps nach Tarent aufnehmen. Dieses sollte dort die unteritalienischen Häfen überwachen und zugleich zur Einschiffung nach Agypten bereit stehen. Die Bundesgenossen Frankreichs, Holland und Spanien, mußten die antienglischen Maßregeln ebenfalls durchführen, so daß die Engländer zum größten Teil des europäischen Festlandes keinen Zutritt hatten.

Gegen Schluß des österreichischen Krieges schien auch der Rest des Kontinents gemeinsame Sache mit Frankreich machen zu wollen. Napoleon hatte verstanden, den Zar Paul, der aus Unmut über England und Oesterreich von dem großen antifranzösischen Bündnisse zurückgetreten war; ohne mit der Republik Frieden zu schließen, für sich zu gewinnen. Er hatte ihm nach der Schlacht von Marengo Friedensanerbietungen gemacht und sich bereit erklärt, die russischen Gefangenen, die noch von den Kämpfen des Vorjahres her in französischer Gewalt waren, freizulassen. Da er überdies wußte, daß Paul als Protektor des Malteserordens großen Wert auf die Vertreibung der Franzosen aus Malta legte, so erbot er sich ferner, die Insel an den Orden zurückzugeben. Da Malτας Fall damals bei der Unmöglichkeit des Entsatzes binnen kurzem bevorstand, so verlor Napoleon mit dem angebotenen Verzicht nichts. Er hatte den Charakter des launenhaften Selbstherrschers, der seine Politik nach Gefühlen und Eindrücken des Augenblickes leitete, richtig berechnet: der Zar war entzückt über den Edelmut gegen die Gefangenen und über die Möglichkeit, das geliebte Malta zu erhalten. Wie Napoleon weiter erwartet hatte, so geschah es: Malta fiel den Engländern in die Hände (September 1800), und diese wiesen Pauls Begehren, ihm die Insel für den Orden

auszuliefern, zurück, weil sie diese starke Position nicht unter russische Herrschaft bringen wollten. Denn da Paul thatsächlich damals das Haupt des Ordens war, so bedeutete die Auslieferung an den Orden Auslieferung an Rußland. Paul, empört über diese Weigerung, belegte sogleich alle Schiffe der Engländer in russischen Häfen mit Beschlag, und auf Napoleons Betreiben schloß er ein Bündnis mit Preußen, Schweden und Dänemark zur Aufrechterhaltung der Neutralität im Seekriege (Anfang 1801). Dieser Bund richtete sich direkt gegen England, welches das Recht beanspruchte, die Schiffe der neutralen Staaten nach feindlichem Gut oder Kriegskontrebande zu durchsuchen. Schweden war auf den Bund eingegangen aus Haß gegen die englischen Übergriffe zur See, Dänemark aus Furcht vor Rußland, und Preußen, um Rußlands und Frankreichs Gunst für die Regelung der bevorstehenden Entschädigungsfrage in Deutschland zu gewinnen: so verstärkte die Eroberung des linken Rheinufers zugleich Napoleons Position im Kampfe gegen England. Anderseits hatte das gute Verhältnis zu Rußland und Preußen, das schon lange vor dem Frieden von Luneville angebahnt worden war, dem Ersten Consul die Möglichkeit gegeben, dem isolierten Oesterreich den Fuß auf den Nacken zu setzen.

Dem äußeren Anschein nach hatte Napoleon einen vortrefflichen Bundesgenossen in Rußland gefunden. Der Zar trug sich mit weit ausgreifenden Entwürfen gegen die verhaßten Engländer; er plante die Eroberung Indiens durch ein russisch-französisches Heer, verfolgte also ähnliche Gedanken, wie sie Napoleon in Agypten gehegt hatte. Napoleon hütete sich, durch Ablehnung dieser Idee den unberechenbaren Zaren zu erzürnen, aber weder gab er irgend eine positive Zusage, darauf eingehen zu wollen, noch traf er Vorbereitungen dazu. Ein Feldzug nach Indien mußte, wie die Dinge standen, zum Vorteil Ruß-

lands ausfallen, weil das Zarenreich seiner geographischen und politischen Lage entsprechend mehr Mannschaften dazu verwenden konnte als Frankreich, und überdies hatte das Einbernehmen mit dem herrischen Zaren große Schattenseiten: Paul suchte Napoleons italienische Politik zu beeinflussen und verlangte die Rückgabe Aegyptens an die Türkei. Also gerade den Preis des Sieges über England wollte er den Franzosen entreißen. Napoleon hat von Anfang an wohl von dem Zusammengehen mit Rußland nur eine Beschäftigung englischer Streitkräfte in der Ostsee und einen Druck auf die englische Regierung, aber keine aktive kriegerische Kooperation erwartet. Die Probe auf die Haltbarkeit der Freundschaft sollte nicht gemacht werden.

Ehe konkrete Resultate daraus hervorgehen konnten, hatten die Engländer durch eine Expedition nach Kopenhagen den Seebund gesprengt, und um dieselbe Zeit fiel der Zar Paul einer Palastrevolution zum Opfer (23. März 1801). Sein Nachfolger Alexander war friedlich gesinnt und stellte die guten Beziehungen zu England wieder her durch Verzicht auf Malta und die Herausgabe der englischen Schiffe. Frankreich stand somit den Engländern wiederum isoliert gegenüber, allein auf den Beistand Spaniens und seiner kleinen Nachbarn angewiesen. Allerdings waren auch die Briten ohne Bundesgenossen seit dem Frieden von Luneville, und die englische Regierung sah keine Möglichkeit mehr, die Losreißung Belgiens von Frankreich, was so lange Jahre ihr Ziel gewesen war, zu erreichen. Diese Erkenntnis und innere Schwierigkeiten legten ihr den Gedanken an Frieden nahe. Kurz nach dem Luneviller Frieden, noch vor der Katastrophe in Rußland, hatte daher das englische Kabinett in Paris vertraulich Friedensanerbietungen gemacht, und Napoleon war gern darauf eingegangen. Er bedurfte des Friedens für die Ordnung der inneren Angelegenheiten Frankreichs, und die Nach-

richt von Pauls Tode konnte seine Friedenswünsche nur verstärken.

Kontinentale Fragen standen nicht zwischen den beiden Mächten, desto schwieriger waren die überseeischen. Die Engländer hatten während der langen Kriege nicht nur die meisten Kolonien Frankreichs, sondern auch die seiner Bundesgenossen erobert; so hatten sie in Amerika fast alle französischen Antillen, das spanische Trinidad, das holländische Guyana besetzt, in Indien hatten sie die französischen Niederlassungen und das holländische Ceylon weggenommen, in Afrika den Holländern das Kap und den Franzosen Senegal entrissen. Im Mittelmeer gehörte ihnen Malta und Minorca, während die Franzosen sich noch in Ägypten hielten. Doch war deren Lage hier bedenklich geworden, seitdem eine englische Armee gelandet war, die Franzosen nach Alexandrien getrieben (20. März 1801) und dadurch die Muhamedaner zu neuen Aufständen entflammt hatte. Gestützt auf diesen Sieg forderte England Räumung Ägyptens und versprach dafür Malta herauszugeben. Napoleon beehrte dagegen kurzerhand Rückgabe sämtlicher eroberten Kolonien: mit dem Gedanken, Ägypten aufgeben zu müssen, wollte er sich auch nach dem letzten Unglück nicht vertrant machen. Da die englische Regierung nicht ohne Gewinn aus dem Kriege hervorgehen und Ägypten den Franzosen nicht lassen wollte, so wurden die Verhandlungen abgebrochen. Napoleon wollte noch einmal versuchen, Verstärkungen nach Ägypten zu werfen, und zugleich drängte er Spanien zum Kriege gegen Portugal, um durch die Unterwerfung dieses englischen Bundesgenossen die Friedensneigung in England zu verstärken. Beide Hoffnungen gingen nicht in Erfüllung. Die Unterstützung Ägyptens wurde wiederum unmöglich, und Spanien schloß nach kurzem Kriege mit Portugal einen Frieden, der zwar die englischen Schiffe aus Portugal verbannte, aber seine

Selbständigkeit bestehen ließ (Anfang Juni). Infolge dieser Fehlschläge erklärte sich Napoleon zur Räumung Aegyptens bereit, da es nun unrettbar geworden war. Nach mehrmonatigen Verhandlungen kam man dann zu Präliminarien überein (1. Oktober), wonach Aegypten an die Pforte, Malta an den Orden zurückgegeben werden sollte; von ihren kolonialen Eroberungen behielten die Engländer allein Ceylon und Trinidad. Ein Halbjahr später wurde der Friede definitiv zu Amiens unterzeichnet (25. März 1802). Es wurde darin bestimmt, daß die Großmächte dem Johanniterorden den Besitz Malτας garantieren, und bis der Orden die Insel übernommen habe, eine neapolitanische Garnison die Festung besetzt halten solle. Die Besorgnis der Engländer, Napoleon werde den Handstreich auf Malta und von hier aus eine ägyptische Expedition wiederholen, hatte diese Bestimmungen veranlaßt.

Noch vor dem endgültigen Frieden mit England hatte Frankreich seinen Frieden mit den übrigen Mächten gemacht, mit der Pforte, Portugal und Rußland, mit dem trotz der engen Beziehungen unter Paul ein formeller Friede noch nicht abgeschlossen worden war. Mit den beiden ersten wurde der alte Zustand erneuert, mit Rußland wurde ausgemacht, daß beide die Entschädigung der deutschen Fürsten für ihre linksrheinischen Abtretungen gemeinsam regeln, also gemeinsam einen vorwaltenden Einfluß in Deutschland üben wollten. Ein besonderer Artikel betraf den König von Sardinien, dem die Franzosen Piemont entrißen hatten. Der Zar, der aus legitimistischen Gründen ein wärmeres Interesse an dem König nahm, forderte ursprünglich die Rückgabe Piemonts; da aber Napoleon diese Ausfallspforte nach Italien im unmittelbaren Besitz behalten wollte, so gab sich Alexander mit der unbestimmten Versicherung zufrieden, daß später für eine Entschädigung gesorgt werden solle.

Alle diese Friedensschlüsse bestätigten die herrschende Stellung, die Frankreich durch den Frieden von Campo Formio auf dem Kontinent erworben hatte. Es war nicht genug, daß seine Grenzen erweitert waren, Frankreichs Einfluß dominierte mehr als früher in der Schweiz, in Holland und Italien; Spanien stand im engen Bündnis mit ihm, und dieses Bündnis war bei der ungeheuren Überlegenheit Frankreichs und der Rücksichtslosigkeit seines Chefs nichts anderes als eine Vasallenschaft. Daß auch die deutschen Dinge von Paris aus geleitet werden konnten, dafür hatte Napoleon durch die Bestimmungen über die Säkularisationen gesorgt, und überdies kam ihm da die ewige Eifersucht zwischen Preußen und Oesterreich entgegen. — Nur auf einem Gebiete war Frankreich aus dem Riesenkampfe der Revolution nicht erfolgreich hervorgegangen: in der überseeischen Politik. Es hatte zwar seine sämtlichen alten Kolonien wiedererhalten, aber die neuen Positionen im Mittelmeer und im Orient hatten aufgegeben werden müssen. Mit Malta und Aegypten waren auch die Ionischen Inseln verloren gegangen, die Ausfallspforte nach der Balkanhalbinsel. Während Napoleons Abwesenheit von den Russen erobert, waren sie im Frieden zu einer unabhängigen Republik erklärt worden, blieben aber einstweilen noch von russischen Truppen besetzt. Die maritimen Mittel Frankreichs waren eben den Aufgaben, die Napoleons weltumspannende Politik ihnen stellte, nicht gewachsen. Aus diesem Grunde hatte auch England nicht besiegt werden können. Allerdings hatte der Inselstaat die Republik und ihre neue Größe anerkannt, aber er war nicht dazu gezwungen worden: er hatte den Krieg aufgegeben mehr, weil es wenig dabei zu gewinnen gab, als aus Furcht, etwas zu verlieren.

V. Friedensjahre.

Der Krieg und die auswärtige Politik hatten Napoleon nur wenig von seiner Sorge um das innere Wohl Frankreichs abgelenkt. Vom italienischen Feldlager aus korrespondierte er eifrig mit den Konsuln und Ministern, und wenige Wochen nach der Schlacht bei Marengo war er wieder in Paris, um den Ausbau der Verwaltung selbst zu betreiben. Wie nötig Frankreich seines eisernen Willens bedurfte, lehren uns die Berichte seiner Präfekten aus den ersten Monaten der Konsulatszeit. Ackerbau und Industrie waren durch die zehnjährigen Unruhen zum größten Teil ruiniert; der Krieg mit England hatte den Seehandel vernichtet, und Hungersnot drohte in vielen einst blühenden Landstrichen. Die Finanznot, die unredliche Verwaltung und die Auflösung aller öffentlichen Ordnung hatten den Verfall der Land- und Wasserstraßen bewirkt; die Sicherheit des Verkehrs war durch zahlreiche Banden von Wege- lagerern selbst in der Nähe der größten Städte aufgehoben. Die gemeinnützigen Anstalten des Staates und der Gemeinden, die Hospitäler, Schulen und Kirchen befanden sich bei der allgemeinen Verarmung im traurigsten Zustande.

Winnen wenigen Monaten beseitigte Napoleon zunächst das Räuberwesen, indem er Armeedivisionen auf die Banden Jagd machen und einige Hundert Freibeuter erschießen ließ. Dem Geldmangel wurde abgeholfen durch Kontributionen aus Italien und Deutschland, sowie durch

bessere Verwaltung und gerechtere Verteilung der direkten und indirekten Steuern. Die Mittel, die Napoleon hierdurch erhielt, verwandte er auf die Ausbesserung der Straßen, Anlegung von Häfen und Unterstützung wirtschaftlicher Betriebe. Etwa der vierte Teil der Nationalgüter, von denen die Mißwirtschaft des Direktoriums noch 400 Millionen übrig gelassen hatte, wurde zur Schuldentilgung verwendet, was den Staatskredit hob; 120 Millionen wurden der Unterrichtsverwaltung und der Invalidenkasse überwiesen, so daß diese Zweige das Budget nicht belasteten. Alle diese Bemühungen hoben den Unternehmungsgeist der Nation, und die günstige Wirkung auf die Finanzlage blieb nicht aus: schon das dritte Jahr der Napoleonischen Regierung schloß ohne Defizit ab. — Der Sorge für das materielle Wohl trat die Schaffung eines geordneten Rechtszustandes zur Seite. Die Revolution hatte das alte Rechtssystem umgestürzt, ohne ein neues an seine Stelle zu setzen: Napoleon ließ innerhalb weniger Jahre ein neues bürgerliches Gesetzbuch — nach der Annahme des Kaisertitels Code Napoleon genannt — sowie eine Neubildung des Handelsrechts, der Prozeßordnung und des Strafrechts ausarbeiten. Wie in der Verwaltung wurden die revolutionären Grundsätze auch hier durchgeführt, soweit sie seinem Herrscherbewußtsein nicht widersprachen: der Grundsatz der Gleichheit wurde fixiert in der Gleichberechtigung der einzelnen Konfessionen, im gleichen Erbrecht der Kinder ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht und in der Abschaffung des Adels.

Auf der Bahn der Versöhnung mit den der Republik noch feindlichen Parteien ging Napoleon weiter vorwärts. Er rief jetzt alle Emigranten zurück und gewährte Amnestie für die Vergangenheit; ausgeschlossen blieben außer den Prinzen bloß wenige besonders Kompromittierte. Er that aber noch mehr: die Heimkehrenden erhielten ihren

alten Besitz zurück, soweit er noch in den Händen des Staates war; die veräußerten Güter freilich blieben den Käufern. An 40 000 Familien folgten diesem Rufe, gewiß ein beträchtlicher Zuwachs an intellektuellem und ethischem Besitz.

Am meisten wich aber Napoleon von den landläufigen revolutionären Anschauungen ab in seiner Kirchenpolitik. Wir kennen schon seine ersten Versuche, den kirchlichen Bedürfnissen der Katholiken entgegenzukommen und dadurch seine Herrschaft zu konsolidieren. Das Werk wurde nach Überwindung Oesterreichs vollendet. In der französischen Geistlichkeit herrschte seit der Revolution ein vollständiges Chaos. Die Revolution hatte bekanntlich die alte Hierarchie aufgelöst, Wahl der Bischöfe und Priester durch das Volk eingeführt, das Kirchengut konfisziert und von den Geistlichen den Treueid auf die neue Verfassung verlangt. Ein Teil, die „Konstitutionellen“, leistete den Eid; die Eidweigerer wurden blutig verfolgt, und als später die Verfolgung nachließ, wurde ihnen die Abhaltung von Gottesdienst in den Kirchen verboten. Napoleon gestattete ihnen die Benutzung der Kirchen wieder und ersetzte den Eid durch ein einfaches Versprechen des Gehorsams gegen die Gesetze, wofür er die meisten gewann. Alle gaben indessen das Versprechen nicht, und ein beträchtlicher Teil der alten Eidweigerer fuhr fort, die gottlose Republik mit allen Mitteln kirchlichen Einflusses zu bekämpfen. Dem Ersten Konsul, der in seiner ganzen Organisation nach Übersichtlichkeit und Einheit strebte, waren diese Parteiungen, die alle ihre besondere Hierarchie hatten und sich gegenseitig heftig befehdeten, von Grund aus verhaßt. Sein Wille war, sie alle zu beseitigen und die Kirche endgültig mit dem neuen politischen Zustande zu versöhnen. Das beste Mittel dazu schien ihm die Wiederherstellung einer geschlossenen Hierarchie und die Auf-

richtung guter Beziehungen zu ihrem natürlichen Haupte, dem Papst. Das Ansinnen einiger Berater, eine französische Nationalkirche ohne Zusammenhang mit Rom zu begründen, wies er als Illusion schroff zurück, da eine solche Kirche in den Herzen der Franzosen nie Wurzel schlagen würde.

Die Prinzipien der Revolution sollten freilich nicht preisgegeben werden: die neue Hierarchie sollte weder mit Privilegien noch mit eigenem Vermögen ausgestattet werden, die Kirchengüter blieben eingezogen, die Ehescheidung aufrechterhalten und die freie Religionsübung den nicht katholischen Kulturen gewahrt. Aber die Bischöfe sollten fortan nicht mehr durch das Volk, sondern — entsprechend dem Charakter der ganzen Verwaltung — durch die Regierung gewählt werden und vom Papst die kirchliche Institution erhalten. Die Bischöfe ernannten dann die Pfarrer unter Kontrolle der Regierung. Da die Kirche kein Eigentum mehr besaß, so übernahm der Staat die Befoldung der Geistlichen, während sie bisher auf freiwillige Leistungen ihrer Gemeinden angewiesen waren. Die Durchführung der neuen Organisation sollte in der Weise vor sich gehen, daß der Papst sämtliche jetzt amtierende Bischöfe — Eidweigerer wie Konstitutionelle — absetzte, damit die frei gewordenen Stellen nach den neuen Grundsätzen besetzt werden könnten. Der Papst sträubte sich lange, auf den Plan einzugehen. Er hätte die feierliche Erklärung der katholischen Religion zur Staatsreligion gewünscht und hatte Skrupel, die in der Revolution treu gebliebenen Bischöfe zu entsetzen, aber schließlich siegte doch die Furcht vor Napoleon, der im Weigerungsfalle mit Besetzung des Kirchenstaates drohte, und die Rücksicht auf die Sicherheit des katholischen Kultus in Frankreich, welche das Konkordat gewährleistete. Der Papst trat nach dem Abschluß (Juli 1801) also wieder an die Spitze der fran-

zöfischen Hierarchie. Napoleon hatte somit die kirchlichen Wirren beseitigt und die kirchlich Gefinnten durch Wiederherstellung der päpstlichen Autorität versöhnt. Er hoffte in dem Papst ein fügsames Werkzeug seiner Herrschaft zu besitzen, da er bei seiner Machtstellung in Italien Rom vollständig in der Hand hatte, und damit glaubte er auch des französischen Klerus, der überdies finanziell von ihm abhängig war, sicher zu sein. — Ein glänzendes Lebeum feierte die Verkündigung des neuen Gesetzes (Ostern 1802); Napoleon selbst nahm mit den obersten Würdenträgern daran teil und zwang auch einige widerspenstige Generale, die von der alten Kirchenfeindschaft nicht lassen wollten, der Feier beizuwohnen.

Wie alle Privilegien, so hatte die Kirche auch die auf dem Gebiete der Schule aufgeben müssen. Diese wurde vollständig unter Aufsicht des Staates gestellt. Nicht anders als die Kirche betrachtete Napoleon die Schule als ein Mittel, die öffentliche Meinung zu lenken; mehrfach ließ er den Lehrern einschärfen, die Schüler zum Gehorsam gegen die Gesetze zu erziehen, und besondere Inspektoren hatten den Unterricht zu überwachen. Später (im Jahre 1808) ließ er den gesamten Unterricht verstaatlichen, dessen oberste Leitung einem eigenen Kollegium, der „Universität“, — wie die Oberaufsicht über die Verwaltung dem Staatsrat — zugewiesen wurde. Die strengste Zentralisation herrschte seitdem auch auf diesem Gebiete.

Den Abschluß des Napoleonischen Systems bildete die Gründung eines neuen Ordens, der Ehrenlegion, der für besondere Verdienste um den Staat sowohl an Militärs wie an Zivilisten verliehen werden sollte. Die Mitglieder mußten schwören, die Errungenschaften der Revolution zu verteidigen, sollten also eine Elite der aus der Revolution hervorgegangenen Gesellschaft bilden. Viele hervorragende Mitglieder der Regierung erklärten die Neuerung für anti-

revolutionär, weil sie Unterschiede zwischen den Bürgern hervorrufe und an das Ordenswesen der Königszeit erinnere, aber Napoleon schob den Widerspruch als doktrinär beiseite. Er wußte wohl, daß sich die Franzosen trotz des Gleichheitsideals nach solchen öffentlichen Auszeichnungen sehnten, und der Forderung nach Egalité genügte er dadurch, daß er den Orden an alle Bürger ohne Unterschied des Standes verlieh. In der neuen Gesellschaft sollte, wie er sagte, eben nicht wie in der alten die Geburt, sondern allein das Verdienst die persönliche Geltung bestimmen. Sein Urteil war richtig: die Franzosen drängten sich um den Orden, und er hatte damit eine neue Möglichkeit, die Ehrgeizigen und Einflußreichen in sein Interesse zu ziehen.

Wie viel von allen diesen Einrichtungen auf Napoleons persönlichen Anteil entfällt, ist im einzelnen nicht zu sagen. Das Konkordat und die Ehrenlegion waren in der Hauptsache sein Werk, aber auch an allen übrigen Reformen arbeitete er eifrig mit. Sein Verdienst ist gar nicht hoch genug anzuschlagen, denn ohne seinen unbeugsamen Willen hätte die Organisation unmöglich so schnell beendet werden können. Er besiegte jeden Widerstand, der sich im Kreise seiner Ratgeber erhob, und des Tribunats, das wie in seiner ersten Session auch jetzt seine Entwürfe scharf kritisierte und einige ablehnte, wurde er ebenfalls Herr. Alljährlich hatte ein Fünftel des Tribunats und des Gesetzgebenden Körpers auszuscheiden; da die Verfassung nichts über die Art des Austritts bestimmt hatte, so ließ der Konsul durch den Senat die Ausscheidenden bezeichnen (Januar 1802). Auf diese Weise wurde die Opposition unterdrückt, und die vorgeschlagenen Gesetze kamen zur Annahme. Napoleons Widertille gegen die öffentliche, zum Teil recht unsachliche Kritik drängte ihn auf diesen nicht ganz legalen Weg; er beschritt ihn um so sorgloser, als

er wußte, daß die Opposition mit den Anschauungen der großen Mehrheit der Franzosen im Widerspruch stand. Wenige Monate später drückte er die Bedeutung des Tribunats noch tiefer herab, indem er seine Mitgliederzahl auf die Hälfte herabsetzte und die Öffentlichkeit bei ihren Verhandlungen ausschloß. Nach einigen Jahren endlich beseitigte er diese Kammer ganz (1807) und versetzte ihre Mitglieder zum Teil in den Gesetzgebenden Körper, zum Teil in andere Ämter.

Ungeheuer war die Machtfülle, die Napoleon in seiner Hand vereinigte, aber sie war auf eine bestimmte Zeit beschränkt. Natürlich trachtete er danach, diese Zeit auf seine Lebensdauer auszudehnen, denn wie hätte er nach Ablauf der zehn Jahre sich einem andern unterordnen können? Und wer hätte den Mut finden sollen, den Platz Napoleons einzunehmen, so lange dieser noch am Leben war? Überall mußte ferner das Vertrauen auf die Festigkeit der Regierung steigen, wenn Napoleon zum lebenslänglichen Regenten ernannt wurde, denn seine Person war ja eine Gewähr gegen die Wiederkehr der früheren Anarchie. Eine Gelegenheit, diese Frage in Angriff zu nehmen, fand sich bald. Nach dem Abschlusse des Friedens von Amiens beschloß der Senat auf Betreiben des zweiten Konsuls Cambacérès dem Ersten Konsul die Gewalt um zehn Jahre zu verlängern, um ihm den Dank der Nation für seine außerordentlichen Verdienste, insbesondere für die Herstellung des allgemeinen Friedens, darzubringen. Napoleon war wenig zufrieden damit, da das seine prinzipielle Stellung nicht änderte und er eine Stellung nach Art eines absoluten erblichen Monarchen anstrebte. Der gewandte Cambacérès fand einen Ausweg, indem er vorschlug, die Nation über den Antrag des Senats abstimmen zu lassen, aber mit der Änderung, daß Napoleon Konsul auf Lebenszeit sein und das Recht haben solle, seinen

Nachfolger zu ernennen. Das Resultat des Plebiszits war unzweifelhaft: bei dreieinhalb Millionen Stimmen mit Ja zählte man nur wenige Tausend mit Nein (Mai 1802).

Damit noch nicht genug. Dem ersten so glänzend gelungenen Schritt, die Verfassung zu modifizieren, folgten unmittelbar weitere: Napoleon ließ sich vom Senat das Recht der Begnadigung und die Befugnis, die Verträge mit fremden Mächten zu ratifizieren und Senatoren zu ernennen, beilegen. Der Senat erhielt dafür die Macht, in allen Fällen, wo die Verfassung nichts vorschrieb, geltendes Recht zu schaffen, bei Gefährdung des Staates die Verfassung und die ordentlichen Gerichte zu suspendieren, die Urteilsprüche zu kassieren und endlich die beiden Kammern aufzulösen. Nach dem Buchstaben waren der Senat und der Erste Konsul jetzt die beiden höchsten Behörden, thatsächlich mußte der Konsul, das Haupt der bewaffneten Macht, den Senat kraft seines Ernennungsrechts zu einem willenlosen Vollstrecker seiner Befehle herabdrücken. Die absolute Monarchie war fertig bis auf den Namen; der Senat stellte nicht, wie es den Anschein hatte, eine Beschränkung des Herrschers dar, sondern diente nur dazu, seinem Willen eine gewisse konstitutionelle Form zu geben, an die sich die Franzosen seit der Revolution gewöhnt hatten. Napoleon war seiner Macht sicher: die große Masse der Nation hing ihm an, einerseits weil er der Retter aus inneren und äußeren Nöten war, anderseits weil es ihr wohlthat, endlich einmal von einem Heros regiert zu werden, nachdem sie ein Jahrhundert lang nur Pygmäen zu Herrschern gehabt hatte. Je mehr der allgemeine Wohlstand stieg, desto fester wurde das Band zwischen Volk und Oberhaupt; nur wenige hartgesottene Republikaner oder Royalisten hielten sich von dem neuen Herrn fern.

Selbstverständlich wurde mit der Machterweiterung

die persönliche Stellung Napoleons allmählich ganz und gar verändert. Schon kurz nach Antritt des Konsulats hatte er mit seinen beiden Kollegen das alte Königschloß der Tuileries bezogen und eine Konsulargarde zur persönlichen Sicherheit wie zur Erhöhung des Glanzes der neuen Regierung eingerichtet; in der Folgezeit bildete sich dort allmählich ein förmlicher Hof um ihn, der unwillkürlich nach der Etikette des alten Regimes zurückstrebte. Napoleons monarchische Stellung charakterisierte es, daß auch Josephine, die in der republikanischen Ordnung keine Rolle spielte, jetzt hervortrat und Audienzen erteilte wie die Gemahlin eines legitimen Souveräns. Seine Geschwister fühlten sich durch den Rang ihres Familienhauptes emporgehoben über die Masse der Franzosen, und korsischer Überlieferung folgend war Napoleon als Consul um sie ebenso besorgt wie früher als Leutnant. Frau Lätitia erhielt ein Palais in Paris, Joseph und Lucian wurden in hohen diplomatischen Stellungen verwendet, Louis und Jerome, der jüngste, zu ähnlichen Stellen in Heer und Marine vorbereitet, die Gatten der Schwestern endlich ebenfalls nicht vergessen. Begehrlich in ihren Ansprüchen wie alle Emporkömmlinge waren freilich die Bonapartes selten mit dem zufrieden, was sie vom Bruder erhielten. Harmonie herrschte ebenfalls nicht immer unter den Familienmitgliedern und Napoleon hatte oft Mühe, ärgerliche Zwistigkeiten beizulegen. Unausrottbar war namentlich der Gegensatz zwischen den Bonapartes und Beauharnais, Napoleons Stiefkindern, den Napoleon vergeblich durch die Ehe seines Bruders Louis mit seiner Stieftochter Hortense zu beseitigen suchte. Die Möglichkeit, daß Napoleon dereinst seinen Stiefsohn Eugen als Nachfolger designieren und die Bonapartes beiseite schieben könne, ließ die Eifersucht nicht zur Ruhe kommen.

Die Maßregeln zur Hebung der inneren Wohlfahrt suchte Napoleon in der auswärtigen Politik dadurch zu ergänzen, daß er die alten Kolonien Frankreichs wieder nutzbar machte. Sie waren in der Königszeit ein wertvoller Abnehmer der französischen Industrieprodukte gewesen; sie hatten Frankreich und einen großen Teil Europas mit Zucker und anderen Kolonialwaren versorgt, wodurch französische Händler und Pflanzer große Reichthümer erworben hatten. In der Revolutionszeit waren sie alle wirtschaftlich zurückgegangen, zum Teil sogar an die Engländer oder an die aufständischen Eingeborenen verloren worden. Sobald Napoleon zur Herrschaft gekommen war, hatte er versucht, die Autorität des Mutterlandes in den aufständischen Besitzungen wieder herzustellen, aber ohne Erfolg, weil er während des Krieges mit England nicht genügende Streitkräfte übers Meer befördern konnte. Als dann im Frieden Agypten aufgegeben werden mußte, wurde die Wiedererlangung der alten überseeischen Besitzungen doppelt wichtig, um dem darniederliegenden Seehandel aufzuhelfen. Sogleich nach dem Frieden von Amiens entsandte darum Napoleon eine Armee von etwa 20 000 Mann unter dem General Leclerc, seinem Schwager, nach der schönsten Kolonie, nach St. Domingue, wo sich ein genialer Neger, Toussaint Louverture, unabhängig gemacht hatte, und kleinere Abteilungen gingen nach den anderen Besitzungen. Der Konsul ging dabei auf die Traditionen der altfranzösischen Kolonialpolitik zurück. Er plante die Gründung eines großen mittelamerikanischen Kolonialreiches mit dem Kernlande St. Domingue. Zu diesem Zwecke hatte er sich von Spanien Louisiana abtreten lassen, das bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges französisch gewesen war. Als Kaufpreis hatte er dafür einem Prinzen von Parma, dem Schwiegersohn des Königs von Spanien, das bei Marengo eroberte Toskana unter dem Namen

Königreich Sturien abgetreten: so stellte er seine kontinentale Politik in den Dienst der überseeischen. Auch auf Indien, wo im 18. Jahrhundert Engländer und Franzosen lange unentschieden um die Herrschaft gerungen hatten, richtete er seine Blicke: er beabsichtigte, von den kleinen französischen Niederlassungen Pondichéry, Mahé und Chandernagor aus Verbindungen mit den indischen Fürsten anzuknüpfen und ließ vor allem Ile de France (Mauritius) stark befestigen, um einen Stützpunkt für eine etwaige indische Expedition zu gewinnen.

Die Kolonialpolitik war das einzige Gebiet, wo er die Anschauungen der Revolutionszeit verleugnete. Die Revolution hatte Sklaverei, Negerhandel und alle Unterschiede zwischen den Farben abgeschafft: Napoleon stellte alle diese Dinge wieder her, weil er sich überzeugen ließ, daß der Neger ohne Zwang nicht arbeiten werde und daß die Kolonien ohne fortwährenden Zuzug von frischen Arbeitskräften aus Afrika nicht gedeihen könnten. Vor der Revolution hatte die katholische Religion allein freie Religionsübung gehabt: Napoleon erneuerte ihr das Privileg, weil er mit Hilfe der katholischen Hierarchie die Neger am besten zügeln zu können meinte. Nirgends zeigt sich klarer als hier, daß er frei von jeder Doktrin seine Politik allein durch Zweckmäßigkeitsgründe bestimmen ließ.

Die Schwierigkeiten, die Napoleon in den Kolonien fand, waren größer als er sich vorgestellt hatte. In St. Domingue leisteten die Schwarzen verzweifelten Widerstand, und das ungesunde Klima kam ihnen zu Hilfe: noch ein Jahr nach dem Londoner Präliminarfrieden waren die Neger unbefiegt; Declerc war gestorben, und die Armee trotz mehrerer Nachschübe auf weniger als 10000 Mann zusammengeschmolzen. Napoleon ließ sich durch diese ersten Fehlschläge nicht entmutigen; er sandte neue Truppen hinüber und rechnete darauf, die Insel

innen Jahresfrist unterworfen zu haben. Mit den übrigen Kolonien stand es besser, doch forderte die Krankheit auch da viele Opfer. Die Marine wurde durch die Unterstützung der Armee auf St. Domingue fast völlig absorbiert, zahlreiche Kriegsschiffe mußten desarmiert werden, um den Truppen als Transportschiffe zu dienen; bald befand sich der größte Teil der Marine unterwegs und doch konnte sie ihren Aufgaben nicht genügen: fast ein Jahr war seit dem Vertrage von Amiens verfloßen, und es hatten weder Louisiana noch Indien und Ile de France aus Mangel an Schiffen besetzt werden können. Natürlich waren diese Expeditionen mit großen Kosten verbunden. Trotzdem Millionen über Millionen in die Kolonien gingen, waren die französischen Finanzen den vielen gleichzeitigen Unternehmungen nicht gewachsen. Wegen ungenügender Beihilfe aus dem Mutterlande konnten die Kolonialarmeen nicht ausreichend gepflegt werden, was zur Verschlimmerung der Krankheiten beitrug.

Es mußte Jahre dauern, ehe alle diese Unternehmungen Früchte tragen konnten, und die Voraussetzung dafür war, daß der Friede erhalten blieb. Hierzu war allem Anschein nach Aussicht, trotzdem auf dem Festlande mannigfache Veränderungen vor sich gegangen waren. Napoleon hatte verstanden, das von der Republik begründete Allianzsystem auszugestalten, indem er in den Vasallenrepubliken Verfassungen nach Analogie der französischen einrichten ließ, die sie noch enger an Frankreich fesselten. So wurde in Holland die mehrköpfige Regierung durch einen unter französischem Einflusse stehenden „Großpensionär“ ersetzt, und ähnlich geschah es mit den kleinen Republiken Genua und Luffa. Mit der Cisalpinischen Republik wurde die Verbindung noch enger: Napoleon ließ sich zu ihrem Präsidenten wählen und sorgte dafür, daß ein Vizepräsident die Geschäfte in seinem Sinne leitete.

Der Name Cisalpinien wurde in „Italienische Republik“ verwandelt, um den nationalen Hoffnungen zu schmeicheln (Anfang 1802). Wenige Monate darauf wurde Piemont, das sich seit zwei Jahren in französischer Verwaltung befand, definitiv mit Frankreich vereinigt (September), so daß Frankreich die „natürliche“ Grenze der Alpen überschritten hatte. In der Schweiz endlich ließ sich Napoleon unter geschickter Benutzung der Zwistigkeiten zwischen den Kantonen und Parteien — den Föderalisten und Zentralisten — einen beständigen Einfluß auf die inneren und auswärtigen Geschäfte einräumen. Ein Widerspruch gegen diese Veränderungen hatte sich auf dem Festlande nicht erhoben, da Napoleon den Buchstaben der Verträge nicht verletzte, und scheinbar alle die Änderungen — bis auf die Einverleibung Piemonts — von den Regierungen der kleinen Staaten selbst ausgehen ließ.

Der einzige Großstaat, der direkt davon berührt wurde, war Oesterreich. Kaiser Franz hoffte im stillen, den Kampf um die Hegemonie in Italien mit Frankreich dereinst wieder aufnehmen zu können, sah also die Konsolidation der französischen Herrschaft auf der Apenninhalbinsel mit großem Kummer. Er konnte aber nicht daran denken, dagegen ernstlich zu protestieren, denn er war noch eben so isoliert wie zur Zeit des Friedens von Luneville. In den Verhandlungen über die Entschädigung der deutschen Fürsten hatte sich Napoleon zuerst mit Rußland und einzelnen deutschen Fürsten verständigt, welche geistlichen Territorien säkularisiert werden sollten. Oesterreich, das die Säkularisationen gern eingeschränkt und namentlich Preußen benachteiligt hätte, wurde erst nach dem allgemeinen Einverständnis ins Vertrauen gezogen und mußte wohl oder übel seine Zustimmung geben (Dezember 1802). Durch dieses Vorgehen hatte sich Napoleon die größten deutschen Staaten verpflichtet und sie in Gegensatz zu Oesterreich

Staaten verpflichtet und sie in Gegensatz zu Oesterreich gebracht, das ihnen die neuen Erwerbungen mißgönnte. Im Vertrauen auf das russisch-französische Einvernehmen und auf diese Vereinzelnung Oesterreichs konnte Napoleon jene Maßregeln treffen, ohne davon eine Störung des Friedens befürchten zu müssen.

Allein das Verhältnis zu England war in dieser Zeit nicht ungetrübt. In England war der Friede ursprünglich mit eben solcher Freude aufgenommen worden wie in Frankreich. Die Aussicht, die Kriegslasten vermindern und gewinnbringende wirtschaftliche Beziehungen mit Frankreich anknüpfen zu können, hatten die öffentliche Meinung dafür gewonnen. Bald zeigte sich, daß diese Hoffnung irrig war, denn Napoleon lehnte einen für England vorteilhaften Handelsvertrag ab und sperrte die französischen Häfen durch hohe Zölle, um seine Industrie gegen die übermächtige englische Konkurrenz zu schützen. Die Stimmung in England schlug daher schnell um, und die Unzufriedenheit stieg, als Napoleons Bemühungen um die Hebung des Handels und der Kolonien deutlicher wurden. Viele Handelskreise sehnten sich bereits nach Erneuerung des Krieges zurück, um den aufblühenden französischen Handel abermals vernichten und das Monopol des überseeischen Handels, das England vermöge der Überlegenheit seiner Flotte erobert hatte, behaupten zu können. Über die wirtschaftlichen Fragen und über das antifranzösische Treiben der bourbonischen Prinzen und ihrer intimen Anhänger, deren Hauptquartier London war, entbrannten bald gehässige Zeitungsfehden zwischen beiden Ländern, und als Napoleon jene Verfassungsänderungen vornehmen ließ, fanden sie neue Nahrung. Gereizte Verhandlungen zwischen den Regierungen blieben nicht aus, aber alle diese Dinge würden kaum zu ernstern Folgen geführt haben, wenn nicht noch eine wichtigere Differenz

dazu gekommen wäre: die Durchkreuzung der französischen Mittelmeerpoltik durch England.

Napoleons Plan war nach wie vor, die Seeherrschaft über das Mittelmeer und eine starke Position in der Levante zu erringen; vorläufig, so lange er mit amerikanischen Angelegenheiten, mehr als Marine und Finanzen leisten konnten, beschäftigt war, dachte er freilich an die Ausführung der Entwürfe nicht, verlor sie aber nie aus dem Auge. Ähnliche Ziele verfolgten aber gleichzeitig die Engländer. Um nun Napoleons Absichten, die, wie sie annehmen, in absehbarer Zeit ausgeführt werden sollten, zu verhindern, beschloßen sie die Insel Malta, die sie nach dem Frieden von Amiens räumen sollten, besetzt zu halten. Mit dieser Festung besaßen sie eine vorzügliche Flottenstation und konnten jedes maritime Unternehmen Frankreichs nach Ägypten oder der Balkanhalbinsel überwachen. Eben deshalb mußte Napoleon alles daran setzen, die englische Garnison aus Malta zu entfernen. Auch aus allgemeinen politischen Rücksichten konnte er nicht zugeben, daß die Engländer sich über die Bestimmung des Friedens von Amiens hinwegsetzten und sich einseitig einen Vorteil verschafften: das hätte eine empfindliche politische Niederlage Frankreichs bedeutet und Frankreichs Ansehen in Europa wie seine persönliche Geltung in Frankreich vermindert. Der Konsul war denn auch entschlossen, lieber zum Schwerte zu greifen, als den Engländern Malta zu lassen. Mehrere Monate wurde über diese Frage hin- und her verhandelt (Januar bis Mai 1803). Die Engländer motivierten anfangs die Besetzung Malτας mit den Neuerungen Napoleons auf dem Festlande, wofür sie in Malta ein Äquivalent erhalten mußten. Napoleon hielt ihnen entgegen, daß englische Interessen dadurch nicht verletzt worden seien, und daß der Friede von Amiens, die Grundlage der englisch-französischen Beziehungen, nichts

über das Festland bestimmt habe. Er konnte den Einwand um so weniger gelten lassen, als darin ein Versuch lag, die Beziehungen Frankreichs zu seinen Nachbarstaaten zu kontrollieren, was mit der Würde Frankreichs unverträglich war. Die Engländer ließen denn auch bald den Vorwand fallen und gaben zu erkennen, daß die Furcht vor einer neuen ägyptischen Expedition ihre Haltung bestimme.

Napoleon strengte sich vergebens an, die englische Regierung umzustimmen. Heute suchte er sie durch Drohungen mit einem Krieg bis aufs Messer und mit dem Schrecken einer Landung einzuschüchtern, morgen suchte er sie in rücksichtsloser Offenheit zu überzeugen, daß er an eine gewaltfame Erwerbung Ägyptens nicht denke. Auch vor direkten Beleidigungen Englands scheute er sich nicht, wenn er sich durch englische Äußerungen gekränkt fühlte. Seine stürmischen Ergüsse bewirkten das Gegenteil von dem, was er wollte: sie überzeugten die Engländer nicht von seinen friedlichen Absichten, sondern riefen vielmehr in England bei Regierung und Volk die Überzeugung hervor, daß er eine Wiederholung der ägyptischen Expedition und einen baldigen Krieg gegen England plane. Die englische Regierung begann mit kriegerischen Vorbereitungen (Anfang März) und legte so auch Napoleon die Notwendigkeit auf, sich zum Seekriege zu rüsten. Seitdem war klar geworden, daß der Gegensatz unveröhnbar sei, und nach einigen weiteren fruchtlosen Verhandlungen wurde der Krieg erklärt (Mitte Mai 1803).

Die Heftigkeit, mit der Napoleon die Verhandlung führte, hat oft zu dem Glauben Anlaß gegeben, daß er den Bruch ersehnt und daß er ihn durch seine Schroffheit herbeigeführt habe. Mit Unrecht. Napoleon war weit entfernt, den Krieg zu wünschen. Er war nicht darauf vorbereitet, da seine Kriegsschiffe in den Kolonien zerstreut

und zum größten Teil nicht in kriegsmäßigem Zustande waren; ja er hatte gerade während dieser Verhandlung mit England neue umfassende Versuche zur Unterwerfung St. Domingues und zur Steigerung des französischen Einflusses in Indien in Angriff genommen: Unternehmungen, zu deren Gelingen der Seefriede unerlässliche Bedingung war. *) Lange Zeit hat er fest geglaubt, daß die englische Regierung um Malta's willen nicht zum Kriege schreiten werde und daß es nur eines kräftigen Drucks bedürfe, um sie zum Nachgeben zu bringen. Daher seine Versuche, sie durch große Worte einzuschüchtern, wobei ihn freilich sein leidenschaftliches Temperament und die Erbitterung über den englischen Vertragsbruch oder Äußerungen der englischen Regierung und Presse gelegentlich fortgerissen haben. Sein Grundirrtum war, daß er die Festigkeit der englischen Regierung unterschätzte, die, wie er meinte, den Frieden aus parteitaktischen Gründen erhalten wolle, um nicht im Kriegsfall durch eine andere Faktion verdrängt zu werden. Sie hatte im Gegenteil die öffentliche Meinung, die ja aus wirtschaftlichen Gründen Frankreich ungünstig gesinnt war, in der Differenz mit Frankreich auf ihrer Seite und wäre gestürzt worden, wenn sie sich in der Maltafrage schwach gezeigt hätte. Aber man darf nie vergessen: Napoleons persönliches Auftreten hat den Krieg nicht hervorgerufen, sondern allein den äußeren Verlauf der Krisis beeinflusst und vielleicht ihren Ausbruch etwas beschleunigt; die Ursache des Konfliktes selbst lag in der einander diametral entgegengesetzten Mittelmeerpolitik beider Staaten, wo aus Gründen nationalen Interesses beiden Teilen ein Nachgeben unmöglich war. Es stießen eben zwei politische Offensiven aufeinander. Aber die englische Politik dieser Epoche ist weit offensiver als die französische; diese verlangte die Ausführung eines

*) Näher ausgeführt in meiner Kolonialpolitik Napoleons I.

völkerrechtlichen Vertrages und hegte auf Jahre hinaus keine Angriffspläne gegen England; jene setzte sich in rücksichtsloser Verfolgung ihres Vorteiles kurzerhand über die Vertragsbestimmungen hinweg. Ebenso war es mit der öffentlichen Meinung: die französische verlangte aus materiellen Gründen den Frieden, die englische den Krieg. Es wurde Napoleons Verhängnis, daß sich kein Ausgleich finden ließ.

VI. Der Beginn des englischen Weltkampfes.

Der unerwartete Seekrieg wurde der überseeischen Politik Napoleons verderblich, da die Engländer sogleich alle Verbindungen mit den Kolonien unterbrachen und die Truppen- und Proviantsendungen abzufangen strebten. Napoleon sah jetzt keine Möglichkeit mehr, Louisiana in Besitz zu nehmen und zu kolonisieren, zumal auch die Vereinigten Staaten gegen die Ausdehnung der französischen Macht auf dem nordamerikanischen Festlande protestierten. Er entschloß sich deshalb, die nutzlos gewordene Kolonie an Amerika für 60 Millionen Franks zu verkaufen, womit ein großer Teil der kolonialen Hoffnungen begraben werden mußte. Der Verlust war um so herber, als nach dem Ausbruch des Krieges die Truppen auf St. Domingue nicht mehr ausreichend unterstützt werden konnten. Von den Schwarzen und Engländern zugleich angegriffen, mußten sie etwa ein Halbjahr nach der Kriegserklärung den fruchtbarsten Teil der Insel verlassen (November 1803), so daß hier in zweijährigen Kämpfen an 50 000 Franzosen umsonst geopfert worden waren. Die kleinen indischen Niederlassungen mußten gleichfalls aufgegeben werden, da sie sich gegen die übermächtigen Engländer nicht verteidigen konnten. Nicht minder als die Kolonien litt der französische Handel: die englischen Kreuzer machten noch vor

der Kriegserklärung Jagd auf die feindlichen Handelsschiffe, und bald waren auch die meisten Häfen Frankreichs und seiner Verbündeten von englischen Geschwadern blockiert.

Nach Napoleons Willen sollte der Kampf nicht von so langer Dauer als der letzte Seekrieg sein. Er bereitete sich jetzt mit allem Nachdruck vor, die Landung in England, die er 1798 für unmöglich erklärt hatte, auszuführen. Gelang es, etwa 100—120 000 Mann über den Kanal zu werfen, dann lag England am Boden, denn einer solchen Armee unter Napoleon hatte die englische Regierung nichts annähernd Gleichwertiges entgegenzusetzen. Die Dinge lagen günstiger als vor fünf Jahren: die Mittel Frankreichs waren seitdem bedeutend gesteigert, und vor allem vom Festlande war vorderhand keine Störung des Vorhabens zu besorgen. Sogleich beim ersten Anzeichen des Konflikts rief Napoleon seine Kriegsschiffe aus den Kolonien zurück und befahl den Bau einer Flottille von Flachboten in Frankreich und Holland; eine Armee von über 100 000 Mann wurde bei Boulogne, kleinere Abteilungen bei Texel und Brest zur Einschiffung bereit gehalten. Daß die Bundesgenossen, vor allem das für den Seekrieg so wichtige Holland, zu den Kriegslasten mit Geld, Mannschaften und Schiffen steuern mußten, ist selbstverständlich; selbst Spanien, das im Kriege anfangs Neutralität zu bewahren strebte, mußte auf Grund des französischen Bündnisses 48 Millionen Franks jährlich zahlen, und Portugal mußte seine Neutralität mit einem Viertel dieser Summe erkaufen. Hand in Hand damit ging der wirtschaftliche Krieg. In Frankreich und seinen Vasallenstaaten wurden den Engländern alle Häfen gesperrt; das französische Armeekorps, das vor dem Frieden von Amiens Tarent besetzt gehalten hatte, rückte in diese Stellung wieder ein und verschloß den Engländern Unter-

italien, da sich Napoleon jetzt ebenfalls nicht mehr an den von England gebrochenen Vertrag halten wollte; ein anderes Korps okkupierte Hannover, das dem Könige von England gehörte, und sperrte der englischen Flagge einen bedeutenden Teil der deutschen Nordseeküste.

Naturgemäß konnten die Vorbereitungen für den Kanalübergang nur langsam vor sich gehen, da die Transportmittel zum größten Teil erst geschaffen werden mußten. Napoleon rechnete denn auch nicht darauf, die Landung vor Jahresfrist vollziehen zu können. Da die Schlachtflotte Frankreichs der englischen trotz aller Rüstungen auch in dieser Zeit nicht gewachsen sein konnte, so war sein Plan, den Hauptteil der englischen Flotte durch Scheinbewegungen und Angriffe auf außereuropäische Besitzungen Englands von den englischen Küsten hinwegzuziehen, dann schleunigst ein starkes Geschwader französischer Linienschiffe im Kanal zu versammeln und unter ihrem Schutze die Flachboote mit den Landungstruppen an Bord übergehen zu lassen. Allerhand unberechenbare Zufälle verursachten, daß der ursprüngliche Termin nicht innegehalten werden konnte; es dauerte länger als zwei Jahre, bis alle Vorbereitungen dazu erledigt waren.

Während dieser Zeit geschahen große Dinge im In- und Auslande.

Noch einmal hatte Napoleon innere Gegner zu bekämpfen: die alten Feinde, die er schon am 13. Vendemiaire und 18. Fructidor besiegt hatte, die Royalisten. Trotz der Verlängerung des Konsulats auf Lebenszeit und der offenkundigen Abwendung der Franzosen vom alten Königshause hatte ein Bruchteil der Partei die Hoffnung auf Wiederherstellung der Bourbonen nicht aufgegeben. Das beste Mittel dazu schien ihnen die Beseitigung Napoleons, des Trägers des herrschenden Systems. In London wurde von den Führern der Emigranten dieser Plan unter Mit-

wissen einiger Bourbonenprinzen entworfen. Sogleich ging ein ehemaliger Führer aus den Kämpfen der Vendee, Georges Cadoudal, heimlich nach Frankreich (August 1803), um eine Anzahl Genossen zu werben, mit denen er den Konsul auf offener Straße überfallen und beiseite schaffen wollte. Eins der bourbonischen Werkzeuge war der General Bichegru, der am 18. Fructidor wegen Conspirationen mit dem Auslande verbannt und von der Amnestie ausgeschlossen worden war: auch er kam heimlich nach Paris, um mit General Moreau anzuknüpfen und mit dessen Hilfe die Armee für die Bourbonen zu gewinnen. Moreau, eifersüchtig auf Napoleon, dem er die erste Stelle nicht gönnte, ließ sich mit Bichegru in Gespräche ein, aber ohne sich an dem Komplott zu beteiligen. Ehe die Vorbereitungen vollendet waren, erhielt die Pariser Polizei Kenntniss von den Umtrieben. Sie verhaftete einige Agenten von Georges, die ihr den ganzen Plan verrieten, so daß alle Teilnehmer festgenommen werden konnten (Anfang März 1804). Ihnen wurde sämtlich der Prozeß gemacht; Georges wurde als Hochverräther zum Tode verurteilt und hingerichtet (Juni); Bichegru tötete sich selbst im Gefängnis, ehe das Urtheil gesprochen war; Moreau, dem ein Verkehr mit Bichegru, aber nicht mit Georges nachgewiesen werden konnte, wurde zu zweijährigem Gefängnis verurteilt, aber begnadigt und ins Ausland verwiesen. Einigen mitgefangenen hohen Aristokraten schenkte Napoleon Leben und Freiheit, da er mittlerweile ein vornehmeres Opfer für die Verschwörung hatte büßen lassen.

Napoleon war aufs höchste erbittert über das Komplott, für dessen Urheber er die bourbonischen Prinzen in London hielt. Einige der zuerst Verhafteten hatten bei ihrer Vernehmung ausgesagt, daß nach der Absicht der Verschwörer einer der vornehmsten Prinzen sich an dem Überfalle auf Napoleon beteiligen sollte: sogleich ließ der Konsul die

Stäfte polizeilich überwachen, um den Ankommenden verhaften und hinrichten zu lassen. Er wartete vergeblich, erhielt aber die Nachricht, daß ein anderer Bourbonenprinz, der Herzog von Enghien, der sich nahe der französischen Grenze, in Baden, aufhielt, dem Komplott ebenfalls nicht fernstehe. Dieser mußte für den Frevler seiner Londoner Verwandten büßen. Napoleon ließ ihn, obwohl er auf neutralem Boden weilte, durch ein Kommando bei Nacht aufheben, nach Paris führen, vor ein Militärgericht stellen und sogleich erschießen (März 1804). Die Untersuchung hatte bewiesen, daß er mit Georges nicht in Verbindung gestanden hatte, aber Napoleon blieb bei seinem Entschlusse, ihn zu töten: er zeigte wieder, daß er um hoher Zwecke willen die Grausamkeit nicht scheute; „ich will,“ sagte er, „den Bourbonen den Schrecken zurückgeben, den sie uns einflößen wollen.“ Diese Absicht gelang ihm vollkommen: eine ähnliche Verschwörung zu gunsten der Bourbonen hat sich seitdem nicht wieder gebildet.

Man würde irren, wenn man als die Beweggründe der That etwa das Gefühl der persönlichen Gefahr oder blinden Haß gegen die Bourbonen annehmen wollte. Der eigentliche Grund lag viel tiefer: Napoleon fühlte sich wieder als Verteidiger der Revolution und seines Lebenswerkes gegen die Vertreter des alten Regime. Er wußte genau, daß das herrschende System an seine Person geknüpft war, und daß seine Ermordung das Signal zu Unordnungen hätte sein müssen, aus denen vielleicht auch die Bourbonen Vorteil gezogen hätten. Deshalb wollte er die äußerste Strenge anwenden, um jeder Wiederholung eines solchen Komplotts vorzubeugen, und mit Recht sagte er in diesen Tagen der Bewegung und allgemeinen Bestürzung: „Ich bin die französische Revolution und werde sie aufrecht erhalten.“ Nach den Prinzipien der französischen Revolution aber ist der Herzog mit vollem Rechte

hingerichtet worden. Er hatte in den Revolutionskriegen gegen Frankreich gefochten und bemühte sich soeben, Unruhen im Elsaß zu erzeugen, um Napoleons Aktion gegen England zu lähmen: Vergehen, worauf für die Emigranten nach den Gesetzen der Revolution Todesstrafe stand. Es stritten hier zwei Weltanschauungen gegeneinander. Enghien lebte in der des alten Regime, die Frankreich als eine Art bourbonische Familiendomäne betrachtete und die Wiederherstellung der bourbonischen Herrschaft selbst mit Hilfe des Auslandes durch Verletzung der nationalen Sicherheit und der territorialen Ausdehnung Frankreichs erkaufen wollte; Napoleon war der Vertreter des durch die Revolution geschaffenen Nationalitätsprinzips, dem die Unteilbarkeit und die Unverletzlichkeit Frankreichs über alles ging und das ein solches Recht der Bourbonen nicht anerkannte. Es war derselbe Gegensatz, dem bereits Ludwig XVI. erlegen war und dem nun auch der letzte Condé zum Opfer fiel. Die Furcht, die sein Schicksal erzeugte, entschied dann den Kampf definitiv zu gunsten der Revolution. Es leuchtet ein, daß Napoleon bei diesem welthistorischen Konflikt in der Wahl seiner Mittel nicht peinlich sein und sich auch vor der Verletzung eines neutralen Kleinstaates nicht scheuen durfte: so wenig wie der Große Kurfürst Bedenken trug, den wegen ähnlicher Verbrechen wie Enghien angeklagten Kalkstein auf fremdem Gebiete festzunehmen.

Es mag wenige im damaligen Frankreich gegeben haben, die sich von diesem historischen Gegensatz in voller Klarheit Rechenschaft gaben; daß er existiere, fühlte die öffentliche Meinung wohl. Dem entsprechend war der Eindruck, den die Hinrichtung hervorrief. Schlechthin verurteilt wurde die That allein in den Kreisen der Royalisten; in der republikanischen Gesellschaft bedauerte man wohl den jungen Prinzen, der nicht mehr als die anderen

Emigranten gethan hatte, aber sein Tod wurde doch als notwendiges Schreckmittel gegen die Royalisten anerkannt. Die Furcht vor einer Rückkehr der Bourbonen wog schwerer als das Mitleid, und die Masse war durch das Komplott mehr als vorher überzeugt, daß Napoleons Persönlichkeit die einzige Garantie gegen die Wiederkehr der früheren Erschütterungen sei. Diese Erwägung führte die Gedanken von selbst zu der Frage, was denn nach seinem Tode werden sollte, und da brach sich allgemein die Überzeugung Bahn, daß nur die Herstellung einer erblichen monarchischen Gewalt die Fortdauer der Ruhe verbürgen könne. Man sagte sich, die Komplotte würden aussichtslos sein, wenn an Napoleons Seite ein anerkannter Erbe stehe, und damit von selbst ausbleiben. Derartige Gedanken waren schon vor der Entdeckung der Verschwörung laut geworden, so daß auswärtige Diplomaten von Entwürfen, ein Kaiserreich Gallien zu errichten, nach Hause geschrieben hatten, jetzt wurden sie allenthalben mit großem Nachdruck geäußert. Beamte, Offiziere und allerlei Ehrgeizige schürten diese Stimmung, und von allen Seiten strömten Petitionen an Napoleon, das Konsulat in eine Erbmonarchie umzuwandeln. Napoleon wünschte die Rangerhöhung ebenfalls, hielt sich aber in dieser Frage ebenso zurück, wie in der Verlängerung des Konsulats. Desto rühriger agitierten seine Vertrauten: bald waren die gesetzgebenden Faktoren, das Tribunat, der Gesetzgebende Körper und der Senat gewonnen, ihm die Annahme der erblichen Kaisertitel vorzuschlagen (18. Mai 1804). Den Kaisertitel hatte man gewählt, um den Unterschied von der bourbonischen Monarchie zu kennzeichnen, und um das Prinzip der Volkssouveränität zu wahren, wurde abermals eine Volksabstimmung vorgenommen. Doch die Frage, ob Napoleon den Kaisertitel annehmen sollte, wurde nicht mehr gestellt — sie galt als entschieden durch das Botum der Parlamente: es wurde

allein gefragt, ob die Kaiserkrone in der Familie Bonaparte erblich sein sollte. Das Resultat war fast dasselbe wie zwei Jahre zuvor.

Napoleons politische Macht veränderte sich durch die Annahme des Kaisertitels nicht. Die Verfassung erlitt allerdings einige Modifikationen. So erhielt der Senat die Befugnis, über die Freiheit der Personen und der Presse zu wachen, und der Gesetzgebende Körper erhielt das Recht der Debatte: Änderungen, die liberal schienen, thatsächlich bedeutungslos waren, denn der Senat war vom Kaiser abhängig und der Gesetzgebende Körper tagte bei verschlossenen Thüren. Um so bedeutender waren die Änderungen im Hof- und Titelwesen. Das altfranzösische Ceremoniell wurde in seiner ganzen Strenge wiederhergestellt, zahllose Hofämter und Sinecuren geschaffen, die Napoleon mit Vorliebe an verarmte heimgekehrte Aristokraten verlieh, um die Versöhnung der alten und neuen Gesellschaft zu dokumentieren. Eine Zivilliste von 25 Millionen jährlich hatte die Kosten des Hofes zu bestreiten. Die nächsten am kaiserlichen Thron waren die Mitglieder der neuen Dynastie. Als kaiserliche Prinzen erhielten sie den Titel „Hoheit“ und „Monseigneur“; ihnen folgten mit denselben Titeln und reichen Einkünften sechs Großwürdenträger, der Großwahlherr, der Reichserzkanzler, der Staatserzkanzler, der Erzschatzmeister, der Konnetable und der Großadmiral. Positive Funktionen waren mit diesen Ämtern nicht verbunden; sie sollten nur den Glanz des neuen Thrones erhöhen. Die alte Marschallswürde wurde wiederhergestellt und sogleich 14 der verdientesten Generale befördert, und ebenso eine Reihe neuer hoher Ämter in der Zivilverwaltung errichtet. Dieser selbstgeschaffene Glanz war aber Napoleon nicht genug, er suchte seine Krone den ältesten Europas ebenbürtig zu machen. Zu dem Zweck wollte er ein großes Krönungsfest feiern, zu dem

er den Papst einlud. Die Anwesenheit des Kirchenoberhauptes bei der Krönung sollte der Feier eine höhere Weihe geben. Der Papst ließ sich theils durch die Furcht vor Napoleon, der ja den Kirchenstaat in seiner Hand hatte, theils durch die Hoffnung in kirchlicher Hinsicht mancherlei zu erreichen, bestimmen und wohnte der Kaiserkrönung in Notre-Dame bei (2. Dezember 1804). Er erreichte indessen fast nichts. Nur in einigen Nebenpunkten erfüllte Napoleon seine Wünsche, so sollte der republikanische Kalender abgeschafft und der Gregorianische — vom 1. Januar 1806 an — wieder eingeführt werden. Nicht einmal die Krönung ließ der Kaiser den Papst vollziehen, sondern setzte sich mit eigener Hand die Krone aufs Haupt, zum Zeichen, daß er sie sich allein verdanke und ein Prestige der Kirche nicht anerkenne.

Eine natürliche Konsequenz des Kaisertums war, daß auch die italienische Republik, deren Chef Napoleon war, sich in eine Erbmonarchie umwandeln mußte. Die Lombarden waren gern mit der Änderung einverstanden, nur wünschten sie, daß das neue Königreich Italien — denn die Königswürde konnte allein in Frage kommen — einen nationalen Charakter tragen und nie mit Frankreich vereinigt werden solle. Napoleon bot die neue Krone seinen Brüdern Joseph und Louis an, aber beide lehnten ab, um ihr Erbrecht auf den französischen Thron nicht zu verfehlen. Da Lucian wegen einer unwürdigen Heirat ausgeschlossen war, so beschloß Napoleon, die Krone selbst anzunehmen, aber zugleich die Trennung der französischen und italienischen Krone feierlich zu proklamieren. Er krönte sich denn auch in Mailand mit ähnlichem Pomp wie in Paris und ernannte seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais zum Vizekönig mit der Residenz in Mailand (26. Mai 1805).

Die Unabhängigkeit der italienischen Regierung von der französischen, trotz der Personalunion, sollte dadurch angezeigt werden.

Welche Zukunftspläne Napoleon damals mit Italien hatte, läßt sich nicht sagen. Unmöglich ist nicht, daß er daran dachte, hier einen Staatenbund unter französischer Oberhoheit zu gründen. Jedenfalls suchte er einstweilen seine Vorherrschaft zu befestigen: er verwandelte die Republik Lucca in ein Herzogtum und gab sie seiner Schwester Elisa, der Fürstin Baciocchi, zu Lehen, die Republik Genua vereinigte er mit Frankreich, um seine Marine durch den vortrefflichen Hafen und seine Seemannsbevölkerung zu verstärken. Alle diese Maßregeln veränderten die thatsächlichen Machtverhältnisse wenig, weil diese Territorien sämtlich schon unter französischer Oberleitung gestanden hatten. Dennoch waren sie von weittragenden politischen Folgen.

Die europäischen Mächte hatten bei Beginn des englisch-französischen Krieges strenge Neutralität gewahrt, trotzdem England sogleich darauf ausging, Frankreich auf dem Festlande Feinde zu erwecken, um so der Besorgnis vor einer Landung enthoben zu sein. Von den Mächten, die in Frage kommen konnten, war zunächst Preußen unbedingt entschlossen, sich in den Krieg nicht verwickeln zu lassen. Die Beziehungen zu Frankreich blieben freundschaftlich, aber eine Allianz mit Frankreich, die Napoleon vorschlug, lehnte König Friedrich Wilhelm ab. Den Kaisertitel erkannte er mit Freuden an, weil er darin eine Befestigung der neuen Ordnung in Frankreich, die ihm eine sichere Bürgschaft gegen neue europäische Erschütterungen schien, erblickte. Rußland hatte sich zuerst ebenfalls neutral gezeigt, aber bald wandte sich der Zar völlig von Frankreich ab. Er hegte wie die englische Regierung den Argwohn, daß Napoleon bei gelegener Zeit einen Angriff auf türkische Besitzungen unternehmen werde, und war fest

entschlossen, einen solchen Versuch mit Gewalt abzuweisen. Wie seine Großmutter Katharina betrachtete Alexander die Pforte als russisches Interessengebiet. Der Zar sah deshalb die Besetzung des Meerbusens von Otranto durch die Franzosen mit Kummer; sie aus dieser Offensivstellung gegen die Balkanhalbinsel zu verdrängen und überhaupt ihren Einfluß in Italien, der natürlichen Brücke zwischen Frankreich und dem Orient, zu beschränken, wurde fortan das Ziel der russischen Politik. Über diese Fragen kam es zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen beiden Ländern (August 1804). Dem Bruch des Zaren mit Frankreich folgte ein Bund mit England (April 1805), aber ein Festlandskrieg konnte sich daraus noch nicht ergeben, weil Rußland und Frankreich nirgends Grenz-
nachbarn waren. Die Bundesgenossen bemühten sich daher, unter Versprechung russischer Waffen- und englischer Geldhilfe die deutschen Großmächte zum Kriege gegen Frankreich zu gewinnen. An Preußens Neutralitätspolitik scheiterten ihre Versuche, aber besser gelang es ihnen bei Österreich.

Die Donaumonarchie hatte ursprünglich so wenig wie Preußen in den Krieg eingreifen wollen. Heer und Finanzen waren nicht auf einen Krieg vorbereitet, und alle höheren Generale waren beherrscht von der Scheu vor dem überlegenen kriegerischen Genie Napoleons. Kaiser Franz hatte darum die Besetzung Tarents und Hannovers ruhig geschehen lassen, er hatte die Verletzung des Reichsgebietes bei der Gefangennahme Enghiens geduldet und endlich den Kaisertitel Napoleons anerkannt (August 1804). Napoleons italienische Politik brachte eine Wendung in Wien hervor. Als es offenbar wurde, daß der neue Kaiser damit umgehe, die Republik Italien in eine Monarchie zu verwandeln (Sommer 1804), fürchtete Kaiser Franz, daß dies nur der erste Schritt zur Vereinigung der ganzen

Halbinsel unter französischer Oberhoheit sein werde. Franz sah damit seine eigenen italienischen Pläne vereitelt und begann für sein Venedig besorgt zu werden. Bis dahin hatte er alle Bündnisangebote standhaft abgewiesen, jetzt schloß er mit dem Zaren einen Defensivvertrag, wonach beide Mächte den Franzosen den Krieg erklären wollten, falls Napoleon neue Umwälzungen in Italien, Deutschland oder im Orient hervorrufe (November 1804). Zugleich wurden militärische Vorbereitungen getroffen, aber von einer offensiven Absicht war Oesterreich noch weit entfernt. Die Entscheidung gab die Annahme der italienischen Krone durch Napoleon und die Annexion Genuas: jetzt wurde jene Besorgnis zur Gewißheit, und in der Furcht früher oder später von Napoleon Venedigs wegen angegriffen zu werden, schloß Franz ein Offensivbündnis mit England und Rußland ab (7. Juli 1805). Gern hätte er den Krieg im Interesse seiner Rüstungen noch verschoben, aber England verlangte kategorisch die Kriegserklärung noch im laufenden Jahre, weil die französische Landung mittlerweile immer drohender geworden war. Ein Kontinentalkrieg im folgenden Jahr wäre für England vielleicht zu spät gekommen. Da auch Rußland die Beschleunigung des Krieges wünschte und drohte, falls Oesterreich noch länger zögere, seinen Frieden mit Frankreich machen zu wollen, mußte sich Franz fügen und die Mobilmachung vorbereiten.

Napoleon kannte die Bemühungen Englands um eine neue Koalition wohl und war genau orientiert über die Fortschritte der österreichischen Rüstungen, aber er fürchtete sie nicht. Er war überzeugt, daß Oesterreich bei seiner inneren Zerrüttung in den nächsten Monaten einen Krieg nicht führen könne, und in dieser Zeit glaubte er mit England fertig zu werden. Damit hoffte er zugleich die Festlandskoalition zu zersprengen: der moralische Eindruck

der Demütigung Englands mußte nach seiner Rechnung den Gegnern auf dem Festlande jede Angriffslust benehmen, zumal sie durch die englische Niederlage, die ihnen für einen Angriffskrieg unentbehrlichen Hilfgelder verlieren würden. Im Vertrauen auf diese anscheinend günstige politische Lage vollzog er jene territorialen Änderungen in Italien, obwohl er wußte, daß sie Oesterreich in Unruhe versetzen und die Neigung zur Verbindung mit Rußland stärken würden. Rücksichten auf seine Gegner zu nehmen, wenn er von ihnen nichts befürchten zu müssen glaubte, war einmal seine Sache nicht.

Napoleons Vertrauen auf den Bestand des Festlandsfriedens ruhte also auf den Leistungen seiner Flotte, die ihm den Übergang nach England rechtzeitig ermöglichen sollte. Die Vorbereitungen schienen um diese Zeit (Juni bis Juli 1805) so weit gediehen, daß er die Landung noch für den Sommer, voraussichtlich für Ende August, in Aussicht nahm. Als unerläßliche Vorbedingung des Unternehmens hatte er, wie wir uns erinnern, die Beherrschung des Kanals, so lange der Übergang dauere, hingestellt. Diese Bedingung schien jetzt der Erfüllung nahe. Es war gelungen, eine französisch-spanische Flotte von 20 Linien-schiffen, die in Toulon und Cadix ausgerüstet worden waren, in den Antillen unter dem Kommando des Admirals Villeneuve zu versammeln, ohne daß die Engländer die Fahrt hätten hindern oder ihren Zweck erkennen können. Die Flotte sollte nun nach Europa zurückkehren, unterwegs einige Verstärkungen an sich ziehen und vor Brest erscheinen, wo 21 französische Schiffe von einer ungefähr gleichen Anzahl englischer blockiert wurden. Die Engländer sollten in die Flucht geschlagen und Villeneuve mit der Brestler Flotte vereinigt nach Boulogne steuern. Wenn das Geheimnis der französischen Absichten gewahrt blieb, hatten die Engländer keine Gelegenheit, einer solchen Armada

im Kanal auch nur eine annähernd gleiche Macht entgegenzusetzen, und der Übergang konnte von statten gehen. Diese Hoffnung schlug fehl.

Während der Rückfahrt Villeneuve's nach Europa überholte ihn ein von Mittelamerika nach England segelnder Kreuzer und erkannte, daß Villeneuve nach den nördlichen Meeren steuere (18. Juni). Da Villeneuve's Schiffe zum großen Teil schlechte Segler waren, so konnte der Engländer lange vor der Ankunft Villeneuve's in den europäischen Gewässern seine Regierung von der drohenden Gefahr benachrichtigen (9. Juli). Das englische Ministerium erriet sogleich Villeneuve's Marschziel und fand noch Zeit' ihm eine aus Teilen der Brester Blockadeflotte und kleineren Beobachtungsgeschwadern schnell zusammengekettete Flotte von 15 Schiffen entgegenzustellen (Mitte Juli). An der Nordwestküste Spaniens lieferte diese dann dem heranrückenden Villeneuve ein Gefecht (22. Juli), konnte ihn aber nicht hindern, seine Fahrt fortzusetzen. Villeneuve segelte nach dem spanischen Hafen Corunna, wo er einige Verstärkungen an sich zog und seine Schäden ausbesserte. Die schlechte Beschaffenheit der verbündeten Flotte, die Villeneuve zur Langsamkeit zwang, hatte also zur Entdeckung des französischen Feldzugsplanes geführt. Er war aber damit noch nicht vereitelt, denn es war noch Aussicht vorhanden, die weit zerstreuten englischen Geschwader an den Küsten Spaniens und Frankreichs nacheinander zu schlagen und die Brester Flotte zu befreien. Aber Villeneuve wagte diesen Entschluß nicht zu fassen, der allerdings unter ungünstigen Umständen zur Vernichtung seiner Flotte führen konnte. Als er sah, daß seine Aufgabe von den Feinden erraten sei, war er überzeugt, daß er bei seiner weiteren Fahrt nach Norden stets stärkere oder wenigstens gleich starke Flotten gegen sich haben werde, und mit diesen wagte er den Kampf bei der offenkundigen

Überlegenheit der feindlichen Schiffe und Mannschaften nicht aufzunehmen. Er beschloß, einen sicheren Hafen aufzusuchen, um weitere Befehle Napoleons abzuwarten, und führte seine Flotte nach Radix (Mitte August).

Mit diesem Versagen der französischen Schlachtflotte war der Übergang unmöglich geworden. Napoleon hatte auf die Kunde von dem Herannahen Villeneuve's alles zur Einschiffung der Landungsarmee vorbereiten lassen und sich nach Boulogne begeben (Anfang August), um selbst den Übergang zu leiten. Nach drei Wochen vergeblichen Harrens erkannte er, daß der Admiral die Fahrt in den Kanal aufgegeben habe, und daß die Landung vertagt werden müsse (25. August 1805). Er war im höchsten Grade erzürnt über das Scheitern seiner Hoffnungen; in Momenten der Erregung sprach er von Feigheit oder Verrätereit Villeneuve's und wollte die schlechte Beschaffenheit seiner Schiffe nicht als mildernden Umstand für den Verzicht auf die Fahrt in den Kanal gelten lassen. Ob Villeneuve bei größerer Kühnheit die Fahrt in den Kanal glücklich hätte vollenden können oder nicht, steht dahin: gewiß ist, daß sein Ausbleiben alle politischen Berechnungen Napoleons umstieß: nicht mehr durch Siege an der Themse, sondern an der Donau mußte jetzt die antifranzösische Koalition zersprengt werden.

Während der letzten Wochen waren immer drohendere Nachrichten über österreichische Rüstungen und den Marsch einer russischen Armee nach Westen eingelaufen; es war kein Zweifel, daß Frankreich in einigen Monaten einen Angriff zu gewärtigen hatte. Diesem beschloß nun Napoleon zuvorzukommen, seine Gegner gründlich niederzuwerfen und sich so für einen eventuellen späteren Landungsversuch vor Wiederholung eines ähnlichen Überfalles zu sichern. Von beiden Seiten wollte man also einen Präventivkrieg führen: Oesterreich besorgte einen künftigen Angriff auf

seinen italienischen Besitz, Rußland besorgte Übergriffe Frankreichs im Orient, und Napoleon wollte eine Störung seines Seekrieges durch die Koalition unmöglich machen. Alle diese Befürchtungen waren begründet: die Koalition stand zum Angriff auf Frankreich bereit, und Napoleon verlor die Erwerbung türkischer Provinzen nie aus dem Auge, und auch an die allmähliche Verdrängung Oesterreichs aus Italien mag er gedacht haben. Wie den Bruch mit England so hat auch den Krieg mit Oesterreich und Rußland in letzter Linie die Rivalität im Mittelmeer hervorgerufen. Offensivpläne gegen Italien und die Türkei hegten die östlichen Kaiserkräfte so gut wie Frankreich, und es ist natürlich, daß dieser Gegensatz zum Ausbruch kam, als Frankreich mit England in Konflikt geraten war. Drei Mächte, untereinander selbst in der orientalischen Politik rivalisierend, bekämpften gemeinsam die Vierte; sie einigten sich zunächst gegen Frankreich, weil dieses jedem einzelnen der gefährlichste Mitbewerber schien.

VII. Die Überwindung des Festlandes.

Dem Entschluß zum Angriff auf die Oesterreicher folgte die That unmittelbar. Kaum einen Monat nach dem Verzicht auf die Landung überschritt die gegen England versammelte Armee den Rhein (Ende September 1805), um die Donau abwärts auf Wien zu marschieren, die Okkupationsarmee von Hannover zog von Norden der Hauptarmee zu, eine kleinere Armee von etwa 50000 Mann hatte Italien zu verteidigen. Sein schneller Einbruch in Deutschland zwang die süddeutschen Fürsten auf seine Seite zu treten, die nur die Wahl zwischen österreicherischer und französischer Vasallenschaft hatten. Sie führten ihm an 30000 Mann Truppen zu, so daß die französische Armee mehr als 200000 Mann betrug. Die Gegner waren bei weitem schwächer; nur 60000 Mann Oesterreicher standen an der baierisch-württembergischen Grenze, zwei andere österreicherische Armeen sammelten sich in Italien und Tirol, die Russen endlich waren noch weit entfernt vom Kriegsschauplatz. Die Eröffnung des Feldzuges mußte demnach glücklich für den Kaiser ausfallen, und das Ungeschick des österreicherischen Generals Mack erleichterte ihm seine Aufgabe nach Kräften: binnen drei Wochen war die österreicherische Armee ohne eigentliche Schlacht durch bloße Märsche zerstört und Mack selbst in einer schimpflichen Kapitulation bei Ulm gefangen (20. Oktober). Süddeutschland war damit erobert und der Weg nach Wien stand

offen. Aber während der Kaiser unter Gefechten mit den feindlichen Vortruppen die Donau hinabdrängte, waren die Russen herangerückt und bildeten mit den Resten der österreichischen Truppen vereint in Mähren ein Heer von etwa 90 000 Mann (Ende November). Die Monarchen von Österreich und Rußland hatten sich selbst auf den Kriegsschauplatz begeben. Infolge der Notwendigkeit, das eroberte Land zu besetzen und die Verbindung mit der italienischen Armee herzustellen, die um diese Zeit bis Laibach vorgebrungen war, hatte Napoleon seine Truppen über einen weiten Raum verteilen müssen und konnte nur eine etwas schwächere Armee dem Gegner in Mähren gegenüberstellen. Er verhielt sich deshalb defensiv, in der Hoffnung, den Feind hierdurch zum Angriff zu reizen und während des feindlichen Anmarsches einige Verstärkungen heranzuziehen. Es traf ein, wie er gewünscht: die Gegner machten einen schlecht geleiteten Angriff, ein Gegenstoß Napoleons warf sie völlig in die Flucht und verminderte ihre Armee um ein Drittel ihrer Stärke (2. Dezember 1805).

Diese „Dreikaiserschlacht“ bei Austerlitz befreite Napoleon aus einer gefährlichen politischen Lage. Er war nahe daran, auch mit der letzten Großmacht, mit Preußen, zu zerfallen. Während der Umgehungsmanöver vor der Kapitulation von Ulm hatte er aus militärischen Gründen eine Kolonne durch das preußische Ansbach marschieren lassen ohne Rücksicht auf die Neutralität Preußens. König Friedrich Wilhelm fühlte sich durch diese Verletzung seines Gebietes aufs Tiefste gekränkt; während er bisher alle Annäherungsversuche der Russen und Österreicher abgewiesen hatte, gab er ihren Angeboten jetzt Gehör. Er gestattete den Russen auf ihrem Marsche nach Österreich nicht nur den Durchzug durch preußisches Gebiet, er erklärte sich sogar zur Vermittelung eines Friedens bereit,

in dem Frankreich auf seine „natürlichen“ Grenzen beschränkt werden sollte. Wenn Napoleon diesen Frieden ablehne, wollte Preußen mit 180 000 Mann der Koalition beitreten (3. November). Ein Unterhändler ward zu Napoleon geschickt, aber ehe dieser sein Anliegen vorbringen konnte, war die Schlacht von Austerlitz geschlagen, und dem Sieger konnte Preußen eine solche weitgehende Forderung nicht mehr stellen. Die Unklugheit der Gegner, die die Schlacht beschleunigt hatten, anstatt sie aufzuschieben, um Preußen Zeit zur Entscheidung und zur Mobilmachung zu verschaffen, war also Napoleons bester Bundesgenosse gewesen. Ein neuer Bundesgenosse erstand ihm in der Unbeständigkeit des Zaren: Alexander gab nach der Niederlage den Kampf auf und überließ Österreich dem Sieger. Kaiser Franz schloß schleunigst einen Waffenstillstand, dem bald der Friede folgte (26. Dezember 1805). Österreich mußte außer einer Kriegssteuer von 40 Millionen Franks Venedig, Istrien, Dalmatien, Tirol und Vorarlberg abtreten. Die Besitzungen am adriatischen Meer kamen zum Königreich Italien, Tirol und Vorarlberg an Bayern. Die übrigen deutschen Bundesgenossen Napoleons erhielten durch kleinere österreichische Besitzungen und Gebietsaustausch Belohnungen; Bayern und Württemberg nahmen zugleich den Königstitel an.

Die Verhandlungen mit Preußen waren schon vor dem Frieden mit Österreich beendet worden (15. Dezember). Der preussische Unterhändler mußte einfach die ihm vorgelegten Bedingungen unterschreiben: ein enges Bündnis mit Frankreich, Abtretung von Ansbach an Bayern, von Neuchâtel, Wesel und des rechtsrheinischen Cleve an Napoleon. Neuchâtel erhielt Napoleons Generalstabschef Berthier als Fürstentum, und Cleve wurde nebst anderen Länderbrocken als Großherzogtum Berg an Napoleons Schwager Murat übertragen. Als Entschädigung für diese

Zugeständnisse erhielt Preußen Hannover, wodurch es voraussichtlich mit England, dem Besitzer Hannovers, in Krieg verwickelt werden mußte. Mehrfach hatte die preussische Regierung vor dem Kriege in ihrer Neutralitätspolitik französische Bündnisangebote abgelehnt: damals hätte sie mit Frankreich als gleichgestellte Macht verhandeln und sich eine ehrenvolle Stellung an seiner Seite sichern können, jetzt nach der Niederlage Österreichs mußte sie die Befehle des Siegers entgegennehmen und sich mit einer Art Vasallentum begnügen. König Friedrich Wilhelm machte einen vergeblichen Versuch, die Ratifikation des Abkommens zu verweigern und mildere Bedingungen zu erhalten, aber Napoleon pflegte in seinen Verhandlungen nicht von seinen ersten Bedingungen herabzugehen, sondern sie vielmehr bei günstigen Umständen zu steigern. Diese Erfahrung machte jetzt, da der Friede mit Österreich Napoleons Stellung noch befestigt hatte, Preußen: es mußte seine Häfen den englischen Schiffen verschließen (Februar 1806).

Napoleon hoffte seine vorwaltende Stellung in Deutschland dauernd zu befestigen durch die Auflösung des Deutschen Reiches und durch die Zusammenfassung der Frankreich benachbarten deutschen Staaten in einen neuen Bund. Auf seine Veranlassung erklärten sich die Fürsten im Süden und Westen Deutschlands für unabhängig von Kaiser und Reich und schlossen untereinander den sogenannten Rheinbund ab, dem Napoleon als Protektor beitrug. Er versprach sie in ihrer Souveränität zu schützen, und sie übernahmen die Verpflichtung, Frankreich in allen Kriegen mit 63 000 Mann zu unterstützen (1. August 1806). Diese Schöpfung bedeutete das Ende des Deutschen Reiches; Kaiser Franz, der sich der Anerkennung des neuen Bundes nicht entziehen konnte, legte die Krone nieder, die ja bedeutungslos geworden war, wenn die Reichsstände ihr nach Belieben den Gehorsam kündigen konnten. Das

legte — wenn auch noch so lockere — nationale Band zwischen den deutschen Staaten war zerrissen.

Stärker noch als in Deutschland wurde Napoleons Einfluß durch den Krieg in Italien. Der König von Neapel, von jeher ein heftiger Gegner des neuen Frankreich, hatte am Kriege teilgenommen: er wurde verjagt, und sein Land kam an Napoleons Bruder Joseph; allein in Sizilien hielten sich die Bourbonen mit englischer Hilfe noch. Mit der engeren Angliederung Süditaliens an das französische System war ein wichtiger Schritt auf dem Wege zur Herrschaft über das Mittelmeer gethan worden, und die Vergrößerung des Königreichs Italien am adriatischen Meer eröffnete einen Zugang zur Balkanhalbinsel zu Lande.

Mit der Unterordnung Italiens, der übrigen Nachbarstaaten und der Gründung des Rheinbundes hatte Napoleon ein Ziel erreicht, das den Bourbonen schon vorgeschwebt und von der Revolution mit Energie, aber ohne politische Konsequenz fortgesetzt worden war: die Errichtung eines großen Staatenbundes unter französischer Führung. Frankreich sollte durch dieses System, das Napoleon gern als Erneuerung des Kaisertums Karls des Großen bezeichnete, der mächtigste Staat des Kontinents werden. Die Bundesgenossen Frankreichs mußten auf eine selbständige auswärtige Politik verzichten und dem französischen Kaiser ihre militärische Kraft zur Verfügung stellen; im Innern blieben sie selbständig, soweit es sich mit der auswärtigen Politik der neuen Föderation vertrug. Einige der Staaten, die von Napoleon neu gegründet waren, oder die wie Neapel und Holland durch französische Truppen gegen England verteidigt werden mußten, hatten die französischen Truppen in ihren Grenzen zu ernähren und einen Tribut an Frankreich zu zahlen. Daß Napoleon dabei mehr die Interessen des französischen Schatzes als die der Tributär-

staaten berücksichtigte, ist natürlich. Den engen Zusammenhang der Bundesgenossen mit Frankreich bezeichnete, daß Napoleon sich bei seinen Staatengründungen eine Anzahl Domänen und gewisse Einkünfte vorbehielt, um damit verdiente Generale und Beamte zu belohnen, und daß die neu ernannten Herrscher französische Prinzen und Staatswürdenträger blieben. So geschah es in Neapel, Berg, in mehreren kleineren neugeschaffenen italienischen Fürstentümern und in Holland, das in ein Königreich mit Prinz Louis als König verwandelt wurde. Mit den späteren Gründungen wurde ebenso verfahren: die französischen Prinzen mußten nach Napoleons Worten die Interessen ihrer neuen Unterthanen mit ihren „ersten und heiligsten Pflichten“ zu versöhnen wissen.

Weniger glücklich als zu Lande war Napoleon zur See gewesen. Sein Admiral Villeneuve war bei einem Versuche, von Radix aus ins Mittelmeer vorzudringen, von Nelson, dem Sieger von Abukir, bei Trafalgar gänzlich geschlagen worden und hatte 22 Linienfahrzeuge und 7000 Mann verloren (21. Oktober 1805). Dieser Schlag schloß die Wiederholung eines Landungsversuches für absehbare Zeit, bis zur Schaffung einer neuen Flotte, aus und machte die Verbindung mit den überseeischen Besitzungen, die Napoleon sehr am Herzen lagen, schwieriger als vorher. Indessen schien es, als ob der Sieg bei Austerlitz das Unglück wettmachen sollte. Nach dem Frieden mit Oesterreich gab sich auch in England eine Neigung zum Frieden zu erkennen, da einstweilen eine neue Koalition auf dem Festlande nicht wahrscheinlich war und der Krieg schwere finanzielle Lasten verursachte. Napoleon, der ja an eine gewaltsame Niederwerfung Englands nicht mehr denken konnte, erklärte sich auf eine vertrauliche Anfrage

mit Freuden zu Friedensverhandlungen bereit (März 1806). Sie drehten sich vornehmlich um Kolonial- und Mittelmeerfragen. England hatte den Franzosen einige kleine Antillen und die indischen Besitzungen, den Holländern das Kap der Guten Hoffnung und Guyana weggenommen, und wünschte alles zu behalten, während Napoleon Guyana mindestens zurückverlangte. Malta, das England ebenfalls begehrte, konnte Napoleon dem Sieger im Seekriege nicht mehr streitig machen. Er konnte darauf verzichten, weil sein Ansehen in Frankreich und Europa jetzt zu fest begründet war, um durch diese Konzession einen Stoß zu erleiden und weil seine Stellung im Mittelmeer durch die neuesten Veränderungen so verstärkt war, daß er das Eiland entbehren konnte. Als Kompensation für seine Opfer forderte er, daß England die neue Gestalt des Festlandes anerkenne und Sizilien seinem Bruder Joseph ausliefern. Er erbot sich, den Bourbonen eine Entschädigung für die Insel zu verschaffen.

Die Verhandlungen zogen sich hin, und Napoleon versuchte unterdessen Rußland zum Frieden zu bewegen, das ja für seine Waffen nach dem Frieden mit Oesterreich unerreichbar war. Wie von England verlangte er vom Zaren Zustimmung zur Erwerbung Siziliens und forderte vor allem, daß Rußland den dalmatinischen Hafen Cattaro räume, den russische Truppen im letzten Kriege besetzt und nach der Abtretung an Frankreich durch Oesterreich nicht freigegeben hatten. Der Kaiser gab sich einige Monate der Hoffnung auf einen allgemeinen Frieden hin und trug sich schon wieder mit Plänen, die durch den Seekrieg unterbrochenen kolonialen Unternehmungen fortzusetzen und die Eroberung St. Domingues wieder aufzunehmen. Wie vor drei Jahren scheiterte die Verständigung an den Differenzen im Mittelmeer. Weder England noch Rußland wollten die Offensivstellung Frankreichs gegen die Levante,

die sich Napoleon im letzten Frieden geschaffen hatte, anerkennen geschweige denn durch die Räumung Siziliens und Gattaros verbessern. Nach einigen Monaten fruchtloser Verhandlungen war die Unersöhnlichkeit der Gegensätze offenbar geworden (Anfang September 1806).

Die Nothwendigkeit, den Krieg fortzusetzen, zwang Napoleon zunächst zum Verzicht auf seine jüngsten maritimen Entwürfe, weit wichtiger war aber, daß er sich sogleich zu einem neuen Festlandskriege, zum Kriege mit Preußen bereit machen mußte. Die Ursache des Konfliktes war Hannover. In den Verhandlungen mit England hatte Napoleon vertraulich die Rückgabe Hannovers versprochen, ohne Rücksicht darauf, daß er es soeben dem Könige von Preußen abgetreten hatte. Er war nicht im Zweifel, daß Preußen das Kurfürstentum herausgeben und die Demütigung, die in der Verfügung über sein Eigentum lag, ruhig hinnehmen werde: die preussische Politik hatte in den letzten Jahren so viel Schwäche und so wenig Kriegsmut gezeigt, daß er ein Widerstreben gegen ein englisch-französisches Einverständnis ausgeschlossen hielt. Daß er dem Könige von Preußen eine persönliche Kränkung zufügte, war ihm gleichgültig, denn Rücksichten auf Gefühle kannte der kalte Rechner nicht, sobald sein politisches Interesse in Frage kam. Von jenem Angebot erhielt nun die preussische Regierung Kenntniss (9. August), und der König, der Hannover zu behalten wünschte, war darüber ebenso entrüstet wie beunruhigt. Er schloß daraus, daß Napoleon Preußen mit England verfeinden und es überfallen wolle, sobald er erst mit England und Rußland Frieden geschlossen habe. Ohne Verzug ließ er einen Teil seiner Armee mobilisieren, um sich dagegen zu schützen.

Napoleon legte der preussischen Rüstung nicht mehr Wert bei, als 1805 der österreichischen. Er war damals noch der Hoffnung, daß er mit Rußland und wahrschein-

lich auch mit England zum Abschluß kommen werde und erwartete von dem dann isolierten Preußen keine Schilderhebung. So wenig besorgte er einen preußischen Krieg, daß er gerade damals seine Truppen, die noch zum größten Teil in Deutschland standen, weil der österreichische Friede noch nicht vollständig ausgeführt war, über den Rhein zurückzuführen gedachte. Mit einem Schlage änderte sich aber seine Auffassung, als er die Nachricht erhalten hatte, daß Rußland den Frieden ablehne (3. September): jetzt war zu fürchten, daß Preußen und Rußland gemeinsame Sache machen würden. In diesem Falle war es Napoleons Interesse, den Preußen die Waffen aus der Hand zu schlagen, ehe die Russen zu ihrem Beistand bereit standen. Napoleon hatte keine Neigung, mit Preußen Krieg zu führen und dadurch die Zahl seiner Feinde zu vermehren; er wäre zufrieden gewesen, wenn Preußen die Mobilisierung rückgängig machte und ihm Sicherheit vor einem russisch-preußischen Angriffe gab. Er versuchte, diesem Gedanken in Berlin Eingang zu verschaffen und versprach seinerseits, alsdann keine Truppenverschiebungen nach der preußischen Grenze vornehmen zu lassen. Aber die Zeit für eine solche Verständigung war vorbei: die geringschätzigige Behandlung Preußens in der Hannoverschen Frage trug ihre Früchte. In Berlin war man seitdem überzeugt, Napoleon suche den Krieg mit Preußen, und alle seine Anträge seien nur Vorpiegelungen, um das entwaffnete Preußen desto sicherer zu verderben. Der König forderte als Bedingung seiner Abrüstung die Räumung Deutschlands durch die Franzosen, und hierauf wollte der Kaiser nicht eingehen, so lange Rußland nicht Friede gemacht hatte. Von seiner Stellung in Deutschland aus wollte er jede künftige Koalition zwischen dem Zarenreiche und einer deutschen Großmacht im Keime ersticken. Die Kluft war nicht zu überbrücken, und nach einigen diplomatischen Erörterungen

begaben sich beide Souveräne zu ihren Heeren (Ende September).

Der Staat Friedrichs des Großen brach noch schneller zusammen als der Maria Theresias im Vorjahre. Das preußische Hauptquartier hatte beschloffen, durch Thüringen der französischen Armee entgegenzurücken, die sich in Süddeutschland sammelte, um die Saale hinab ins Herz der preußischen Monarchie zu dringen, aber Napoleon kam ihm zuvor: ehe das preußische Heer Thüringen durchzogen hatte, wurde es angegriffen, zum Teil umgangen und in der Doppelschlacht bei Jena und Auerstedt vollständig besiegt (14. Oktober 1806). Einen ähnlichen Sieg hatte Napoleon noch nicht erfochten; nicht nur die Armee war kampfunfähig, der ganze Staat ging durch den betäubenden Schlag aus den Fugen; die meisten Minister und Generale hielten weiteren Widerstand für aussichtslos, die Hauptfestungen wurden in schmählichen Kapitulationen ausgeliefert, und die Zivilbehörden leisteten der französischen Armee, gleich als sei sie die rechtmäßige Herrin des Landes, allen Vorschub. Ohne ein weiteres Hindernis zu finden, konnte Napoleon in Berlin einziehen (27. Oktober), der König mußte mit dem Rest seiner Armee über die Weichsel flüchten.

Mit gewohnter Umsicht und Strenge stellte Napoleon alle Kräfte des eroberten Landes in seinen Dienst und schuf sich eine Basis für einen neuen Feldzug, denn es galt nun, die Russen zu bekämpfen, die mittlerweile herangerückt waren und schon die preußische Grenze überschritten hatten. Ehe er diesem Feinde entgeganzog, suchte er einen schweren Schlag gegen England zu führen: er befahl, alles englische Gut zu konfiszieren, das in die Häfen Frankreichs und seiner Verbündeten einlief. Der Verkehr mit England wurde verboten und jeder englische Unterthan im französischen Machtbereiche als Kriegsgefangener behandelt.

Bisher waren nur die englischen Schiffe mit Beschlag belegt worden, jetzt wurden auch die neutralen, die aus England oder englischen Kolonien kamen, weggenommen. Diese „Kontinentalsperre“ war ein Akt der Notwehr gegen die Handhabung des Seerechtes durch England; wie dieses alles feindliche Privateigentum auch auf neutralen Schiffen konfiszierte und ganz Frankreich in Blockadezustand erklärt hatte, so verfielen jetzt die englischen Waren auf dem Festlande demselben Schicksal, und England selbst sollte als blockiert gelten. Wenn die Maßregel in dem ganzen Machtbereiche Frankreichs, von Pommern bis Spanien und Neapel, streng durchgeführt wurde, so mußten die Engländer einen großen Verlust erleiden.

Der Kampf gegen die vereinigten Russen und Preußen, so viel ihrer noch übrig waren, verlief langsamer als die bisherigen Feldzüge. Die erste große Schlacht, bei Eylau (Februar 1807), blieb unentschieden, weil Napoleon bei der schnellen Vorwärtsbewegung nicht genügend Ersatzmannschaften für die entstandenen Lücken aus der Heimat hatte heranschaffen können, um mit so zerschmetternder Wucht als früher aufzutreten. Hierauf folgte ein faktischer Waffenstillstand von mehreren Monaten, während dessen sich beide Teile für die Entscheidung rüsteten. Die militärische Lage Napoleons war nicht günstig. Seine Armee hatte durch den strapaziösen Winterfeldzug in dem unwirklichen Lande materiell wie moralisch gelitten, und die Verbindung mit der Heimat konnte durchbrochen werden, wenn die Engländer und Schweden, die ebenfalls den Krieg an Frankreich erklärt hatten, vereint mit einigen preußischen Truppenteilen einen energischen Vorstoß von der Nord- oder Ostseeküste her unternahmen. Eine Volkserhebung in Deutschland war dann nicht unmöglich, und eine Kriegserklärung Oesterreichs konnte das Unglück vollenden. Napoleon suchte seine Lage durch Gewinnung Oesterreichs zu

sichern und gewährte ihm die Aussicht auf Erwerbung Schlesiens und Dalmatiens, aber Kaiser Franz lehnte sowohl seine wie seiner Gegner Werbungen ab, weil er sich zu schwach zum Kriege fühlte. Ebenso vergeblich versuchte Napoleon Preußen durch lockende Bedingungen zu einem Separatfrieden zu drängen; der König, der so unentschlossen an den Bruch mit Frankreich herangegangen war, wollte nun, da der Würfel einmal geworfen war, seiner Bundespflicht getreu lieber an der Seite Rußlands ausharren, als seine politische Existenz durch einen Abfall erkaufen. Unermüdblich suchte der Kaiser die Pforte, die mit Rußland seit dem Vorjahr im Kriege lag, zu neuen Leistungen anzuspornen und selbst mit Persien knüpfte er in diesen Tagen Beziehungen an, um ein Bündniß gegen Rußland und England zu schließen. Aber das waren weitläufige Kombinationen, die erst in fernerer Zeit Hilfe gewähren konnten: das wichtigste war, daß es seiner Thatkraft und seiner vortrefflichen Verwaltung gelang, mehr Mannschaften aus der Heimat heranzuziehen als den Russen und Preußen, und daß ihm kein ebenbürtiger General gegenüberstand. Ehe seine Verbindungen durch englisch-schwedische Unternehmungen ernstlich bedroht wurden, ließ sich der feindliche Oberfeldherr Bennigsen bei Friedland mit Übermacht zur Schlacht zwingen und aufs Haupt schlagen (14. Juni). Die russische Armee war damit einstweilen kampfunfähig und hatte, was schwerer wog, die Lust außerhalb Rußlands zu kämpfen, völlig verloren. Die Fortsetzung des Krieges wurde aber nicht nötig, denn wie zehn Jahre früher den Österreichern, so bot Napoleon jetzt den Russen auf der Höhe seines Triumphes den Frieden an.

Der Kaiser hatte erkannt, daß er die russische Armee nicht völlig zerstört hatte und daß selbst mit der Vernichtung dieses Heeres die russische Widerstandskraft noch nicht gebrochen wäre. Er mußte, daß jenseits der russischen

Grenze neue Truppen gesammelt wurden und daß von dem türkischen Kriegsschauplatz Abteilungen nach Westen gezogen werden konnten. Wenn er also Rußland seinem Willen mit Gewalt unterwerfen wollte, so mußte er den Krieg nach Rußland hineintragen. Zur Eröffnung eines so weit aussehenden Feldzuges hätten aber weit größere Truppenmassen und bessere Verpflegungsvorbereitungen gehört, als ihm damals zu Gebote standen. Da lag es nahe, die augenblickliche Niedergeschlagenheit der russischen maßgebenden Kreise zu benutzen, um zu einem vorteilhaften Abkommen zu gelangen. Der siegreiche Napoleon bot aber dem geschlagenen Zaren noch mehr als Friede: er bot ihm zugleich ein Bündnis an. Es war die einzige Möglichkeit, Rußland seinen politischen Zwecken dienstbar zu machen. Wir haben gesehen, daß er England durch den Ausschluß seiner Waren vom Festlande empfindlich treffen wollte; dieser Plan setzte aber voraus, daß ganz Europa sich an der Handelsperre beteiligte, denn wenn die englischen Waren in einen Staat Eingang fanden, so konnten sie von hier aus ohne große Mühe in den übrigen verbreitet werden. Wenn also der Friede mit Rußland der antienglischen Politik des Kaisers vollen Nutzen bringen sollte, so mußte er die russische Mitwirkung gegen England erlangen. Mit Gewalt dem Zaren seine Politik aufzuzwingen, war er nicht in der Lage: es blieb also nur die Gewinnung auf gütlichem Wege, durch eine vorteilhafte Allianz. Napoleon fand bei Alexander williges Gehör. Zur Fortsetzung des Krieges hatte der Zar unter dem Eindruck der Friedländer Niederlage keine Neigung und zum Bunde gegen England war er gern bereit, da England ihn mit den Subsidien im Stich gelassen und seinen Handel geschädigt hatte. Es wurde zunächst ein Waffenstillstand abgeschlossen und dann in persönlichen Unterredungen zu Tilsit Friede und Bündnis beraten.

Wie nicht anders zu erwarten, gewann der Zar einen tiefen Eindruck von der mächtigen Persönlichkeit Napoleons, der eine bezaubernde Liebenswürdigkeit entfaltete, aber schlau und zähe wie Alexander war, verstand er sich die Selbständigkeit seines Urtheils zu wahren. — Worüber man sich zuerst einigen mußte, war die Zukunft der Türkei, die Differenz, die den Krieg herbeigeführt hatte. Es war natürlich, daß der Besiegte von Austerlitz und Friedland, den Anspruch, die türkische Frage allein regeln zu wollen, aufgab: Alexander erkannte Napoleons neue Stellung in Italien und am adriatischen Meer an; er lieferte Cattaro aus und verstand sich sogar zur Abtretung der Ionischen Inseln, gestattete also die Verstärkung der französischen Vorposten gegen die Levante. Bezeichnend für die Beschränkung der orientalischen Politik Rußlands war, daß beide Mächte eine gemeinsame Teilung des türkischen Gebietes verabredeten, falls die Pforte eine Friedensvermittlung, die Frankreich zwischen ihr und Rußland versuchen wollte, ablehne. Aber wie 1797 war Napoleon nicht bloß Nehmer sondern auch Geber: er gab den Russen einen Teil des eroberten preussischen Gebietes, den Kreis Bialystock, und widersetzte sich nicht grundsätzlich, als Alexander seine Zustimmung zur Erwerbung der Moldau und Walachei, die russische Truppen im letzten Türkenkriege besetzt hatten, begehrte. Der vornehmste Preis für diese französischen Konzessionen war der Beitritt Rußlands zum Kontinentalsystem und die Verpflichtung gemeinsam mit Frankreich alle europäischen Staaten zum Beitritt zu bewegen, wenn England nicht Frieden mache. Hier winkte dem Zaren neuer Lohn: wenn sich der König von Schweden, ein starrköpfiger, in überspannten legitimistischen Grundsätzen befangener Mann und Todfeind Napoleons, wie vorauszusehen, weigerte mit England zu brechen, sollte ihn Rußland angreifen und ihm Finnland entreißen.

Im Norden und Osten hatte also Napoleon die Beute geteilt, im Westen behielt er sie ganz für sich. Preußen, der Bundesgenosse des Zaren, den dieser nicht mehr schützen konnte, mußte die Hauptkosten des Krieges tragen. Der König von Preußen verlor alle seine Länder westlich der Elbe und den größten Teil der polnischen Provinzen; aus den westlichen Eroberungen formierte Napoleon ein Königreich Westfalen für seinen jüngsten Bruder Jerome und aus den polnischen Provinzen ein Herzogtum Warschau, das in Personalunion mit Sachsen verbunden wurde. Sachsen, ebenfalls zum Königreich erhoben, und Westfalen, das der Kaiser nach französischem Muster organisierte, traten dem Rheinbunde bei: das Föderativsystem hatte eine neue Ausdehnung erhalten. Ganz Deutschland lag zu den Füßen des Imperators; der russische Einfluß, der im letzten Jahrzehnt in Deutschland stark hervorgetreten war, war über die Weichsel zurückgedrängt. Preußen mußte eine hohe Kriegsteuer zahlen und einen großen Teil der französischen Armee, der in seinen Grenzen stehen blieb, ernähren. Nicht besonderer Haß gegen den niedergeworfenen Staat trieb Napoleon zu dieser Härte, sondern allein die politische Notwendigkeit, von Mitteleuropa aus Österreich wie Rußland, dessen Politik ja nicht unveränderlich war, zu überwachen und bei dem französischen System zu erhalten, so lange der Krieg mit England andauerte. In Preußen und Warschau-Sachsen besaß der Kaiser jetzt eine vortreffliche Operationsbasis für einen etwaigen neuen Feldzug, sei es gegen eine oder beide Kaiserermächte des Ostens. Als sich der Kaiser diese Sicherung gegen einen neuen Konflikt im Osten schuf, hatte er aber keineswegs die Absicht, einen solchen hervorzurufen; die Grundlage seiner Weltpolitik sollte vielmehr fortan die Tilsiter Allianz bilden.

VIII. Europa wider England.

Die Feldzüge in Preußen und Polen waren von der öffentlichen Meinung Frankreichs nicht mit derselben Spannung verfolgt worden wie die früheren Kriege. Gegen Preußen war man des Sieges von vornherein gewiß, und die Notwendigkeit des Krieges gegen das weit entfernte Zarenreich war für den Durchschnittsverband schwer zu verstehen. Das Ende des Krieges wurde aber mit großer Genugthuung begrüßt, denn das fühlten alle, daß die Bundesgenossenschaft mit Rußland eine starke Garantie für die Erhaltung des Kontinentalfriedens bilden müsse. Die Masse war noch ebenso friedlich gesinnt wie in den Zeiten des Konsulats, und Napoleon hatte sich bemüht, diese Empfindung dadurch zu schonen, daß er die Steuern in den Kriegen nicht erhöhte, sondern die Kriegskosten den Besiegten aufbürdete und die im Frieden begonnenen kulturellen Arbeiten auch während des Krieges eifrig fortsetzen ließ. Wie früher waren die Kontributionen der besiegten Staaten von großer Wichtigkeit für die französischen Finanzen. So war während des Austerlitzer Feldzuges eine große Krisis ausgebrochen, die ihre Ursache im Seekriege hatte: die Engländer hatten den Transport der spanischen Silberflotte aus Amerika unterbunden, so daß der französische Geldmarkt, der auf die spanischen Barren gerechnet hatte, in Verlegenheit geriet, was nicht ohne Einfluß auf die Staatsfinanzen blieb. Hier konnte der

Kaiser mit der österreichischen Kriegssentschädigung einspringen, und durch Gründung besonderer Klassen aus den Kontributionen sicherte er sich vor der Wiederkehr ähnlicher Erschütterungen. Die materielle Lage im ganzen war stetig besser geworden; die Landwirtschaft blühte wieder auf und die Industrie hob sich infolge des Ausschlusses der englischen Konkurrenz. Der überseeische Export, der in der Königszeit so wertvoll gewesen war, war zwar durch den englischen Krieg unmöglich geworden, aber zum Ersatz hatte der Kaiser ein großes Ausfuhrgebiet auf dem Kontinent in den Dependenzstaaten erschlossen. Welche ökonomischen Fortschritte Frankreich unter Napoleons Leitung gemacht hatte, drückt am besten der Stand der Staatspapiere aus: von 12 Franks am Tage des Staatsstreichs war die fünfprozentige Rente nach dem Frieden von Tilsit auf 99 gestiegen.

Mit der materiellen Entwicklung hielt die geistige nicht gleichen Schritt. Die politische Litteratur wurde fast ganz unterdrückt, da Napoleon keine öffentliche Diskussion dulden wollte — und so lange sein Kaisertum durch eine lange Friedenszeit noch nicht fest gewurzelt war, auch nicht dulden konnte. Auch die übrige Litteratur stand unter strenger Zensur. So wollte Napoleon z. B. keine Schauspiele aufführen lassen, die aktuelle oder an die Gegenwart erinnernde Stoffe behandelten, um der Neigung zur Kritik keine Nahrung zu geben. Eine Militärdespotie ist eben der freien Entfaltung der Phantasie nicht günstig. Etwas besser stand es mit der Kunst, für die Napoleon selbst wenig Verständnis hatte, die er aber doch kräftig unterstützte, weil es zu den Herrscherpflichten gehörte. Ebenso hatten sich die Wissenschaften, denen Napoleon innerlich näher stand, seiner Pflege zu erfreuen, und in den exakten Wissenschaften behauptete Frankreich vollauf seinen alten Ruhm.

Der neu erworbene Reichtum setzte Napoleon in den Stand, seine Getreuen zu belohnen. Obenan in seiner Schuld stand das Heer, das Fundament seiner Macht. Von den Kriegssteuern wurden 12 Millionen an die Mannschaften verteilt, theils in bar, theils in Rente, sechs fielen an die Offiziere. Die höheren Offiziere und Beamten beschenkte er außerdem mit den Domänen der eroberten Länder, die er ihnen theils als Herzogtümer, Grafschaften oder unter anderen Titeln als erbliche Majorate verlieh. Mit solchen Schenkungen hatte er schon nach dem österreichischen Kriege begonnen, nach dem preussischen wurden sie vermehrt, so erhielten u. a. sämtliche Marschälle den Fürsten- oder Herzogstitel. In der Zivilverwaltung wurde der Adelstitel an bestimmte Ämter geknüpft; so wurden die Senatoren Grafen, die Bürgermeister der größeren Städte Barone und konnten ihren Titel an den ältesten Sohn vererben, falls mit dem Majorat eine gewisse Rente verbunden war. Das Prinzip der Gleichheit, das der Code Napoleon fixiert hatte, galt damit nicht als aufgehoben, weil die Titel keinen Anspruch auf politische Vorrechte gewährten. Wie die Ehrenlegion war diese Einrichtung ein Mittel, die neue Gesellschaft zu klassifizieren und ihre obersten Schichten in engen Zusammenhang mit der Regierung zu bringen.

Die Wünsche der Franzosen und ihres Kaisers auf Erhaltung des Kontinentalfriedens schien die Tilsiter Allianz zu erfüllen, denn lange Zeit gab es keine auswärtige Verwickelung von Bedeutung. Die Tilsiter Verabredungen liefen darauf hinaus, ganz Europa unter Leitung Frankreichs und Rußlands gegen England in den Kampf zu führen: wie dieses auf der See, so wollten jene zu Lande mit derselben brutalen Gewalt jede Neutralität unterdrücken.

Die ersten Opfer dieses Systems wurden Portugal, Schweden und der Papst, die sich weigerten, der Kontinental Sperre beizutreten. Portugal wurde von französischen und spanischen Truppen angegriffen, Rußland überzog Schweden und entriß ihm nach mehrjährigem Kampfe Finnland, den Kirchenstaat besetzten französische Truppen (Anfang 1808). Oesterreich hatte sich dem Verlangen der Tilsiter gebeugt, so daß das ganze Festland bis auf jene geringen Ausnahmen den englischen Schiffen verschlossen war. Wenige Monate indessen genügten, um Napoleon zu überzeugen, daß der passive Widerstand der Handelsperre England nicht zum Frieden zwingen werde und daß er nach wirksameren Kampfmitteln suchen müsse. Den Gedanken an eine Landung verwarf er, da seit Trafalgar seine Schlachtflotte einer solchen Aufgabe nicht mehr gewachsen war. Er kam vielmehr auf die Ideen aus dem Beginn seiner Laufbahn zurück und projektierte einen Angriff auf Indien (Februar 1808). Es war der größte Plan, den er je entworfen hat, er umfaßte die ganze alte Welt. Was er vor zehn Jahren im Widerstreite mit Europa versucht hatte, wollte er jetzt im Bunde mit dem Festlande wiederholen. Mit Rußland und Oesterreich gemeinsam gedachte er eine Landarmee durch Zentralasien nach der indischen Grenze zu entsenden, um die indischen Völkerschaften in Aufstand zu versetzen; gleichzeitig sollte eine französische Flotte in Aegypten und eine andere in Indien landen. Mit je 20000 Mann hoffte Napoleon sich die beiden herrlichen Besitzungen zu sichern. Den Beistand Oesterreichs und Rußlands wollte der Kaiser mit türkischen Provinzen bezahlen. Die Pforte sollte gänzlich vernichtet werden. Von ihrem Gebiete nahm Frankreich für sich in Anspruch Aegypten, Syrien, einen Teil der kleinasiatischen Küste, Griechenland, Albanien, Bosnien und die Dardanellen; Rußland sollte Konstantinopel, Rumänien, Bulgarien,

Rumelien und einen Teil Macedoniens, Österreich Serbien und einige andere Landschaften erhalten. Den Gedanken an eine Aufteilung des türkischen Gebietes hatte Napoleon, wie wir wissen, wiederholt erwogen; jetzt schien ihm die Zeit dazu günstig, da Frankreich die ausschlaggebende Rolle dabei spielen konnte und die Zerstörung der Türkei sich mit dem Kriege gegen England verbinden ließ. Der Zar, dem Napoleon sogleich seinen Gedanken vorlegte, erhob keinen grundsätzlichen Einwand. Er hatte ja seinen Ansprüchen auf die alleinige Beherrschung der Balkanhalbinsel schon entsagen müssen, und hier bot sich ihm die Aussicht, das Ziel des russischen Ehrgeizes, Konstantinopel, mit französischer Hilfe zu erreichen. Einige Differenzen über die Verteilung der türkischen Beute, die sich bald erhoben, hofften beide Monarchen durch eine persönliche Zusammenkunft, die in Erfurt stattfinden sollte, zu erledigen. Napoleon rechnete nicht darauf, die Unternehmung vor dem Herbst zu beginnen, denn die Rüstungen für die Expeditionen, die an Umfang die Heerfahrten nach Ägypten und St. Domingue weit übertreffen sollten, waren nicht früher zu beenden. Nicht nur militärisch, sondern auch politisch gedachte Napoleon die Unternehmungen aufs sorgsamste vorzubereiten und zu dem Zwecke den Angriff auf den Osten mit einer Veränderung im Westen zu beginnen: er entschloß sich zur Entthronung der spanischen Bourbonen.

Lange schon mag der Gedanke, die spanische Königsfamilie zu entsetzen, Napoleon beschäftigt haben. Vielleicht hat ihm bereits, als er den Hof von Neapel, ebenfalls einen Bourbonenzweig, verjagte, die Idee vorgeschwebt, allmählich sämtliche Bourbonenkronen an Glieder seiner Dynastie zu bringen und so die bourbonische Familienpolitik des 18. Jahrhunderts, die ja auch einen entschiedenen antienglischen Charakter trug, durch eine bonapartesche zu erneuern. Es ist aber gewiß, daß damals der Gedanke

sich noch nicht zu einem bestimmten Entschlusse verbichtet hat und daß nicht blinder Haß gegen die Bourbonen oder Eroberungssucht, sondern wichtige politische Motive ihn schließlich dazu gedrängt haben.

Spanien hatte im Kriege mit England nicht das geleistet, was Napoleon von ihm erwartet hatte. Seine militärischen und finanziellen Kräfte lagen im tiefsten Verfall; der König war unfähig, und die Regierung wurde von dem unwürdigen Friedensfürsten, einem Günstling der verworfenen Königin, geleitet. Trotz Napoleons dringender und drohender Mahnungen geschah nichts, um den Schaden zu heilen. Man hatte um so weniger Neigung dazu, als man das Bündnis mit Frankreich mit Widerwillen trug und sein Ende herbeisehnte. Drückend genug waren freilich die Lasten, die Napoleon auferlegte, aber wie die Dinge einmal lagen, konnte Spanien nur zwischen der englischen und französischen Vormundschaft wählen. Der Friedensfürst bedachte nicht, daß allein mit französischer Hilfe Spanien seine von England genommenen Kolonien wieder erhalten konnte: ihm war es in seiner Schläffheit nur darum zu thun, die politischen und moralischen Anstrengungen, die Napoleon forderte, zu vermeiden, trotzdem sie zu einer Hebung Spaniens unentbehrlich waren. Napoleon kannte die innersten Wünsche des Madrider Hofes wohl. Für die indische Kampagne bedurfte er nun sowohl der spanischen Seemacht wie der Treue der spanischen Politik: unmöglich konnte er seine Aufmerksamkeit auf den äußersten Osten richten, so lange von seinem westlichen Nachbar eine Durchbrechung des Kontinentalsystems oder gar ein Abfall zu England zu besorgen war. Ein spanisch-englischer Angriff über die Pyrenäen her, während Napoleon mit dem größten Teil des Heeres weit jenseits der französischen Grenzen stand, konnte dem ganzen Reiche gefährlich werden. Man muß

sich immer wieder vor Augen halten, daß Napoleons junge Macht auf seiner militärischen Stärke basierte, die in Frankreich jeden Gedanken an die Möglichkeit einer anderen Regierung als der seinigen ausschloß. Ein gut geleiteter plötzlicher Angriff auf französisches Gebiet, bei Abwesenheit Napoleons, konnte Verwirrung in Frankreich hervorrufen, und eine Panik in Frankreich hätte gewiß zu Unruhen in den Föderativstaaten geführt und das ganze Bundesystem erschüttert. Alle diese Gefahren schienen ausgeschlossen, wenn ein Bonaparte in Madrid regierte. Gleichzeitig mit der indischen Expedition wurde daher die Entthronung der Bourbonen beschlossen.

Die Ausführung wurde mit gewohnter rücksichtsloser Energie betrieben. In der spanischen Königsfamilie waren Streitigkeiten ausgebrochen, infolge deren der König abgesetzt und der ebenso unwürdige Kronprinz zum König ausgerufen wurde. Napoleon berief beide nach Frankreich, nach Bayonne, um den Streit zu entscheiden und bewog sie dort durch Drohungen und Überredung auf die Krone zu seinen Gunsten zu verzichten (Mai 1808). Nach einigen Wochen übertrug er sie dann an Josef, der in Neapel durch Murat ersetzt wurde. Napoleon glaubte Spaniens damit sicher zu sein. Er täuschte sich: der spanische Stolz ertrug die Demütigung nicht, die der Nation durch die Mißhandlung der Königsfamilie zugefügt wurde. Der größte Teil der Nation erhob sich für die alte Dynastie gegen Josef, und es kam den Führern der Bewegung vortrefflich zu statten, daß Napoleon soeben den Kirchenstaat besetzt hatte: der Franzosenkaiser konnte dem bigotten Volke zugleich als Feind der katholischen Religion dargestellt werden; patriotischer und religiöser Fanatismus, von Priestern und Mönchen geschürt, vereinigten sich gegen die Fremden. Den unmittelbarsten Vorteil von der Erhebung Spaniens hatte der Feind, dem Napoleon durch den

Dynastiewechsel schaden wollte: englische Truppen landeten in Portugal und Spanien und halfen den Insurgenten die Franzosen, die Napoleon unter dem Vorwand des englischen und portugiesischen Krieges auf die Halbinsel entsendet hatte, bekämpfen: zwei starke französische Abteilungen mußten die Waffen strecken und eine französische Flotte in Radix wurde vernichtet (Juli, August). Eigentümliche Verflechtung der Gegensätze: der Kampf gegen England führte Napoleon zum Konflikt mit dem Papst, und die in ihrem katholischen Bewußtsein verletzten Spanier bekämpften ihn im Bunde mit den häretischen Engländern, den Bedrückern der katholischen Iren, ihn, der in Frankreich die katholische Kirche wieder hergestellt, ihre Hierarchie an sich gefesselt und seine Kolonien ausschließlich dem katholischen Glauben vorbehalten hatte.

Die Verletzung des spanischen Nationalstolzes war also die eigentliche Ursache des spanischen Widerstandes. Gar oft ist vornehmlich aus diesem Grunde der Vorwurf ausgesprochen worden, daß Napoleon ein Verständnis für Volksstimmungen überhaupt nicht besessen habe und deshalb auch mit der nationalen Widerstandskraft nicht habe rechnen können. Nicht mit Unrecht, aber das Urtheil ist übertrieben. Wie sorgsam suchte Napoleon in Aegypten z. B. die nationalen und religiösen Anschauungen der Eingeborenen zu schonen und wie geschickt verstand er sich in Italien des erwachenden Einheitsgedankens zu bedienen. Daß in Deutschland seine Politik im Gegensatz dazu den Partikularismus und die Zerstückung Deutschlands begünstigte, ist natürlich, denn hier trat ihm kein einheitliches Nationalbewußtsein entgegen, und Fürsten wie Völker nahmen zu Anfang die französische Herrschaft mit ihren politischen und wirtschaftlichen Reformen mit großer Freude auf. In Spanien endlich hatte er keineswegs den Patriotismus und die nationale Selbstachtung ganz außer Rech-

nung gesetzt: er wollte vielmehr die Sympathien der Spanier gewinnen dadurch, daß Josef unter seiner Anleitung sie politisch und wirtschaftlich emporbrachte, in der Meinung, an einem starken Spanien stets einen sicheren Bundesgenossen gegen England zu haben. — Andererseits ist unbestreitbar, daß er die „Imponderabilien“ der Volksseele unterschätzte und der Überzeugung war, daß Pflege der materiellen Wohlfahrt die Bevölkerung mit jedem Regiment versöhnen müsse. Darum war es ihm nicht zweifelhaft, daß die Spanier, in der Erwägung mit Josef eine bessere Regierung zu bekommen, die nationale Schmach ruhig hinnehmen würden. Ebenso unterschätzte er, was ein fanatisirtes Volk von großer Vergangenheit zu leisten vermochte. Die Leichtigkeit, mit der er die Unruhen in Frankreich zur Revolutionszeit und in Ägypten von den Truppen hatte niederwerfen sehen, hatte ihm die Überzeugung eingeprägt, daß keine Insurrektion geordneten Heeren standhalten könne. Diesen Erwägungen folgend hatte er in Spanien keine ernstern Erschütterungen erwartet und etwaige kleine Unruhen leicht niederzuschlagen gehofft. Die Gefangennahme seiner Divisionen, eine seinen Fahnen noch nie wiederfahrne Schmach, belehrte ihn eines anderen.

Der Kaiser erkannte aus den Unglücksfällen, daß ein regelrechter Feldzug nötig sei, um die Nation zu unterwerfen und die Engländer von der Halbinsel zu verdrängen. Es folgte daraus die Nothwendigkeit, die orientalischen Expeditionen aufzuschieben, da die Hauptmasse seiner Truppen einstweilen in Spanien verwendet werden mußte. Und bald schien es, als ob ihm noch ein anderer Krieg drohe. Oesterreich hatte aus dem Vorgehen gegen die Bourbonen den Verdacht geschöpft, daß Napoleon alle alten Monarchien Europas entthronen wolle, und um diesem Schicksal sich nicht wehrlos auszusetzen, begann Kaiser Franz ausgedehnte Rüstungen. Die Verwicklung

Napoleons in Spanien wollte er zu einem Angriff auf Frankreich benutzen und die alte Stellung Oesterreichs in Deutschland und Italien wieder erobern. Mit schwerer Besorgnis sah Napoleon diese Vorbereitungen. Da er einen großen Teil seiner in Deutschland stehenden Truppen nach Spanien führen mußte, so konnte er Oesterreich nicht genügend überwachen und dem Angriffe nicht zuvorkommen. Sicherheit gegen einen oesterreichischen Überfall konnte ihm allein Rußland geben und Napoleon zögerte nicht, seinen Beistand anzurufen: die Zusammenkunft, die geplant war, um die letzten Verabredungen zu dem großen Unternehmen im Osten zu treffen, mußte jetzt dazu dienen, ihm für den Krieg im Westen den Rücken zu decken. So forderte er denn, daß Rußland gemeinsam mit Frankreich eine drohende Aufforderung zur Abrüstung nach Wien richte. Aber die Erfurter Zusammenkunft (Oktober 1808) bewies, daß selbst Alexander ein ähnliches Mißtrauen hegte wie Franz: er lehnte das Begehren ab, weil er meinte, Napoleon werde der Versuchung nicht widerstehen können, das waffenlose Oesterreich anzugreifen, und weil er selbst dem gerüsteten Oesterreich einen Angriff auf Frankreich nicht zutraute. Um der oesterreichischen Regierung jede Neigung zur Offensive zu benehmen, versprach er den Franzosen gegen einen oesterreichischen Überfall Hilfe zu leisten und diese Verpflichtung in Wien mitzuteilen. Als Preis dieses Versprechens mußte Napoleon seine rückhaltslose Einwilligung zur Erwerbung der Moldau und Walachei geben, deren Besitz Alexander seit Jahren erstrebte. Widerwillig genug erfüllte Napoleon die Forderung. Er hätte die Besitzverhältnisse im Orient gern unverändert gelassen, so lange er nicht selbst dort eingreifen und sich ebenfalls türkisches Gebiet als Kompensation für die Vergrößerung Rußlands aneignen konnte; aber die Not zwang ihn zu der Konzeption. Trotz des halben Mißerfolges hatte er soviel erreicht,

daß Oesterreich angesichts des russisch-französischen Waffenbündnisses seine Vorbereitungen verlangsamte und Napoleon nach Spanien aufbrechen konnte, ohne einen sofortigen Angriff befürchten zu müssen.

Der Feldzug, den er nun mit 200000 Mann eröffnete, konnte nicht zweifelhaft sein. Überall wurden die schlecht gerüsteten und undisziplinierten Spanier geschlagen, Madrid genommen, und die Engländer zur Einschiffung gezwungen. Aber ehe der Aufstand ganz erstickt und die Regierung Josefs fest begründet worden war, mußte Napoleon in seinem Siegeslaufe innehalten und nach Paris zurückkehren (Januar 1809). Trotz jener russischen Erklärung hatten die Oesterreicher ihre Rüstungen wieder bekommen in der Erwartung, daß Alexander seine Drohung nicht wahr machen werde. Napoleon dachte sehr ungern an einen Krieg mit Oesterreich, der die Unterwerfung Spaniens und die große Offensive gegen England, sein politisches Endziel, ins ungewisse verschob. Wiederum wandte er sich an Rußland und suchte den Zaren zu bewegen, in Wien auf Abrüstung zu dringen; um jede Besorgnis vor einem französischen Angriffe zu ersticken, erklärte er sich bereit, Oesterreichs Länderbestand gemeinsam mit Alexander zu garantieren. Alles war vergeblich, weder Alexander noch Franz trauten seinen friedlichen Beteuerungen: es war die Wirkung der spanischen Gewaltthat, die sich hier geltend machte. Alexander war um so weniger geneigt, ihm zu willfahren, als er wußte, daß Napoleon ihm die Erwerbung der Donauprovinzen mißgönnte und fürchtete, nach der Niederwerfung Oesterreichs werde Napoleon jede Vergrößerung Rußlands am Balkan um so leichter hintertreiben können. Den entstehenden Konflikt zwischen Frankreich und Rußland wollte er daher dazu benutzen, seine Eroberungen an der türkischen Grenze zu vollenden. Kurz, er lehnte Napoleons Forderung ab, und

die Österreicher begannen nach Vollendung ihrer Rüstungen den Krieg durch den Einmarsch in das bayerische Gebiet (9. April 1809).

Während der drohenden Bewegungen Österreichs hatte Napoleon begonnen, seine Armee in Süddeutschland zu versammeln. Wie im Jahre 1805 vereinigte er etwa 200 000 Mann unter seinen Fahnen, aber die Qualität war nicht mehr dieselbe: der spanische Krieg beschäftigte den größten Teil der altgedienten Truppen und große Neuaushebungen hatten die Lücken füllen müssen. Die Offensive kam früher als er vermutet hatte. Ungehindert drang Erzherzog Karl mit einer gleich starken Armee bis über die Isar vor, während Napoleons Armeekorps zwischen Lech und Isar weit zerstreut standen. Der Kaiser selbst war noch in Paris zurückgeblieben, und sein Vertreter in der Oberleitung der Armee, Berthier, war der Aufgabe nicht gewachsen. Die Langsamkeit der Österreicher und seine Schnelligkeit entriß ihm jedoch der Gefahr, seine Divisionen einzeln geschlagen zu sehen. Wenige Tage nach der Kriegserklärung war Napoleon bei der Armee und die Zersplitterung hatte ein Ende: in Eilmärschen wurden die Truppen versammelt, und der Gegner binnen einer Woche in mehreren Gefechten so übel zugerichtet, daß er Baiern aufgab und sich nach Böhmen zurückzog. Die österreichische Offensive war gebrochen und Napoleon rückte südwärts der Donau nach Wien, während Erzherzog Karl auf dem nördlichen Ufer zum Schutze der Hauptstadt heranzukommen suchte. Napoleon erreichte Wien früher als der Feind (13. Mai) und suchte nun auf das nördliche Ufer zu setzen, um den etwas unterhalb Wien bei Aspern stehenden Erzherzog entscheidend zu schlagen. Aber während der eine Teil der Armee die Donau überschritten und das Gefecht begonnen hatte, zerbrach die Donaubrücke und die bereits übergesetzten Truppen waren den Österreichern nicht

gewachsen: zum ersten Male mußte der Kaiser in einer Schlacht den Rückzug antreten, dem Feinde die Wahlstatt überlassen und sich als besiegt anerkennen (22. Mai). Aber so entscheidend war die Niederlage nicht, daß sie ihn zum Rückzug aus seiner strategischen Stellung gezwungen hätte, und wie in Ägypten verstand seine Thatkraft das Unglück zu überwinden. Er behielt die Donauinsel Lobau, die den Übergang erleichtert hatte, stark besetzt und rüstete sich zu einem neuen Versuche. Alle irgend entbehrlichen Truppen wurden herangezogen; so wurde Tirol, das sich gegen die bayerische Herrschaft empört hatte und besetzt worden war, entblößt, um die Truppen zur Hauptentscheidung zur Verfügung zu haben. Wochenlang dauerten die Vorbereitungen, und der Erzherzog wagte sie nicht zu stören. Als sie beendet waren, konnte Napoleon mit 180 000 Mann über die Donau gehen und den 130 000 Mann seines Gegners eine Niederlage beibringen, die die österreichische Armee zwar nicht zerstörte, aber ihre Leitung entmutigte (5./6. Juni). Ein Waffenstillstandsantrag der Österreicher folgte, und Napoleon nahm ihn gern an.

Der Kaiser wünschte den Frieden dringend, um sich wieder mit Macht gegen Spanien wenden zu können, wo die Engländer abermals gelandet waren. Zudem war es nicht unmöglich, daß bei längerer Dauer des Krieges sich die Zahl seiner Feinde vermehrte: die Haltung der preussischen Regierung war zweifelhaft, und die öffentliche Meinung drängte zum Anschluß an Oesterreich; der Aufstand in Tirol und einige Bewegungen im nördlichen Deutschland wie die Handstreichs Schills und Dörnbergs, der Zug des Herzogs von Braunschweig, die sämtlich von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt wurden, ließen eine allgemeine Volkserhebung nicht ausgeschlossen erscheinen. Trotz des Sieges war also seine Lage nicht ohne schwere Ge-

fahren. Die österreichische Regierung war weniger friedlich gesinnt. Sie wollte die Waffenruhe zur Fortführung der Rüstungen benutzen, Preußen für den Krieg gewinnen, den Erfolg einer englischen Landung in Deutschland abwarten, um dann den Krieg mit frischen Kräften fortzusetzen. Ihre Hoffnungen schlugen fehl: der König Friedrich Wilhelm konnte sich nicht zum Kriege entschließen, weil er die preußisch-österreichischen Streitkräfte den französischen nicht gewachsen glaubte, und die englische Landung scheiterte kläglich. Anstatt in Norddeutschland zu landen, wo sie einen Volksaufstand hätte entfesseln können, suchte eine englische Armee Antwerpen wegzunehmen, wurde aber nach einigen Wochen mit großen Verlusten zur Wiedereinschiffung gezwungen (Ende August). Wenn so Osterreich allein stand, so war auch Frankreich von seinem Verbündeten verlassen. Der Zar hatte zwar offiziell den Krieg an Osterreich erklärt, thatsächlich aber nichts feindseliges unternommen, da er seine Truppen zur Erreichung seiner türkischen Zwecke verwenden wollte, und überdies ihm die den Franzosen abgeneigte öffentliche Meinung Rußlands eine thätige Beteiligung an der Niederwerfung Osterreichs verbot. Nur insofern leistete er den Franzosen einen Dienst, als seine scheinbar franzosenfreundliche Haltung dazu beitrug, den Widerwillen des Königs von Preußen gegen einen Krieg mit Napoleon zu verstärken.

Beiden Parteien drängte sich also die Nothwendigkeit des Friedens auf, den Osterreich mit einem Verlust von 2000 Quadratmeilen Landes und fast 100 Millionen Kriegssentschädigung erkaufen mußte. Getreu seiner Mittelmeerpolitik verstärkte Napoleon abermals seine adriatische Position: Triest, einen Teil Kärntens und das Gebiet rechts der Save riß er von Osterreich los und faßte es zu einem Gouvernement Illyrien unter direkter französischer Verwaltung zusammen. Außer einigen Abtretungen an

die Rheinbundsfürsten verlor Oesterreich einen Teil Galiziens, wovon fast 1000 Quadratmeilen an Warschau und etwa ein Drittel davon an Rußland kamen. Trozdem Alexander ihm die Besiegung Oesterreichs allein überlassen hatte, hielt er es für geraten, ihn zu berücksichtigen, um ihn mit der Vergrößerung Warschaus zu versöhnen. Napoleon wußte genau, daß Alexander diese Vergrößerung des Polenstaates nicht billigte, weil sie in den Polen die Hoffnung auf Wiederherstellung ihres alten Nationalstaates mit französischer Hilfe erwecken mußte, aber er konnte keine Rücksicht darauf nehmen. Denn die Rolle, die Alexander vor und nach der Kriegserklärung gespielt hatte, zeigte, daß er sich nicht auf Rußland verlassen und allein in seinen Vasallenstaaten sichere Stützen finden konnte.

Der Ausgang des österreichischen Krieges veränderte die Napoleonische Weltpolitik nicht; nach wie vor sollte das Tilsiter Bündnis ihre Grundlage bleiben. Napoleon suchte deshalb jeder Mißdeutung der Vergrößerung Warschaus vorzubeugen. Aus freien Stücken erbot er sich (20. Oktober) zu einem Vertrage mit Rußland, wonach der Name „Polen“ in keiner öffentlichen Urkunde mehr gebraucht werden sollte, um den Polen jede Hoffnung auf die Wiederherstellung des alten Staates zu benehmen. Und wenig später machte er einen Versuch, der die Beziehungen noch enger knüpfen und ihre Innigkeit zugleich öffentlich dokumentieren sollte: er entschloß sich zur Scheidung von Josefine und zur Werbung um die russische Prinzessin Anna, eine Schwester Kaiser Alexanders.

Der Entschluß zur Scheidung war nicht die Eingebung eines Augenblicks, sondern er war bereits jahrelang erwogen worden. Rein politische Gründe trieben ihn dazu. Er konnte sich nicht verhehlen, daß die Uneinigkeit unter

seinen nächsten Verwandten die Sicherheit des Reichs gefährden mußte, wenn er ohne direkten Erben starb. Keiner von ihnen besaß eine unbestrittene Autorität über die anderen, und das Weltreich konnte allein durch die strengste Unterordnung der Einzelglieder unter das Haupt des Hauses Bonaparte zusammengehalten werden. Die öffentliche Meinung fühlte die Unsicherheit der Zukunft wohl und betrachtete darum seine lange Abwesenheit in den gefährvollen Kriegen je länger je mehr mit Abneigung; ein Attentat, das in Schönbrunn gegen ihn versucht worden war, konnte diesem Gefühl nur neue Nahrung geben. Lebhaftere Unzufriedenheit mit der kriegerischen Politik des Kaisers konnte nicht ausbleiben, die man ihm vielfach persönlich schuld gab, da man im Publikum den Zusammenhang der Kontinentalkriege mit dem unvermeidlichen Seekriege nicht erkennen konnte. Ein ergiebiges Feld bot der Kritik, namentlich der spanische Krieg, den ja allerdings Napoleon durch einen schweren Irrtum — wenn gleich wider Willen und in bester Absicht für Frankreich — hervorgerufen hatte. Die Niederlage bei Aspern, der Volkskrieg in Tirol, die einzelnen Aufstände in Deutschland und endlich der englische Angriff auf Antwerpen hatten ein Gefühl der Beklommenheit trotz der neuen kriegerischen Erfolge nicht verschwinden lassen. Und zu alledem drohte noch eine Verwickelung mit der Macht, die er von Anfang an für sich zu gewinnen gesucht hatte: mit der Kirche. Die Besetzung des Kirchenstaates hatte den Papst nicht gefügiger gemacht; er protestierte gegen die Vergewaltigung und brachte Napoleon dadurch zu dem Entschlusse, ihn seine Übermacht noch deutlicher fühlen zu lassen: er zog den Kirchenstaat als ein von seinem Vorgänger Karl dem Großen verliehenes Gut ein, verkündete aber öffentlich, daß an der Religion, ihren Dogmen und Gebräuchen nichts geändert werden solle. Das Beispiel des Widerstandes

gegen seinen Willen konnte er innerhalb des Föderativgebietes eben nicht dulden, wenn er nicht sein ganzes System gefährden wollte. Er hatte sich geirrt, als er gemeint hatte, des Papstes kraft seiner politischen Übermacht immer sicher zu sein; der Papst antwortete mit dem Banne gegen alle, die an der Bedrängung des Heiligen Stuhles teilgenommen hatten. Napoleon scheute nicht vor dem letzten Mittel, einem persönlichen Angriff auf den Papst zurück: er ließ ihn verhaften und in Savona an der Riviera in ehrenvollem Gewahrsam halten (Juli 1809). Es war ein neuer Anlaß, die allgemeine Mißstimmung zu vermehren.

Die durch alle diese Dinge bewegte öffentliche Meinung gedachte Napoleon mit einem Schlage zur Ruhe zu bringen durch eine neue Vermählung und die hierdurch gewonnene Aussicht, einen direkten Thronerben zu erhalten und dadurch die Zukunft des Reiches zu sichern. Persönlich wurde ihm der Entschluß nicht leicht, sich von seiner Gefährtin zu trennen, aber die politische Notwendigkeit war zu drängend. Allerdings war die erste Leidenschaft, die ihn an Josefine gekettet hatte, verflogen. Schon während seines ersten Feldzuges in Italien und gar während seiner Abwesenheit in Aegypten hatte sie ihm Ursache zur Unzufriedenheit gegeben und wenn auch jedem Zerwürfniß die Versöhnung gefolgt war, so war ihre graziose Nichtigkeit doch nicht im Stande, den dämonischen Mann zu verstehen und auf die Dauer zu fesseln. Sie fühlte wohl, daß eine Entfremdung zwischen ihnen aufstieg, trotzdem er stets rücksichtsvoll gegen sie blieb und ihr immer eine gewisse Zärtlichkeit widmete. Mit dem zunehmenden Alter empfand sie eine steigende Eifersucht — nicht ohne Grund — und fürchtete die Scheidung, seitdem Napoleon seine Gewalt erblich begründet hatte. Um sich dagegen zu schützen, hatte sie vor der Kaiserkrönung eine kirchliche Einsegnung ihrer Ehe durchgesetzt, die seiner Zeit nur bürgerlich geschlossen

worden war. Napoleon war damals darauf eingegangen, da der Papst darauf bestand, aber ein Hindernis für die Scheidung wollte er darin nicht sehen. Josefine wurde mit Hilfe ihrer Kinder von der Notwendigkeit der Trennung überzeugt; ein Senatsbeschluß löste die Ehe auf, und eine erzbischöfliche Entscheidung erklärte auch die kirchliche Erawung wegen eines Formfehlers für ungültig (10. Dezember 1809). Josefine zog sich mit dem Titel und Rang einer Kaiserin nach Malmaison zurück, auch fernerhin von Napoleon mit großer Rücksicht behandelt.

Es war natürlich, daß Napoleon zunächst daran dachte, mit dem verbündeten russischen Hofe in eine Familienverbindung zu treten. Die Werbung und der Vertrag über Polen wurden in Petersburg fast gleichzeitig verhandelt (Ende 1809). Über Polen kam man bald ins reine. Der französische Botschafter schloß mit der russischen Regierung ein Abkommen, wonach die Wiederherstellung Polens für immer ausgeschlossen sein sollte (4. Januar 1810), die Heiratsangelegenheit kam dagegen nicht vorwärts. Alexander war abgeneigt, dem Emporkömmling, den er seit einiger Zeit mißtrauisch betrachtete, seine Schwester zur Ehe zu geben, wollte ihn aber nicht durch eine Ablehnung kränken, so lange der Vertrag über Polen noch nicht ratifiziert war. Er zögerte die Entscheidung hinaus bald mit Andeutungen über die Jugend seiner kaum sechzehnjährigen Schwester bald mit der Bemerkung, daß nicht er, sondern seine Mutter über die Hand der Prinzessin zu verfügen habe. Napoleon erkannte aus diesen Verzögerungen sogleich die Absicht, die Werbung abzulehnen und entschloß sich, dem zuvorzukommen und seine Werbung zurückzuziehen. Er hatte den Zaren richtig beurteilt. In denselben Tagen, da dieser Entschluß in Paris gefaßt wurde, erhielt der französische Botschafter in Petersburg eine definitive Absage (Anfang Februar). Bereits

während der russischen Verhandlung hatte er in Wien Erkundigungen einziehen lassen, aber die Anknüpfung war durchaus inoffiziell geblieben und verpflichtete keine Partei; Napoleon wollte sich nur für den Fall, daß die russische Werbung fehlschlagen sollte, eine Thür in Oesterreich offen halten. Beim Erzhaufe fand er mehr Entgegenkommen. Die österreichische Regierung hatte jeden Versuch in absehbarer Zeit noch einmal gegen Frankreich in die Schranken zu treten aufgegeben, suchte vielmehr engeren Anschluß an Frankreich, um eine sichere politische Existenz zu gewinnen. Die Verhandlungen verliefen daher glatt, und unmittelbar nach dem Verzicht auf die Rußin erhielt er die Hand der achtzehnjährigen Erzherzogin Maria Louise, einer Tochter des Kaisers, zugesagt (7. Februar). Der Verlobung folgte die Vermählung auf dem Fuße. Feierlich ließ Napoleon in Wien durch Berthier, seinen ersten kriegerischen Gehilfen, um die Braut werben (Anfang März), und wenige Wochen später war die Erzherzogin in Paris, um dem Kaiser unter großem Gepränge angetraut zu werden (2. April 1810). Neigung wie für Josefine konnte er für die neue Gemahlin nicht empfinden, dafür aber Achtung, die ihm jene schon lange nicht mehr eingeflößt hatte.

Wiewohl Napoleon in der ganzen Angelegenheit durchaus loyal gegen Rußland verfahren war, so ließ sie doch eine gewisse Spannung zurück. Alexander fühlte sich über die schnelle Wendung zu Oesterreich verletzt, und Napoleon war verstimmt, daß Alexander die Entscheidung hingezögert hatte. Zum Unglück erhob sich gleichzeitig eine andere Differenz hochpolitischer Natur: die polnische Frage. Napoleon wollte den Petersburger Vertrag nicht gut heißen. Dieser Entwurf, sagte er, zwingt ihn ja, gegen jeden Versuch, den etwa die Polen selbst zur Wiederaufrichtung ihres Vaterlandes unternehmen könnten, die Waffen zu ergreifen, und das liege nicht in seinem Interesse. Er

wollte nur versprechen, das alte Polen nicht selbst wiederherzustellen und einem solchen Versuche von irgend einer Seite keinen Vorschub zu leisten. So weit solche Verträge überhaupt sichern können, sicherte dieses Versprechen den Zaren völlig vor einer Wiederaufrichtung Polens mit französischer Hilfe, aber in Alexanders mißtrauischer Seele fanden derartige Erwägungen keinen Eingang. Er beharrte auf seiner Formulierung, aber Napoleon, dessen Stolz nicht erlaubte, in Verhandlungen einen Schritt rückwärts zu thun, blieb in seiner Ablehnung fest. Seitdem gab sich Alexander dem Argwohn hin, daß Napoleon die Wiederherstellung Polens beschlossen habe, um mit polnischer Hilfe Rußland, die letzte selbständige Kontinentalmacht, ebenso seiner unersättlichen Herrschsucht zu unterwerfen wie Oesterreich, Preußen und Spanien. Er begann sich auf einen solchen Krieg zu rüsten. Die Tilziter Allianz, die durch die türkischen und spanischen Angelegenheiten erschüttert worden war, erlitt durch die polnische Differenz einen neuen Stoß. Gegen Oesterreich hatte sie bereits versagt, es fragte sich, ob sie gegen England aushalten würde.

IX. Das Ende des Kontinentalsystems.

Die Hoffnung, die Napoleon auf seine Vermählung gesetzt hatte, erfüllte sich. Die öffentliche Meinung dachte ruhiger an die Zukunft Frankreichs und gab sich der Zuversicht auf die Erhaltung des Kontinentalfriedens und die Herbeiführung des Seefriedens hin. Viele der neuen Ordnung innerlich noch fremd gegenüberstehende alte Familien erschienen jetzt am Hofe, seitdem Napoleon durch die Verbindung mit der ältesten Regentenfamilie Europas als den alten Herrscherhäusern ebenbürtig anerkannt worden war. Selbst der Konflikt mit dem Papst beschäftigte unter dem Eindruck dieses Ereignisses die Gemüter vorläufig wenig, trotzdem er sich in der Folge bedeutend verschärfte. Der Papst, empört über die Besetzung des Kirchenstaates, weigerte sich, die während seiner Gefangenschaft von Napoleon ernannten Bischöfe zu investieren und blieb fest trotz aller Drohungen Napoleons. Ein Nationalkonzil, das der Kaiser dann zur Lösung dieser Frage berief (Sommer 1811), erklärte die päpstliche Investitur für entbehrlich, nachdem die Führer der Opposition verhaftet worden waren, und auch der Papst gab dann schließlich seine Zustimmung. Aber hartnäckig beharrte er bei dem Anspruch auf den Kirchenstaat und der Streit hierüber blieb offen. Napoleon beachtete diesen Protest nicht. Kurz nach seiner Vermählung hatte er, um die weltliche Macht des Papstes für immer zu vernichten, den

Kirchenstaat durch Senatsbeschluß mit Frankreich vereinigen lassen; Rom wurde zur zweiten Stadt des Kaiserreichs erklärt, und der künftige Thronfolger sollte den Titel König von Rom führen, um dies Verhältnis zur Anschauung zu bringen. Immer weiter ging Napoleon auf dem Wege, Italien nicht nur faktisch, sondern auch formell als Glied Frankreichs zu behandeln; schon waren Toskana und Parma annectiert worden, so daß das Königreich Italien ganz von französischen Provinzen umgeben war.

In der auswärtigen Politik war Napoleon bemüht, die friedlichen Erwartungen der Nation zu erfüllen. Er verminderte seine Truppen in Deutschland beträchtlich; theils sandte er sie nach Spanien, theils zog er sie nach Frankreich oder entließ einen Teil, um die Kosten des Militärbudgets zu verringern — soweit war er entfernt von Offensivplänen gegen Rußland, die ihm Alexander in dieser Zeit unterlegte. Nur in einigen Festungen Preußens und im Küstengebiete der Nordsee blieben stärkere Abteilungen zurück, um für alle Fälle gegen den Osten gesichert zu sein und die Kontinentalsperre streng durchzuführen.

Seine ganze Kraft gedachte der Kaiser gegen England zu verwenden. An eine große Offensive zur See konnte er vorläufig nicht denken, aber er hoffte in anderen Mitteln Ersatz dafür zu finden. Ohne Besorgnis vor festländischen Irrungen entsandte er große Truppenmassen über die Pyrenäen, um die Engländer zu verjagen und Spanien zu pazifizieren. Die Dinge standen hier nach dem österreichischen Kriege nicht ungünstig für die Franzosen; Madrid war im Besitze Josephs, die reguläre spanische Armee war nach Madrid geworfen und die Engländer hatten sich nach Portugal zurückziehen müssen. Wurzel geschlagen hatte freilich Josephs Herrschaft nirgends. Er hatte wohl einige Kreise durch seine Mäßigung und verständige

Reformen gewonnen, aber der nationale Haß war nicht geschwunden. Wo die französischen Waffen nicht herrschten, war sein Königtum nicht anerkannt, und Freischarenbanden führten überall einen grausamen Krieg gegen alles, was französisch hieß. Bei dem allgemeinen Widerstande konnten die Franzosen die Insurgenten nicht bezwingen, trotzdem Napoleon mehr als 200 000 Soldaten auf der Halbinsel unterhielt. Nach dem Frieden von Schönbrunn wollte der Kaiser ein Ende machen. Er betraute seinen besten Marschall, Massena, mit dem Oberbefehle gegen die Engländer, und während dieser von Madrid aus in Portugal einrückte, sollte der Marschall Soult, der in Südpatrien die Guerillabanden bekämpfte, von Süden her in Portugal eindringen. Wellington sollte so zwischen zwei Feuer gebracht werden. Nach der Vernichtung der Engländer, die er auf nicht mehr als 30 000 Mann schätzte, glaubte er mit den Spaniern leichtes Spiel zu haben. Wie die Alpen-, so überschritt Napoleon auch die Pyrenäengrenze: da der Krieg große Kosten verursachte und sein Bruder sie ihm nicht ersetzen konnte, so stellte er die Provinzen nördlich des Ebro unter die Verwaltung französischer Generale, um sich an ihren Einkünften schadlos zu halten. Ob Napoleon dabei die Absicht hatte, die Provinzen nach glücklicher Beendigung des Krieges zu behalten, um von ihnen aus Spanien stets in Unterordnung zu halten, steht dahin. Die Maßregel beweist aber wieder, daß er den nationalen Charakter des spanischen Krieges nicht richtig erkannt hatte: die Losreißung der Provinzen verletzte den spanischen Stolz aufs neue und entfremdete Joseph viele seiner Anhänger.

Aber diese militärischen Operationen waren nur eine untergeordnete Seite des Niesenkampfes. Weit wichtiger war der Handelskrieg, den Napoleon selbst von dem Zentralsitz seiner Macht aus zu leiten und zu verschärfen

gedachte. Das Ziel des Berliner Dekrets war die Fernhaltung der englischen Kolonialwaren und Industrieprodukte vom kontinentalen Markte. Wenn es streng durchgeführt worden wäre, so hätten die für Europa unentbehrlichen Kolonialwaren wie Zucker, Kaffee, Baumwolle allein durch die Neutralen, d. h. die Amerikaner, eingeführt werden können. Denn fast allein diese waren noch in der Lage, den Verkehr mit den spanischen, französischen und holländischen Kolonien, so weit sie von den Briten nicht erobert worden waren, zu vermitteln; den europäischen Seehandel hatten die Engländer fast gänzlich unterbunden. Um nun diese drohende amerikanische Konkurrenz zu vermeiden und ihren Waren Eingang auf dem Festlande zu verschaffen, untersagten die Engländer überhaupt jeden neutralen Handel mit den Häfen, die englischen Schiffen verschlossen waren. Nur solche Schiffe durften dort verkehren, die vorher englische Häfen angelaufen waren und dort durch eine hohe Abgabe und Verfrachtung englischer Waren die Erlaubnis erkauft hatten (Februar und November 1807). Auf diese Weise hofften sie auch in Zukunft englisches Gut nach dem Festlande zu exportieren und den Amerikanern den Handel mit Europa zu verleißen, so daß das Festland ganz auf England für seinen Bedarf an Kolonialwaren angewiesen sei. Ihre maritime Macht gab ihnen die Kraft, diese tyrannische Maßregel durchzuführen. Napoleon beantwortete sie mit dem nicht minder harten Befehle, alle Schiffe, die sich den englischen Vorschriften fügten, seien als englisches Eigentum zu betrachten und in den französischen Häfen zu konfiszieren (Dezember 1807). Die Neutralen wurden also von beiden Seiten mit Beschlagnahme bedroht: von England, wenn sie ohne, von Frankreich, wenn sie mit englischer Erlaubnis Handel trieben. Napoleon hoffte, daß die Amerikaner durch diese Erschwerung ihres Handels sich in einen

Konflikt mit England treiben lassen würden, aber die Hoffnung erfüllte sich nicht. Um nicht in den Streit der Europäer verwickelt zu werden, verbot die amerikanische Regierung kurzer Hand ihren Unterthanen den Handel mit den europäischen Mächten und ihren Kolonien (Dezember 1807) und belegte die europäischen Schiffe in ihren Häfen mit Beschlagnahme als Revanche für die Plagen, denen ihre Schiffe in Europa ausgesetzt waren.

Die amerikanischen Reeder respektierten indessen das Verbot wenig. Sie setzten den Verkehr mit Europa fort und vertrieben massenhaft englisches Gut auf dem Kontinent, wobei sie freilich falsche Angaben über den Ursprung der Waren machten. Der Betrug gelang in den meisten Fällen. In den außerfranzösischen Ländern glaubte man ihnen gern, und in Frankreich, wo die Kontrolle strenger war, konnten die Zollbehörden den Verkehr mit England selten nachweisen und ebensowenig unterscheiden, ob etwa der Zucker aus Jamaika oder Guadeloupe stamme. Außer durch die Amerikaner wurde die Handelsperre durchbrochen durch griechische Kaufleute, die im Mittelmeer unter neutraler türkischer Flagge englische Waren absetzten, und endlich durch Schmuggler, die namentlich die Nord- und Ostseeküsten belebten. Um die Umgehung der Handelsperre durch die Neutralen zu verhindern, befahl Napoleon ihre Schiffe zu konfiszieren und forderte von seinen Bundesgenossen ein gleiches Vorgehen (März, Mai 1810). Die Beschlagnahme, die in Frankreich, Italien und an der deutschen Küste, wo französische Truppen standen, mit großer Strenge durchgeführt wurde, ergab für den kaiserlichen Schatz reiche Beute und fügte den englischen Häusern, in deren Auftrage die Neutralen handelten, großen Schaden zu. Aber nicht überall wurde sie mit derselben Energie gehandhabt. In Preußen, Dänemark und Schweden, das ebenfalls seinen Frieden mit Frankreich gemacht und mit

England gebrochen hatte, waren die Behörden lässiger, und selbst in Holland und Westphalen stieß die Maßregel auf Widerstand. Es ist natürlich, daß sich in Europa überall ein starker Widerwille gegen diese Vorschrift und gegen das Kontinentalsystem im ganzen geltend machte. Die Forderung, daß die einzelnen Nationen die Kolonialwaren infolge des Ausschlusses der Engländer weit teurer bezahlen sollten als bisher, daß sie die englischen Industrieerzeugnisse entbehren und auf den Verkauf ihrer Rohprodukte an England verzichten sollten, widersprach allen gewohnten Lebensbedingungen, so daß keine Regierung sie strikte durchzusetzen im stande war. Die Blüte des Schmuggels selbst in den unmittelbarsten Dependenzstaaten Frankreichs beweist das aufs deutlichste; trotz der strengsten Vorschriften war er nicht zu unterdrücken. Das Bewußtsein, daß der Kampf gegen England, das kraft seiner maritimen Übermacht eine Monopolisierung des Seehandels anstrebte, zugleich im Interesse aller handeltreibenden Nationen lag, verlor sich auf dem Festlande immer mehr, je drückender die Handelsperre wurde. Frankreichs Übergewicht zu Lande und seine Handelsordnungen erschienen bald tyrannischer, als die englische Alleinherrschaft zur See. Um so weniger durfte Napoleon bei Regierungen und Nationen auf opferwillige Unterstützung rechnen, als er ihnen die aus dem Kontinentalsystem erwachsenden Verluste und Unbequemlichkeiten keineswegs durch Erleichterung des Handelsverkehrs mit Frankreich oder untereinander zu ersetzen suchte. Im Gegenteil; in dem Bestreben die französische Industrie emporzubringen, schloß er die französische Grenze durch hohe Zölle oder Einfuhrverbote ab und verlangte Begünstigung der französischen Erzeugnisse in den Dependenzstaaten. So untersagte er z. B. die Einfuhr von Textilwaren in Frankreich, und dem Bizetönig von Italien wurde eingeschärft, die italienische Rohseide

allein nach Frankreich exportieren zu lassen, mochten die italienischen Züchter darunter auch großen Schaden leiden. „Der englische Seehandel triumphiert,“ schrieb er an Eugen Beauharnais, „weil die Engländer zur See die stärksten sind; es ist also angemessen, daß Frankreich, da es zu Lande am stärksten ist, dort seinen Handel ebenfalls triumphieren lasse.“ Kurz, sein Prinzip war, wie der Vizekönig wiederholt hören mußte, „la France avant tout“. Wie politisch, so stellte Napoleon seine Vasallen auch wirtschaftlich in den Dienst Frankreichs; er wollte kein Weltreich gründen, in dem der Unterschied der Nationen verschwinden sollte, sondern einen großen Staatenbund unter französischer Führung und französischer Ausbeutung. Wie in seinem politischen, so tritt uns auch in seinem wirtschaftlichen System die Geringschätzung der nationalen Gefühle und das Vertrauen, sie durch seine militärische Überlegenheit meistern zu können, entgegen. — Der Unmut über den französischen Egoismus wuchs, als Napoleon in Frankreich selbst das Kontinentalsystem nicht mit unbedingter Strenge durchführte. Um der französischen Industrie die Einfuhr kolonialer Rohprodukte wie Baumwolle zu ermöglichen, gewährte er einigen Reedern gegen hohe Abgaben sogenannte „Lizenzen“, d. h. er gestattete ihnen den Import eines bestimmten Quantums Kolonialwaren unter der Bedingung, daß sie dafür französische Erzeugnisse in gleichem Werte ausführten. Außerhalb Frankreichs wurde dies Verfahren jedoch nicht erlaubt.

Lange Zeit schien es, als ob Napoleon mit seinem Vertrauen auf seine Macht Recht behalten sollte. Soviel Unwillen das System auch erzeugte, die Regierungen der Kleinstaaten mußten wohl oder übel seine Befehle im großen und ganzen ausführen. Der einzige Staat, der hierzu nicht zu bewegen war, war Holland. Hier besaß Napoleons Bruder Ludwig nicht den mitleidslosen Willen,

dem auf die Durchfuhr angewiesenen Lande durch rücksichtslose Unterdrückung des amerikanischen und sonstigen Schmuggels große Opfer aufzulegen. Da Napoleons Drängen auf bessere Überwachung der Grenzen vergeblich war, wurde das Land mit Frankreich vereinigt (Juli 1810): einen Widerstand konnte Napoleon von seinen Brüdern ebenso wenig wie von anderen Fürsten dulden, wenn er sein System nicht untwirksam machen wollte.

Mit jenen Dekreten gegen die Griechen und Amerikaner hatte Napoleon nur einen Teil des Handels mit englischen Waren getroffen, es galt noch den Schmuggel zu bekämpfen, der an allen Küsten, selbst an den französischen, betrieben wurde. Napoleon wandte sich zunächst gegen den Schmuggel mit Kolonialwaren. Diese waren in den letzten Jahren massenhaft in London aufgehäuft worden, da die Engländer die meisten französischen und holländischen Kolonien erobert hatten, und diese nun zugleich mit ihren eigenen und den ihnen jetzt verbündeten spanischen und portugiesischen ausbeuteten. Gleichzeitig mit diesem steigenden Angebot war aber der Absatz nach dem Festlande infolge der Handelsperre gesunken: die Folge war, daß die Preise in England bedeutend fielen, was der Handelswelt große Verluste verursachte. Auf dem Festlande dagegen waren die Preise weit höher, denn die Schmuggler konnten den gefährvollen Vertrieb nur gegen hohen Verdienst übernehmen. Napoleon hoffte nun, durch einen neuen Zolltarif diese Prämie, die der Schmuggel bisher verdient hatte, in seine eigene Kasse zu lenken. Er verordnete (5. August 1810), daß alle Kolonialwaren, die unter neutraler oder befreundeter Flagge eingeführt wurden — die englische blieb selbstverständlich verboten — 50% ihres Wertes als Einfuhrzoll zahlen sollten. Dieser Satz betrug ungefähr die Höhe des bisherigen Schmugglerverdienstes: er verhinderte also, daß die Kolonialwaren auf

dem Festlande im Preise fielen und schloß damit die Gefahr, daß sie den Kontinent überschwemmen, aus. Daraus folgte dann, daß die Waren in England nicht teurer werden konnten, weil ihr Absatz nach dem Festlande ja nicht stieg. — Zwei Monate später verschärfte Napoleon den Kampf gegen die englischen Industrieprodukte: sie sollten im Bereiche der französischen Waffen schlechtweg konfisziert und verbrannt werden, da sie ja sämtlich illegaler Weise eingeführt worden seien (Oktober). Dieser Eingriff in das Privateigentum sollte von jedem Kauf englischer Erzeugnisse abschrecken, so den Schmuggel vereiteln und die französische Industrie von ihrer gefährlichsten Konkurrenz befreien. Die Durchführung des Dekrets war nicht schwierig, weil bei der hohen Entwicklung der englischen Industrie englische Waren als solche leicht erkannt werden konnten.

Von diesen beiden Verordnungen und der Zerschmetterung der englischen Armee in Spanien erhoffte der Kaiser die beste Wirkung in England. Und nicht ohne Grund. Wie die Preise für die Kolonialwaren, so waren aus analogen Gründen auch die für die Industrieprodukte in London erheblich gefallen: der Schmuggel hatte eben den legalen Handel nach dem Festlande doch nicht ersetzen können. Der Staatsschatz hatte durch die Subsidien an die Festlandmächte während der Koalitionskriege gelitten, und der Krieg auf der iberischen Halbinsel verursachte enorme Kosten. Die Staatsschuld war daher fortwährend im Wachsen, der Staatskredit sank, und die Handelsschwierigkeiten führten zu zahlreichen Bankbrüchen. Schon erhob sich im Parlament eine lebhaftere Opposition gegen die Fortsetzung des Krieges. Zu alledem begann Napoleon wieder eine Flottille in Boulogne zu versammeln und mit einer Landung zu drohen, was die unbehagliche Stimmung in London aufs neue verstärken mußte: da war es gewiß nicht unmöglich, daß die neuen Erlasse Napoleons, die

den Handel mit Kolonialwaren dauernd beschränken und mit Manufakten überhaupt so gut wie unmöglich machen sollten, verbunden mit dem deprimierenden Eindruck einer Niederlage Wellingtons der Friedenspartei das Übergewicht verschafften.

Um die neuen Maßregeln wirksam zu machen, war es unerlässlich, daß sie von allen Küstenstaaten acceptiert wurden und eine rigorose Küstenbewachung die Umgehung der Zollstätten verhinderte. In Frankreich und den angrenzenden Vasallenstaaten wurden sie sogleich mit großer Strenge durchgeführt und große Ladungen englischer Waren beschlagnahmt. Preußen und Dänemark mußten sich ebenfalls fügen, und Schweden wurde unter schweren Drohungen zum Anschluß aufgefordert. Das wichtigste war aber, ob Rußland die Verschärfung des Handelskrieges mitmachen werde. Und Rußland versagte sich aus wirtschaftlichen und politischen Gründen. Das Reich hatte durch den Bruch mit England großen Schaden erlitten, da England seine agrarischen Rohprodukte auszuführen und dafür Kolonialwaren und Manufakten zu liefern pflegte, ein Verlust, den der Handel der Neutralen nicht ersetzen konnte. Die Allianz mit Frankreich war deshalb von Anfang an in Rußland auf nachdrückliche Opposition gestoßen. Aus diesem Grunde konnte Alexander Napoleons Forderung, die Amerikaner ebenso wie in Frankreich zu behandeln nicht zugestehen, und von der Erhöhung des Tarifes und der Beschlagnahme der unter neutraler Flagge eingeführten englischen Artikel konnte vollends keine Rede sein. Endlich hatte der Zar keine Neigung, den Todesstoß gegen England führen zu helfen, seitdem er das Vertrauen zu Napoleon verloren und sich mit dem Gedanken eines russisch-französischen Krieges vertraut zu machen begonnen hatte. Wer sollte Rußland gegen Frankreich beistehen, wenn England am Boden lag? Er lehnte also alle Vorschläge

Napoleons ab. Um einen Bruch nicht zu provozieren, versprach er, den englischen Handel nach wie vor zu bekämpfen: aber den legalen Handel der Neutralen, sagte er, der keineswegs wie Napoleon irrtümlich annehme, ausschließlich englische Waren verfrachte, könne er im Interesse seines Reiches nicht belästigen.

Diese russische Erklärung hob die Wirkung des von Napoleon eingeschlagenen Verfahrens zum Teil wieder auf: der Druck, den der Kaiser auf England ausüben wollte, mußte bedeutend an Gewicht verlieren. Damit begann die Krisis der Tilsiter Allianz, die ihren Zweck verfehlt hatte, sobald Alexander die Maßregeln nicht mehr ausführte, die Napoleon zur Überwindung Englands für unvermeidlich hielt. Es war noch nicht der Bruch selbst, aber Alexander stellte Napoleon vor die Frage, ob er die Weigerung Rußlands ruhig hinnehmen oder ob er den Zaren zum Anschluß bewegen sollte, entweder durch Compensationen auf anderem Gebiete oder durch Gewalt, d. h. durch den Krieg. Als Napoleon die russische Absage erhielt (November 1810), faßte er den letzten extremen Entschluß noch nicht, er hielt sich aber von der Notwendigkeit, auf die Interessen und Wünsche des Zaren bundesfreundliche Rücksichten nehmen zu müssen, entbunden. Diese Empfindung zeigte sich bei seinem nächsten Schritte gegen den englischen Handel. Wenige Tage nach dem Eintreffen der russischen Nachrichten vereinigte er die deutschen Küsten bis Lübeck hin mit Frankreich, aus demselben Grunde, der ihn zur Annexion Hollands bewegen hatte: um die Küstenbewachung streng durchzuführen zu lassen. Das Königreich Westfalen und die Hansestädte, denen dieses Gebiet gehörte, boten ihm nicht genügende Garantie. Inmitten dieses Gebietes lag das Herzogtum Oldenburg, dessen Dynastie mit der Zarenfamilie nahe verwandt war. Napoleon trug kein Bedenken, auch diesen Fürsten seines

Landes zu berauben, mochte der Zar persönlich noch so peinlich dadurch berührt werden. Allerdings bot er dem Oldenburger eine Entschädigung in Erfurt an, das noch unter unmittelbarer französischer Verwaltung stand, aber es war vorauszusehen, daß Alexander die Entfernung der Dynastie von ihrem Stammlande mißbilligen werde. Napoleon verletzte aber mit der Beraubung nicht nur die persönlichen Gefühle des Zaren, er brach sogar einen Artikel des Tilsiter Friedens, denn hier war ausdrücklich die Unabhängigkeit Oldenburgs garantiert worden. Papierne Verträge galten ihm nichts, wenn er ein großes Ziel vor Augen hatte. Er mochte annehmen, daß der Zar nicht wagen werde, mit ihm zu brechen, und sein rücksichtsloser Charakter scheute sich deshalb nicht, Rußland jetzt ebenso wie Preußen 1806 zu beleidigen.

Während sich so Napoleon von dem Tilsiter Bündnis entfernte, that Alexander gleichzeitig einen weit entschiedeneren Schritt in dieser Richtung. Aus freien Stücken, ohne von der Annexion Oldenburgs etwas zu wissen, erließ er einen Tarif (31. Dezember 1810), der die Waren, die zu Lande eingeführt wurden, mit hohen Zöllen belegte und die, welche zu Wasser kamen, begünstigte. Für Frankreich bedeutete dieser Ufaß einen schweren Schlag, für England eine Erleichterung: denn auf dem Wasserwege kam fast ausschließlich englisches Gut, auf dem Landwege vorwiegend französische Seiden- und Luxuswaren. Die wirtschaftliche Not drängte Alexander zu dem Schritt: die französischen Luxuswaren entzogen dem Lande das Bargeld, das übrigens durch den Abbruch der Handelsbeziehungen mit England, den die Russen nicht länger ertragen wollten, beträchtlich vermindert war. Formell war zwar keine Begünstigung Englands ausgesprochen, aber durch die Duldung der Neutralen unter so günstigen Bedingungen war das Kontinentalsystem für Rußland that-

sächlich aufgehoben. Alle Mühe Napoleons, die englischen Waren vom Festlande fernzuhalten, war seitdem umsonst, denn von Rußland konnten sie ihren Weg nach Deutschland und Italien finden. Einen geschriebenen Vertrag verletzte Alexander mit dieser Neuerung nicht, aber er beging einen Akt ausgesprochener Unfreundlichkeit gegen Frankreich und handelte den Grundbedingungen des Bündnisses zuwider.

Verfehlte der Handelskrieg so seine Wirkung, so schlug auch um dieselbe Zeit die Unternehmung gegen das englische Meer fehl. Massena hatte zwar Wellington bis an die portugiesische Küste zurückgedrängt, fand aber hier an der starken Stellung von Torres Vedras ein Hinderniß, das er nicht überwinden konnte. Er mußte unter herben Verlusten den Rückzug nach Spanien antreten (Anfang 1811). Ungeheure Anstrengungen hatte Napoleon für Spanien gemacht, ohne den Thron seines Bruders stützen zu können. Die Uneinigkeit der Generale, der erbitterte Volkskrieg, der die Verpflegung überaus schwierig machte, große Verluste verursachte und die Disziplin lockerte, hatten Massena verhindert, von seiner Übermacht rechten Gebrauch zu machen.

Im Osten wie im Westen Europas hatte sich also Napoleon in seinen Voraussetzungen für den englischen Krieg getäuscht. Den russischen Tarif faßte er sogleich als Bruch des Bündnisses auf und bereitete sich ohne Verzug auf den Krieg vor, als die einzige Möglichkeit, Rußland beim Kontinentalsystem zu erhalten. Im Sommer nächsten Jahres gedachte er den Feldzug zu eröffnen. Früher ging es nicht an, weil die Vorbereitungen nicht eher beendet sein konnten, denn das Riesenreich ließ sich nicht wie Oesterreich und Preußen mit 200 000 Mann überwältigen. Mehr als das Doppelte sollte dazu aufgestellt werden, ein Heer, wie es die Welt noch nicht ge-

sehen hatte. Angesichts des russischen Krieges mußten die Dinge in Spanien in der Hauptsache bleiben wie sie waren: war Rußland erst niedergeworfen und der Ring gegen England wieder geschlossen, dann mußte allmählich England und mit ihm Spanien von selbst fallen. Ungeheure Massen von Kriegsmaterial und Proviant wurden in den deutschen und polnischen Festungen aufgehäuft, und enorm waren die dafür aufgewendeten Kosten. Dennoch reichte die Zeit, wie sich später zeigte, nicht aus, um alles notwendige vorzubereiten, aber die inneren Verhältnisse Frankreichs verboten, den Krieg länger hinauszuschieben.

Die ökonomischen Zustände hatten sich verschlechtert, da die Industrie in den letzten Jahren weit mehr fabriziert hatte, als sie absetzen konnte, und der neue russische Tarif schlug ihr neue Wunden. Zugleich hatten fehlgeschlagene Spekulationen in Kolonialwaren eine Handelskrisis herbeigeführt, die die Kaufkraft des französischen Marktes bedeutend verminderte. In vielen Städten Frankreichs stellten daher die Fabriken die Arbeit ein, und Tausende wurden brotlos. Die erhöhten Kriegslasten wurden infolgedessen immer unwilliger getragen, und die Abneigung gegen die kriegerische Politik zeigte sich besonders in dem steigenden Widerstande gegen die Aushebungen. Trotzdem Napoleon in seinen ersten Regierungsjahren die französische Wehrkraft nur wenig angespannt hatte — von etwa 200 000 Dienstpflichtigen hatte er einige Jahre lang nur etwa den sechsten Teil ausheben lassen — hatte die Landbevölkerung sich schon damals gern dem Dienste zu entziehen gesucht. Als mit den Festlandskriegen die Aushebungen stärker wurden, nahm die Zahl der Refraktäre, wie man die Ausbleibenden nannte, so zu, daß eigene mobile Kolonnen formiert werden mußten, um sie einzufangen. Zu allen diesen Übelständen kam noch während der kriegerischen Vorbereitungen eine Mißernte (im Jahre 1811), die ver-

bunden mit der kommerziellen Kalamität große Mißstimmung hervorrief. Die Geburt eines Thronfolgers (20. März 1811), konnte unter diesen Umständen nur vorübergehend die Blicke der Franzosen von der trüben Gegenwart auf eine frohe Zukunft lenken. Um den Handelskrieg und mit ihm die finanzielle Notlage nicht ins ungewisse dauern zu lassen, mußte Napoleon daran denken, Rußland und nach ihm England schleunigst zur Unterwerfung zu bringen.

Neben den kriegerischen Vorbereitungen gingen die Verhandlungen zwischen den beiden Kaisern über eine Verständigung noch hin und her. Es war auf beiden Seiten kein rechter Ernst damit; die Erörterungen dienten nur dazu, den Bruch bis zur Vollendung der Rüstungen hinauszuschieben. Die Verhandlungen drehten sich in der Hauptsache um die Entschädigung des Oldenburger, dem Alexander am liebsten ein Stück des Großherzogtums Warschau verschafft hätte. Napoleon konnte das nicht zugeben, weil ein Oldenburger als Herr eines polnischen Staates nichts anderes als ein russischer Gouverneur gewesen wäre. Aber diese Frage war nebensächlich. „Die Oldenburger Angelegenheit“, schrieb einmal der Minister des Auswärtigen an den Botschafter in Petersburg (19. November 1811), „bedeutet für uns und Rußland wenig, die Interessen des Handels und das Kontinentalsystem sind alles.“ Diese Frage wurde indessen nur gelegentlich berührt, weil Alexander keinen Zweifel gelassen hatte, daß er hier an kein Nachgeben denke. Um einen Bruch nicht vorzeitig zu provozieren, stellte deshalb Napoleon keine präzise Forderung in dieser Richtung. Aber umsichtig wie immer faßte Napoleon auch die Möglichkeit ins Auge, daß Alexander sich schließlich doch noch ohne Krieg fügen werde. Für diesen Fall plante er große Expeditionen ins Mittelmeer

und in die Kolonien; er hoffte, daß die französische Flotte, an deren Ausrüstung er unaufhörlich gearbeitet hatte, diesen Aufgaben jetzt genügen werde.

Mit großem Eifer suchte der Kaiser Bundesgenossen gegen Rußland zu gewinnen. Auf die Türken und Schweden, beides alte Freunde Frankreichs und Gegner Rußlands, glaubte er rechnen zu können, aber beide versagten sich ihm, theils aus Mißtrauen gegen Napoleons Anerbietungen, theils aus Furcht vor England, das beiden mit Krieg für den Fall eines Bündnisses mit Frankreich drohte. Obwohl England formell noch nicht Frieden mit Rußland geschlossen hatte, unterstützte es doch den neuen Gegner seines Todfeindes sofort. Besser gelang es Napoleon mit den beiden deutschen Mächten, die nicht zu seinem ständigen Bundessystem gehörten. Oesterreich und Preußen, unter der Mündung seiner Kanonen gelegen, konnten sich seiner Forderung Hilfe gegen Rußland zu leisten nicht entziehen, wenn sie nicht zugleich zum Todeskampfe entschlossen waren, und dazu fehlte in beiden Staaten die Kraft. Oesterreich mußte 80 000, Preußen 20 000 Mann stellen. Preußen mußte überdies sein Gebiet den durchmarschierenden Franzosen öffnen und umfangreiche Requisitionen gestatten: fast der ganze Staat mußte dem Franzosenkaiser zur Verfügung gestellt werden (Februar, März 1812).

Während dieser Verhandlungen war die französische Armee — fast eine halbe Million stark — allmählich nach der russischen Grenze vorgeschoben worden. Zu Anfang des Sommers sollte der Feldzug beginnen, um die russische Ernte für die Verpflegung der Truppen nutzbar machen zu können. Verhandlungen dienten dazu, den Ausbruch der Feindseligkeiten so lange hinzuziehen, bis Napoleon den Augenblick gekommen glaubte, den Grenzfluß, den Niemen, zu überschreiten (23. Juni 1812). Napoleon hielt es für nicht aus-

geschlossen, daß Alexander, dessen Charakterstärke er ziemlich niedrig einschätzte, nach einigen kräftigen Schlägen gegen die russischen Heere die Hand zum Frieden bieten und sich unterwerfen werde. Wenn es nicht geschehe, war er entschlossen, auf Moskau vorzudringen, um Rußland zu erobern; dann, meinte er, würde Alexanders Widerstandskraft gebrochen sein, oder er würde von Land und Leuten verjagt. Für diesen Fall ging er mit der Absicht um, einen Heerteil nach Indien zu senden, womit ein alter Lieblingswunsch erfüllt worden wäre.

Die russische Kriegführung kam anfangs seinen Wünschen entgegen. Alexander, der nur 180 000 Mann zur Verfügung hatte, kannte die ungeheure Übermacht Napoleons nicht und beabsichtigte in einem besetzten Lager bei Drissa an der Düna eine Defensivschlacht anzunehmen, die natürlich mit seiner völligen Niederlage hätte enden müssen. Rechtzeitig erkannte aber der Oberfeldherr Barclay die drohende Gefahr, gab die Stellung ohne Kampf auf und zog mit der Hauptmacht ins Innere, auf Moskau. Eine neue Stellung, die er bei Smolensk, an der Schwelle des eigentlichen Rußlands, nahm, wagte er ebenfalls beim Heranrücken Napoleons nicht zu halten (19. August), zum großen Unwillen so mancher Generale, die das heilige Rußland den Fremden nicht ohne Kampf überlassen wollten. Dieser fortgesetzte Rückzug der Russen, der keineswegs aus einem wohlüberlegten Plan, sondern aus der Furcht vor Napoleon hervorging, wurde dem Sieger zum Verderben. Zunächst war es Napoleon nicht gelungen, ihnen, wie er gehofft, in den ersten Wochen eine vernichtende Niederlage beizubringen, und sodann hatte sein Heer durch den Vormarsch außerordentlich gelitten. Trotz der langen Vorbereitungen hatten nicht genügend Vorräte angehäuft werden können; schon an der Weichsel litt die Armee Mangel, und die Schwierigkeiten wuchsen bei weiterem

Vorbringen. Bei den schlechten Wegen konnten die Proviantzüge der Armee nicht folgen, so daß schon in den ersten Wochen Soldaten Hungers starben. Zugvieh und Pferde litten ungeheuer, bald nach Überschreitung der Grenze waren bereits mehrere Tausend Pferde an dem ungewohnten Grünfutter zu Grunde gegangen. Das Land konnte wenig liefern, und überdies hatten, als man in das eigentliche Rußland vordrang, die Bauern sich geflüchtet, ihre Hütten meist niedergebrannt, ihr Vieh und die Ernte fortgeschleppt. Es zeigte sich, daß wie in Spanien die ganze Bevölkerung an dem Kriege teilnahm und, getrieben von patriotischem Fanatismus, sich die schwersten Opfer auferlegte, um den verhaßten Fremden zu schaden. Die Anstrengungen, verbunden mit der ungenügenden Nahrung, erzeugten Krankheiten, und die Notwendigkeit ausgebehnter Requisitionen, so wenig sie ergaben, lockerten die Disziplin. Täglich kamen Banden von Marodeurs und Plünderern von der Armee ab, verschmachteten unterwegs oder wurden von Bauern erschlagen. Nach einem Feldzuge von zwei Monaten, als noch kein ernstes Gefecht geliefert worden war, zählte der Kaiser in seiner Hauptarmee nicht mehr als 160000 Mann, während einige Nebenheere und rückwärtige Truppen etwa dieselbe Stärke ausmachten. Erschreckt über die Verminderung der Armee schlugen dem Kaiser einige Ratgeber vor, doch bei Smolensk Winterquartiere zu nehmen und im künftigen Frühjahr mit nachgezogenen Kräften den Feldzug weiterzuführen, aber Napoleon wies den Vorschlag ab: er hätte dadurch die Entscheidung ins Ungewisse verschoben und wir wissen, warum er sich nicht darauf einlassen konnte.

Nach zwei Wochen weiteren Vorrückens endlich erfüllten die Russen seinen Wunsch: sie hielten stand zu einer großen Schlacht. Um das heilige Moskau zu schützen, bis zu dessen Thoren fast sie ihren Rückmarsch

fortgesetzt hatten, stellten sie sich zur Verteidigung auf, an 120 000 Mann stark, um 10 000 schwächer als die Franzosen. Die Schlacht bei Borodino (7. September) endete für die Russen mit einer Niederlage und einem Verlust von mehr als 40 000 Mann, aber die völlige Auflösung ihres Heeres konnte Napoleon, der selbst an 30 000 Mann einblühte, mit seinen geschwächten Kräften nicht erreichen. Moskau war zwar erobert, und die Armee besaß für einige Tage Lebensmittel im Überfluß, aber sie fand keine Zeit, sie zu genießen. Am Tage nach dem Einzug brach an vielen Stellen Feuer aus — man weiß heute noch nicht, ob auf Befehl des russischen Gouverneurs oder von flüchtenden Einwohnern oder von französischen Plünderern angelegt — und binnen kurzem stand die ganze Stadt in Flammen (16. September). Was das Feuer nicht verzehrte, zerstörten die plündernden Soldaten: die alte Not um Lebensmittel begann wieder. Noch gab Napoleon das Spiel nicht verloren. Schon vor dem Einzug in Moskau hatte er in Petersburg Friedensanerbietungen gemacht und hoffte nun, Alexander werde, erschüttert durch den Verlust der alten Hauptstadt, die dargebotene Hand nicht zurückweisen, aber der Zar war standhafter als Napoleon glaubte. Der Haß gegen die fremden Eroberer, der ganz Rußland befeelte, lebte auch in ihm und verbot ihm jedes Entgegenkommen, solange noch ein feindlicher Soldat auf russischem Boden stand. Sechs Wochen lang wartete Napoleon in Moskau vergeblich auf Antwort, da endlich entschloß er sich zum Rückzug (19. Oktober), weil er mit seiner erschütterten Armee nicht an ein weiteres Vordringen nach Osten oder an Winterquartiere in der ausgezehrtten Gegend denken konnte. Er mußte auf derselben Straße zurück, auf der er gekommen war, und die Strapazen waren nun natürlich ungleich größer als beim Vormarsch. Die Mängel der Verpflegung und die Folgen der Indis-

ziplin vereinigten sich mit der hereinbrechenden Kälte und den nachsetzenden Russen, um das Heer fast völlig aufzureiben. Diesen Übeln gegenüber war selbst Napoleons Thatkraft machtlos. Noch einmal auf dem Rückzuge konnte der Kaiser seine Größe als Feldherr zeigen, als die Russen ihn zum Teil umgangen hatten und das Überschreiten der Beresina verwehren wollten: trotz ihrer Übermacht erzwang er in heroischen Kämpfen den Übergang (27. 28. November), aber er zählte nach der Schlacht nicht mehr als 10000 Bewaffnete. Etwas besser stand es mit den Nebenarmeen, doch auch diese waren nicht im Stande, sich auf russischem Boden zu halten; was noch marschieren konnte, flutete nach Polen und Deutschland zurück, um hier an den Reserve- und Stappentruppen einen Stützpunkt zu suchen.

Unfänglich war die Not, die das Heer auf diesem Rückzug erlebte. Soweit das Auge reichte, tote Soldaten, die den Wunden, dem Hunger oder dem Frost erlegen waren; Verschmachtende, denen kräftigere Kameraden den letzten Bissen vom Munde wegriffen, gewiß, morgen dasselbe Schicksal zu erleiden. Trotz der strengen Kälte, die seit Mitte November einsetzte, mußten die Truppen fast stets im Freien übernachten, ohne Holz und Stroh, vielfach ohne warme Kleidung und Schuhwerk. Vielen versagten nach wenigen Tagen die Kräfte und sie konnten dem Marsche nicht folgen, trotzdem sie wußten, daß jeder, der vom großen Troß abkam, rettungslos verloren war, mochten ihn nun die Bauern töten, oder die Kosaken gefangen nehmen. Trotz all des ungeheuren Unglücks, das selbst die gegen die Schrecken des Schlachtfeldes abgehärteten Herzen der tapfersten französischen Marschälle erschütterte, blieb Napoleons Wille ungebeugt. Obwohl er durch den Feldzug an Toten und Gefangenen an 400000 Mann verloren hatte, stand sein Entschluß fest, weiter zu kämpfen und

den Versuch zu wiederholen, Rußland zum Anschluß an seine antienglische Politik zu zwingen. Denn ohne Rußland war England nicht niederzukämpfen, und ein Frieden mit England war nach den Erfahrungen von 1806 nicht zu erreichen, ohne daß Napoleon seine Mittelmeerstellung aufgab: ein Opfer, das Napoleon weder selbst tragen wollte, noch ohne Gefahr für seine Stellung den Franzosen zumuten konnte. Darum war er sogleich entschlossen, eine neue Armee auszurüsten, und zwar wollte er zu diesem Zwecke seine Rückkehr beeilen, um die Aushebung mit größter Schnelligkeit selbst zu betreiben. Nach dem Tage von der Beresina war seine Gegenwart beim Heere nicht mehr unbedingt erforderlich. Der Rückzug war erkämpft, Murat erhielt den Befehl, die Armee hinter den Niemen zu führen und dort die Nachzügler zu versammeln; der Kaiser selbst aber eilte nach Paris. Er that recht daran, denn allein seine persönliche Thätigkeit im Mittelpunkt der Geschäfte konnte Frankreich zu der Machtentfaltung bringen, die, wie sich bald zeigen sollte, notwendig war, um die Vorherrschaft Frankreichs und sein Bundessystem zu erhalten.

X. Der Sturz.

Man sollte meinen, die Niederlage in Rußland hätte die allgemeine Mißstimmung in Frankreich steigern und die Gemüther der Franzosen Napoleon völlig entfremden müssen. Dem war aber nicht so. Bei den Nachrichten von den Unglücksfällen sagte man sich vielmehr, daß allein Napoleon der Mann sei, das Vaterland aus den Nöten, die es jetzt betroffen hatten, wieder zu befreien, mochte er sie im übrigen heraufbeschworen haben oder nicht. Als er dann heimkehrte nach Paris (18. Dezember 1812) und neue Opfer verlangte, wurde der Widerwille gegen die Blutsteuer in den Hintergrund gedrängt durch die patriotische Empfindung, daß es jetzt gälte, Frankreichs Prestige in Europa und vielleicht gar die Grenzen gegen einen siegreichen Feind zu verteidigen.

Napoleon verstand die Stimmung der Franzosen auszunutzen und zu festigen. Öffentlich versicherte er, nicht der Tapferkeit der Russen, sondern der unwiderstehlichen Winterkälte sei sein Heer erlegen, während es doch in erster Linie durch die mangelnde Verpflegung und die daraus entstandene Indisziplin zu Grunde gerichtet war: so verbarg er seinem Volke den Fehler, den er begangen hatte. Seinen Konflikt mit dem Papst, der im letzten Jahre viele patriotische Franzosen beunruhigt hatte, beendete er durch ein neues Konkordat, in dem beide Teile Konzessionen machten. Pius verzichtete zwar nicht aus-

drücklich aber thatsächlich auf den Kirchenstaat und nahm Avignon zum Wohnsitz; Napoleon ließ die Forderung fallen, daß der Papst in Paris residieren solle und begnadigte einige gefangene Prälaten, die sich seinen Ansprüchen besonders lebhaft widersezt hatten.

Schwierig war die Aufbringung der Gelder für den neuen Krieg, nachdem der russische Feldzug mit seinen Vorbereitungen ein Defizit von 80 Millionen im Budget hinterlassen hatte. Napoleon suchte auch hier die öffentliche Meinung zu schonen. Eine Erhöhung der direkten Steuern hätte nach seiner Meinung den einzelnen Unterthan bedrückt und erbittert, er wollte sich daher an die Gemeindegüter halten. Er ließ die Güter, die die einzelnen Gemeinden verpachtet hatten, vom Staat ankaufen für einen Preis, der den Gemeinden eine fünfprozentige Rente gewährte, während der Verkaufswert mehr als das Doppelte betrug. Der Staat suchte dann die Güter teurer zu verkaufen und so einen Gewinn zu erzielen. Es war eine Gewaltmaßregel, die die Gemeinden ihres Besitzes beraubte, aber in der Not der Gegenwart griff Napoleon nach allen Mitteln, um sich Bargeld zu verschaffen.

Die auswärtige Lage verschlimmerte sich täglich. Der Zar bereitete sich vor, den Krieg bis zur Niederkämpfung Frankreichs fortzusetzen und Polen, diese Vormauer des französischen Einflusses im Osten, mit seinem Reiche zu vereinigen. Bald erhielt er Bundesgenossen. Als nach dem Untergang der Großen Armee die Russen auf der Verfolgung nach Preußen vordrangen, sagte sich König Friedrich Wilhelm unter begeistertem Jubel seines Volkes vom französischen Bunde los und trat zu dem bisherigen Gegner über (Februar 1813); in England stieg die Kriegslust höher denn je, und Osterreich endlich verband sich zwar nicht mit den Russen, stellte aber die Feindseligkeiten gegen sie ein. Ganz Deutschland rechts der Elbe ging durch Preußens

Abfall verloren. Der Kaiser hatte gehofft, mit den Resten der Großen Armee und den Stappentruppen in Preußen die Weichsellinie halten zu können, jetzt mußte er sich mit dem Besitz einiger Ober- und Weichselfestungen begnügen. Selbst die größten Rheinbundstaaten, Sachsen und Baiern, wurden in ihrer Treue schwankend. Da konnte nur eine große Machtentfaltung helfen. Schon während des russischen Feldzuges hatte Napoleon 120 000 Mann der Jahressklasse 1813, d. h. aus den jungen Leuten, die im Jahre 1813 20 Jahre alt und damit gestellungspflichtig wurden, ausheben lassen; weitere 80 000 lieferte ihm die Nationalgarde, die ihrer Bestimmung nach nur zur Landesverteidigung dienen sollte. Ein Senatsbeschluß setzte jetzt fest, daß sie auch außerhalb Frankreichs verwendet werden dürfe. Der Senat bewilligte ferner eine neue Aushebung von 250 000 Mann, die zum Teil den 21- bis 23 jährigen, zum Teil den 19 jährigen entnommen werden sollten, und als dann gar die Kriegserklärung Preußens eintraf, wurde eine neue Rekrutierung von 180 000 Mann teils aus Nationalgarden, teils aus jüngeren Jahrgängen befohlen. Freilich fehlte viel, daß alle diese Menschenmassen zusammenkamen, denn die tiefgewurzelte Abneigung gegen den Kriegsdienst vermochte auch der aufflammende Patriotismus nicht völlig zu besiegen. Langsam gingen die Aushebungen vor sich, viele Rekruten von beschränkter Tauglichkeit mußten eingestellt werden, und ihre Ausbildung war überaus schwierig, da man nur über einen geringen Stamm altgedienter Offiziere und Mannschaften verfügte. Am schlimmsten stand es mit der Kavallerie und Artillerie, die ihr Pferdematerial fast ganz eingebüßt hatte. Trotz aller dieser Mängel war der Geist der Truppen, sobald sie erst einige Monate unter der Fahne gedient hatten, vortrefflich, und unter Napoleons persönlicher Führung haben sie sich stets mit derselben Bravour wie die Veteranen

von Austerlitz und Friedland geschlagen. Unter dem Kommando seiner Marschälle freilich haben sie mehr als einmal versagt: diese besaßen nicht die unvergleichliche Kunst Napoleons, die Truppen zu beherrschen und zu begeistern.

Während dieser Rüstungen waren auch seine Gegner nicht müßig gewesen. Sie hatten ihre mobilen Truppen vereinigt, neue Aushebungen angeordnet und einen Volkskrieg nach spanischem und russischem Muster in Deutschland zu eröffnen gesucht. Sie verkündeten laut ihre Absicht, ganz Deutschland von den Franzosen zu befreien und Preußen in seiner alten Machtstellung, die es vor seiner Niederlage besessen hatte, wiederherzustellen. Vor der russisch-preussischen Übermacht konnte Eugen Beauharnais, Napoleons Stellvertreter im Kommando, mit seinen 45 000 Mann sich nicht an der Elbe halten und wich nach der Saale zurück (Mitte April 1813). Mit jedem Schritt vorwärts vergrößerten die Verbündeten ihr Rekrutierungsgebiet und verkleinerten das der Franzosen. Diesen Erfolgen Einhalt zu gebieten, schickte sich nun Napoleon an. Während der Wintermonate und ersten Frühlingswochen hatte er in Franken und Thüringen aus französischen Aushebungen und Rheinbundscontingenten ein Heer von 185 000 Mann versammeln lassen. Dieses führte er nun nach der mittleren Saale vor, zog das Heer Eugens an sich heran, um der durch Sachsen heranrückenden Hauptarmee der Verbündeten entgegenzutreten. Außer diesen 180 000 Mann besaß er noch ein Armeekorps von 20 000 Mann, das die untere Elbe deckte. Den Verbündeten, die alles in allem nicht mehr als 123 000 Mann ins offene Feld stellen konnten, war er also bedeutend überlegen, nur seine Kavallerie stand sowohl an Zahl wie an Brauchbarkeit weit hinter der russischen und preussischen zurück.

Diese Schwäche der französischen Kavallerie hinderte den Kaiser, den Feldzug mit der gewohnten Schnelligkeit

zu führen. Zweimal zwar schlug er die Verbündeten bei Großgörschen (2. Mai) und Bautzen (21. Mai) und entriß ihnen Sachsen und einen großen Teil Schlesiens, aber eine schnelle Verfolgung, die die feindlichen Heere zerrümmert hätte, konnte er nicht unternehmen. Seine jungen Konfribierten waren den Anstrengungen der Märsche wenig gewachsen, und die überlegene feindliche Kavallerie konnte jedesmal den Rückzug der Geschlagenen decken. Napoleon wurde bald inne, daß er mit seinen augenblicklichen Kräften nicht auf rasche Niederwerfung der Gegner hoffen dürfe, und daß eine längere Unterbrechung der Feindseligkeiten nötig sei, um neue Mannschaften heranzuziehen, die jungen Konfribierten besser auszubilden und die Kavallerie zu ergänzen.

Außer den militärischen sprachen gewichtige politische Gründe für eine Waffenruhe. Osterreich hatte nicht formell aber thatsächlich seine Allianz mit Frankreich aufgelöst und hatte eine Friedensvermittlung versucht. Bei dem anfänglichen siegreichen Vormarsch der Preußen und Russen hatte Kaiser Franz von Napoleon die Aufteilung des Großherzogtums Warschau unter die drei Ostmächte, die Abtretung Dalmatiens und Illyriens, den Verzicht auf die rechtsrheinischen Departements und den Rheinbund verlangt: Forderungen, deren Annahme für Napoleon schlecht hin unmöglich war, da sie einen Kampf mit England aussichtslos gemacht hätte. Nach dem Siege Napoleons in Sachsen hatte Osterreich die Forderungen jedoch bedeutend ermäßigt. Napoleon schloß daraus, daß Franz wenig Neigung hatte, seinen Friedensvorschlägen mit den Waffen Geltung zu verschaffen und hoffte während einer Waffenruhe Osterreich zum Anschluß an Frankreich oder zur Neutralität zu bewegen oder endlich, wenn keins von beiden gelang, sich so stark zu machen, daß er es mit allen drei Ostmächten aufnehmen könne.

In der Beurteilung der österreichischen Politik täuschte er sich. Kaiser Franz und sein Minister Metternich waren weit entfernt von dem Gedanken an ein Bündnis mit Frankreich, dessen Übergewicht sie so lange bedrückt hatte und das zu beschränken ihnen jetzt möglich schien. Aber zu einem Kriege konnten sie sich nur schwer entschließen; die Furcht vor Napoleon war noch zu groß, und dann lähmte das Mißtrauen gegen Alexander, dessen polnische Pläne in Wien große Besorgnisse erregten, ihre Politik. Sie hätten daher den Frieden gern erhalten, wenn Napoleon ihnen einige Konzessionen gemacht hätte. Darum konnten sie seit Napoleons neuesten Erfolgen weder den Absichten der Preußen und Russen zustimmen, noch ihre eigenen ursprünglichen Vorschläge aufrecht erhalten, weil der siegreiche Napoleon darauf nie eingehen würde. Sie waren zufrieden, wenn Napoleon das Großherzogtum Warschau preisgab, auf die illyrischen Provinzen, auf Hamburg und Lübeck verzichtete, seinen Einfluß also nicht über die Elbe ausdehnte. Diese Bedingungen wollten sie mit den Waffen vertreten, wenn sie Napoleon zurückwies. Eine Kriegserklärung wollten sie jedoch nur wagen, wenn die Streitkräfte der Koalition überlegen seien und wenn Alexander ihnen gewisse Garantien in der polnischen Frage gäbe. Um sich militärisch zu verstärken und die politischen Fragen zu lösen, schien es ihnen unerläßlich, die Entscheidung hinauszuschieben: sie beantragten deshalb in beiden Hauptquartieren, die Feindseligkeiten auf einige Zeit zu unterbrechen und unterdessen Friedensverhandlungen zu versuchen (Mitte Mai). Napoleon, dessen Wünschen der Vorschlag entgegenkam, ging gern darauf ein, und die Verbündeten nahmen ihn ebenfalls an, da sie allein auf einen Sieg nicht rechnen durften und wie Napoleon die Waffenruhe zur Gewinnung Oesterreichs und zu neuen Rüstungen zu benutzen trachteten. So wurde denn der

Waffenstillstand abgeschlossen (4. Juni), zunächst auf sieben Wochen, dann um drei Wochen verlängert. Sachsen und einen Teil Schlesiens behielt Napoleon besetzt.

Mit gewohnter Energie verstand Napoleon die ihm gewährte Frist zu benutzen. Unermüdblich wurden die Aushebungen fortgesetzt und die Truppen exerziert, überall wurden Pferde angekauft und requiriert, große Kriegsvorräte in seinem Hauptquartier Dresden aufgehäuft. Fast 450 000 Mann brachte er zusammen, womit er einer Koalition der drei Ostmächte wohl gewachsen zu sein glaubte. In politischer Beziehung schlug dagegen seine Berechnung fehl. Zunächst waren die Friedensvorschläge Oesterreichs für ihn unannehmbar. Mit England war nach den Äußerungen der öffentlichen Meinung und der Regierung ein Friede nicht zu erreichen; wenn er also wirklich mit den verlangten Opfern den Kontinentalfrieden schloß, so hatte er für sein Duell mit England nichts gewonnen, denn die Handelsperre hätte natürlich keine der drei Mächte wieder übernommen: und ohne den Beistand Europas war nach den Erfahrungen des letzten Jahrzehntes gegen das Inselreich nichts auszurichten. Napoleon lehnte indessen die österreichischen Bedingungen nicht ohne weiteres ab. Er ging anscheinend darauf ein und stimmte dem Vorschlage, einen Friedenskongreß in Prag zu berufen, zu, aber er befahl seinem Bevollmächtigten, die Verhandlungen hinzuziehen, um durch eine Verlängerung des Waffenstillstandes Zeit zu Rüstungen zu gewinnen. Zugleich machte er verschiedene Versuche, mit Oesterreich und Rußland in Sonderverhandlungen einzutreten, aber beide wiesen jeden Separatfrieden zurück. Seinen Wunsch, die Waffenruhe auszudehnen, erfüllten die Alliierten nicht: als man nach dem Ablauf des Waffenstillstandes in Prag noch zu keinem Resultat gekommen war, erklärten die Verbündeten den Kongreß für aufgelöst und schickten sich zur Wiederauf-

nahme des Krieges an. Selbst Napoleons letzte Hoffnung, daß Oesterreich sich am Kriege nicht beteiligen werde, scheiterte: zwei Tage nach dem Schlusse des Kongresses erklärte Kaiser Franz seinem Schwiegersohne den Krieg (12. August).

Eine gewaltige Koalition trat Napoleon gegenüber. Die Ostmächte hatten Bündnisse mit Schweden und England geschlossen und hierdurch wertvolle Waffen- und Gelbhilfe gewonnen; sie hatten umfangreiche Aushebungen vorgenommen und namentlich in Preußen die Volkskraft in einer Weise angespannt, wie es bisher in Deutschland unerhört gewesen war. Der Haß gegen die Franzosen begünstigte ihre Anstrengungen; mit Begeisterung eilten die preußischen Rekruten zu den Fahnen und ersetzten durch guten Willen, was ihnen an militärischer Schulung abging: ein schneidender Kontrast zu den Vorgängen in Frankreich, wo ein großer Teil der Dienstpflichtigen mit Gewalt zusammengebracht werden mußte. So konnten die Verbündeten fast 500000 Mann aufstellen und weitere Verstärkungen hofften sie binnen wenigen Monaten zu erhalten. Ihre Hauptarmee von über 200000 Mann wurde unter dem Kommando des österreichischen Feldmarschalls Schwarzenberg, des Oberfeldherrn der Koalition, in Böhmen versammelt, weil man dort Napoleons ersten Angriff erwartete; 100000 Mann unter dem preußischen General Blücher standen in Schlesien und ein Heer von mehr als 150000 Mann kommandierte in der Mark Brandenburg der Kronprinz Karl Johann von Schweden, der ehemalige französische Marschall Bernadotte. Die Verbündeten waren überzeugt, eine große Überlegenheit zu besitzen und in diesem Bewußtsein beschloßen sie, mit allen drei Armeen zum Angriff überzugehen. Um sich aber nicht übermächtigen Schlägen Napoleons auszusetzen, sollte die Armee, die auf die feindliche Hauptmacht stöße, dem Kampfe ausweichen,

bis ihr die beiden anderen Heere durch Angriffe auf Rücken und Flanken des Feindes zu Hilfe kämen.

Napoleon sah bei Beginn des Feldzuges mit großer Zuversicht in die Zukunft. Er kannte die Übermacht der Verbündeten nicht und war mit Recht überzeugt, daß seine einheitliche Führung und die Konzentration seiner Armee in Sachsen ihm einen großen Vorteil über die weit voneinander getrennten Heere der Gegner gewähren müsse. Er war entschlossen, die Initiative zu ergreifen. Gegen die Böhmisches und Schlesiens Armee wollte er sich mit der Hauptmacht in Sachsen einstweilen selbst defensiv verhalten, dagegen den Kronprinzen von Schweden aufs Haupt schlagen, Berlin erobern und einen großen Vorstoß nach der Weichsel hin unternehmen lassen. Gestützt auf Danzig und die Oderfestungen, die ja sämtlich noch in seiner Gewalt waren, sollte diese siegreiche Armee dann von Norden her gegen die anderen verbündeten Armeen vorrücken. Er rechnete, daß die Eroberung Berlins die Preußen, und die Bedrohung ihrer Rückzugsstraße nach Polen die Russen zum Abzug aus Böhmen und Schlesien bewegen werde. Die Koalition wäre dann thatsächlich aufgelöst worden. Am Erfolge zweifelte er nicht. Er unterschätzte sowohl die Zahl der Verbündeten wie ihren inneren Wert; die soeben ausgehobenen preussischen Truppen, aus denen Bernadottes Armee zum guten Teil bestand, meinte er kaum als Soldaten, sondern als bewaffnete Bauern ansehen zu müssen, die ein kräftiger Stoß in alle Winde verjagen werde. Der Marschall Dubinot erhielt daher bei Beginn der Feindseligkeiten (16. August) den Befehl, mit etwa 70 000 Mann den Vorstoß gegen den Kronprinzen auszuführen; von Hamburg aus sollte ihm Dabout mit 30 000 Mann zu Hilfe kommen, und beide gemeinsam sollten nach der Weichsel weiter vordringen.

Seinem Plan entsprechend blieb der Kaiser die ersten

Tage mit der Hauptarmee defensiv in Sachsen, um abzuwarten, ob eine der beiden anderen Armeen ihm Gelegenheit zu einem Schlage gäbe. Sie schien sich ihm zu bieten. Der General Blücher, geleitet von seinem Generalstabschef Gneisenau, drängte in stürmischer Kampflust die französischen Vortruppen im westlichen Schlesien zurück, und sogleich ging Napoleon mit 150 000 Mann gegen ihn vor, um ihn vernichtend zu treffen. Aber Blücher und Gneisenau, nicht weniger vorsichtig als kühn, gingen bei der Annäherung der feindlichen Übermacht unter beständigen kleinen Gefechten zurück, und nach einigen Tagen mußte Napoleon die Absicht, eine große Schlacht zu liefern, aufgeben. Während seines Vorbringens nach Osten hatte die Böhmishe Armee das Erzgebirge überschritten und rüstete sich zu einem Angriff gegen Napoleons Centralstellung, gegen Dresden. Schleunigst mußte der Kaiser umkehren (23. August), da die in Sachsen zurückgelassenen Truppen der feindlichen Hauptmacht nicht gewachsen waren. Nur den Marschall Macdonald ließ er in Schlesien mit einer der preussisch-russischen etwa gleich starken Armee zurück, um die Verfolgung des weichenden Gegners fortzusetzen.

In Sachsen war unterdessen die Böhmishe Armee bis Dresden vorgebrungen, aber die vielköpfige Führung — außer Schwarzenberg griff Kaiser Alexander mit mehreren Vertrauten gern ins Kommando ein — konnte sich nicht zum schleunigen Angriff auf die schwachbesetzte Stadt entschließen, und als man sich dazu anschickte, war Napoleon aus Schlesien zurück mit seinen Gardes und mehreren Armeekorps, die die östliche Grenze Sachsens gegen Böhmen gedeckt hatten. Mit diesen Truppen schlug er den Sturm der Verbündeten ab (26. August), und als sie am folgenden Tage eine Defensivstellung im Süden Dresdens bezogen, griff er sie an und errang über ihre Flügel einige

Vorteile, die sie zum Rückmarsche bewogen. Sie nahmen ihren Rückzug über Dippoldiswalde und weiter westlich, so daß sie die große Straße über Pirna nach Teplitz fast ganz freigaben. Diesen Fehler gedachte Napoleon zu benutzen. Er schickte den General Vandamme mit 40 000 Mann auf dieser Straße vor, um in Böhmen einzubrechen und die Verbindungslinie des Feindes zu beunruhigen, während die Hauptmacht dem weichenden Feinde direkt folgen sollte. Aber die Ausnutzung des Sieges wurde gelähmt durch zwei Niederlagen, die unterdessen seine Marschälle erlitten hatten: Dubinot war einige Tage vor der Dresdener Schlacht in einem Treffen bei Großbeeren, allerdings unter geringem Verlust, geschlagen (23. August) und zum Rückzug auf Wittenberg gezwungen worden, und Macdonald hatte an der Raxbach eine große Schlacht verloren (26. August). Napoleons Rechnung auf die Minderwertigkeit der preußischen Truppen war gründlich fehlgeschlagen; er hatte eben den moralischen Impuls unterschätzt, den der Haß gegen Frankreich diesen improvisierten Truppen verliehen hatte. Es war derselbe Fehler, den er schon den Spaniern gegenüber begangen hatte. — Die Offensive nach Norden war gescheitert, und von beiden feindlichen Seitenarmeen ein Vorstoß nach Sachsen zu erwarten. Die Notwendigkeit, sich gegen diese Möglichkeit zu decken, zwang den Kaiser, die Verfolgung mit der Hauptmacht aufzugeben; nur der General Vandamme blieb im Vordringen. Ohne Kenntnis, daß Napoleon die Verfolgung aufgegeben habe, ging dieser im Vertrauen auf nachrückende Abteilungen über das Erzgebirge vor und ließ sich hier von überlegenen Streitkräften bei Kulm in eine Schlacht verwickeln, die mit seiner völligen Niederlage endete. An 20 000 Mann büßte Napoleon durch diesen Schlag ein: die Wirkung des Dresdener Sieges war dadurch wieder aufgehoben.

Der gefährlichste Gegner war jetzt Blücher, der den Marschall Macdonald unter großen Verlusten bis nach Sachsen getrieben hatte. Mit zwei Korps zog Napoleon Macdonald zu Hilfe, während die übrigen die Sicherung gegen die Böhmishe Armee unternehmen, und die nur wenig geschwächte Armee Dubinots den Vormarsch nach Norden von neuem versuchen sollte. Wiederum wich Blücher der Übermacht aus, und die Böhmishe Armee war trotz der Dresdener Niederlage im stande, auf die Nachricht von Napoleons Abmarsch nach Osten wieder in Sachsen einzubrechen, so daß Napoleon sich nach einigen Tagen fruchtloser Märsche nach Dresden zurückwenden mußte (6. September). Bei seinem Herannahen ging Schwarzenberg sogleich hinter das Erzgebirge zurück und Blücher rückte wieder vor. Dasselbe Spiel wiederholte sich noch mehrfach. Es war ein mehrwöchiges Hin- und Hermarschieren, das viele Kräfte kostete, aber nichts entschied. Und in der Zeit, da sich der Kaiser vergeblich gegen Blücher und Schwarzenberg abmühte, traf ihn ein neuer Schlag im Norden: der Marschall Ney, der das Kommando über Dubinots Armee erhalten hatte, wurde von der übermächtigen verbündeten Nordarmee bei Dennewitz unweit Züterbog vollständig geschlagen (6. September). Seine Armee hatte mehr als ein Viertel ihrer Stärke eingebüßt und war fürs erste kampfunfähig. Über 100000 Mann hatte Napoleon in dem kurzen Feldzug verloren, und was schlimmer war, der moralische Wert der Truppen hatte durch die wiederholten Niederlagen bedeutend gelitten. Nach der Schlacht von Dennewitz versagten die Franzosen dem Marschall Ney den Gehorsam, und unter den Rheinbundstruppen nahm die Abneigung, für den Franzosenkaiser gegen die Landsleute zu fechten mehr und mehr überhand und veranlaßte zahlreiche Desertionen. Der lange Aufenthalt der Armee in Sachsen

hatte zur Folge, daß die Verpflegung knapp wurde und das alte Ubel der ausgedehnten Requisition mit seinen schlimmen Folgen wieder auftrat und sich die Truppen wieder zum Plündern zerstreuten. Die Alliierten hatten zwar nicht viel weniger verloren, aber ihre Verluste wurden zum Teil wieder ersetzt, da in Oesterreich die Rüstungen fortgesetzt wurden und in Preußen die Landwehrleute, die auf dem Marsche liegen blieben oder sich zum Lebensmittelsuchen zerstreuten, der Truppe wieder zugeführt wurden. Was dagegen von Napoleons Heer abkam, fiel zumeist den zahlreichen leichten Truppen der Verbündeten in die Hände. Endlich zog eine große russische Reservearmee dem Kriegsschauplatz zu. Es war kein Zweifel, daß bei längerer Dauer des Krieges die verbündete Armee der französischen immer mehr überlegen werden mußte. Die Lage Napoleons war grausam; er mußte seine Armee hinschwinden sehen, ohne jemals den Gegner ernstlich fassen zu können.

Auch für die Verbündeten wurde es notwendig, die Lage zu verändern. Denn so schädlich den Franzosen das Hin- und Herziehen war, so konnte es doch keinen definitiven Erfolg bringen: diesen konnte allein ein Sieg über die feindliche Hauptmacht verschaffen. Um diese mit Aussicht auf Erfolg liefern zu können, hätten sämtliche verbündete Heere daran teilnehmen müssen und das war außerordentlich schwierig, da sie weit auseinander standen und Blücher und Bernadotte überdies von Schwarzenberg durch die Elbe getrennt waren. Ein direkter Angriff auf Napoleons Stellung bei Dresden war nicht wohl thunlich, da Napoleon die Elbübergänge in seiner Gewalt hatte und den Übergang so lange verwehren konnte, bis er die Böhmishe Armee auf dem linken Ufer geschlagen hatte. Es galt also eine Vereinigung der verbündeten Heere am linken Elbufer vor der Entscheidungsschlacht herbeizuführen. Zu diesem Zwecke brach die Schlesi-

Armee, die inzwischen bis über die obere Spree vorgebrungen war, in aller Stille nach Norden auf, überschritt die Elbe oberhalb Wittenberg bei Wartenburg (3. Oktober) und vereinigte sich in den folgenden Tagen an der unteren Mulde mit dem Kronprinzen, der die Elbe etwas weiter unterhalb überschritten hatte. Beide wollten dann gemeinschaftlich nach Süden vorrücken, Napoleon beschäftigen und so der Großen Armee, die mittlerweile durch das russische Reserveheer verstärkt worden war, Gelegenheit zum Vorrücken nach Sachsen geben. Die Verbündeten konnten dann hoffen, ihre sämtlichen Streitkräfte an einer Hauptschlacht teilnehmen zu lassen und Napoleon mit ihrer Übermacht zu erdrücken.

Napoleon hatte den Abmarsch Blüchers nach Norden und die Vereinigung mit Bernadotte zu spät erkannt, um die Ausführung des Planes durchkreuzen zu können. Als er den Elbübergang erfahren hatte, war er sogleich entschlossen, sich gegen Blücher und Bernadotte zu wenden. Er hoffte bestimmt, ihnen entweder auf dem linken Elbufer eine schwere Niederlage beizubringen, oder sie, wenn sie einer Schlacht auswichen, auf das rechte Ufer zu jagen und so kräftig zu verfolgen, daß er auf längere Zeit Ruhe vor ihnen haben würde. Dann wollte er der Böhmischen Armee entgentreten und mit ihr, ungestört von den feindlichen Nebenheeren, definitiv abrechnen. Sogleich brach er mit 130 000 Mann nach Norden auf (7. Oktober). Einige Armeekorps ließ er unter Murat gegen Schwarzenberg stehen, überzeugt, daß diese bei der Langsamkeit der Böhmischen Armee so lange Widerstand leisten würden, bis Blücher und Bernadotte unschädlich gemacht worden seien.

Sein sehnlicher Wunsch nach einer Schlacht sollte wiederum nicht in Erfüllung gehen: getreu dem allgemeinen Feldzugsplane wichen Blücher und Bernadotte aus, als

der Kaiser herannahte. Trotzdem sie ihm mindestens gewachsen waren, wollte sich der vorsichtige Kronprinz nicht auf eine Schlacht mit Napoleon selbst einlassen, wozu die Preußen gern bereit gewesen wären. Aber sie entwichen nicht, wie Napoleon gedacht hatte, über die Elbe, sondern auf Gneisenaus' Rat zogen sie nach Westen, um hinter der Saale unterhalb Halle eine feste Stellung zu nehmen (10./11. Oktober). Hier hofften sie einem Angriffe standhalten zu können, bis die Böhmisches Armee von Süden her vorrückend die Franzosen im Rücken fassen könne. — Napoleon hatte die Bewegung der Verbündeten nach Westen nicht sogleich bemerkt. Er war nach der Elbe bis Wittenberg vorgestoßen, ohne einen Gegner zu finden und wurde hier erst des feindlichen Ausweichens inne (12. Oktober). Zugleich erfuhr er, daß Schwarzenberg Murat bis in die Gegend von Leipzig zurückgedrängt habe, daß also eine Vereinigung der feindlichen Heere an der Saale oder Elster nicht mehr zu verhindern sein werde. Er entschloß sich deshalb, sogleich in der Richtung nach Leipzig zurückzumarschieren, sich mit Murat zu vereinigen und sich dem Gegner mit versammelter Macht zur Schlacht zu stellen. Einige Tage darauf hatte er seine Hauptmacht bei Leipzig im Umkreise von wenigen Meilen versammelt (15. Oktober). — Seine Absicht, die Gegner vor der Vereinigung zu schlagen, war also vollständig mißglückt. In Gneisenau, der die Idee des Rechtsabmarsches der Schlesischen Armee und der Vereinigung mit Bernadotte entworfen und ebenso den Marsch nach der Saale durchgesetzt hatte, war ihm zum ersten Mal ein ebenbürtiger Stratege gegenübergetreten: er hatte dem Kaiser die Initiative entrisen.

An demselben Tage, da sich Napoleon so konzentrierte, hatte sich die Böhmisches Armee mit einigen Armeekorps Leipzig bis auf wenige Stunden genähert. Die Hauptmasse stand auf dem rechten Elsterufer, etwa 20 000 Mann

auf dem linken, mehrere Korps standen noch weiter rückwärts. Nach der Absicht des verbündeten Oberkommandos sollte Napoleon am folgenden Tage (16. Oktober) von Süden und Westen her angegriffen werden. Napoleon seinerseits plante ebenfalls einen Angriff und zwar auf die Böhmisches Armee, den ihm zunächst stehenden Gegner. Von Blücher und Bernadotte, deren Stellung ihm nicht näher bekannt war, besorgte er vorläufig nichts und stellte nur das Armeekorps Marmont nordwestlich von Leipzig gegen sie auf. In Bezug auf Bernadotte rechnete er richtig, denn dieser stand noch hinter Halle mehrere Meilen entfernt und konnte am folgenden Tage nicht zur Stelle sein, Blücher dagegen war in den letzten Tagen bis auf zwei Meilen an Leipzig herangerückt. Die Lage war verhältnismäßig günstig für Napoleon. Alles in allem waren ihm die Verbündeten gewiß um 100 000 Mann überlegen, aber davon konnten vorläufig nur etwa 200 000 Mann an der Schlacht teilnehmen, und fast ebensoviel betrug Napoleons Armee. Dazu kam, daß die Verbündeten durch die feindliche Armee und mehrere Flüsse in drei große Gruppen geschieden waren.

Der Kampf begann am Morgen mit einem Angriff der verbündeten Hauptarmee auf die Dörfer südlich von Leipzig, die Napoleon besetzt hatte, und wogte den ganzen Tag unentschieden hin und her. Napoleon erfocht gelegentlich einige Vorteile, konnte sie aber nicht verfolgen, da er nicht genügende Reserven zu einem großen Gegenstoß zur Hand hatte. Bei Einbruch der Dunkelheit hatten beide Teile ungefähr dieselbe Stellung inne wie am Morgen. Taktisch war der Tag unentschieden, strategisch war er eine große Niederlage für Napoleon, denn die Verbündeten hatten Zeit gewonnen, ihre rückwärtigen Truppen heranzuziehen. War es dem Kaiser nicht gelungen, die bisherigen Kräfte der Verbündeten zu schlagen, so mußte er

nach Eintreffen der Verstärkungen gewiß eine Niederlage erleiden. Noch glücklicher als im Süden waren die Verbündeten im Norden gewesen: Blücher hatte Marmont angegriffen und in die Flucht geschlagen, so daß das ganze Gebiet nördlich der Parthe in den Händen der Sieger war.

Nach dem Ausgang der Schlacht erkannte Napoleon, daß der Feldzug für ihn verloren sei. Er hätte nun sogleich den Rückzug antreten und ziemlich ungefährdet nach dem Rhein abmarschieren können, da westlich von Leipzig auf der Thüringer Straße nur geringe feindliche Truppen standen, die ihn nicht hätten aufhalten können. Die große Stadt Leipzig ferner hätte sich gegen den nachdrängenden Feind so lange halten lassen, bis das Gros der Armee gesichert war. Aber sein Stolz sträubte sich dagegen, seine Niederlage einzugestehen, ehe er taktisch überwunden war, und überdies meinte er noch stark genug zu sein, einen erneuten Angriff abzuweisen und jederzeit einen geordneten Rückzug beginnen zu können. Sodann wollte er sein Glück noch einmal mit Verhandlungen versuchen. Er hatte einen gefangenen österreichischen General an Kaiser Franz geschickt mit dem Angebot, auf die rechtsrheinischen Departements zu verzichten, wenn ihm dafür ein Waffenstillstand bewilligt würde. Um diesem Vorschlage Nachdruck zu geben, mußte er schlachtbereit stehen bleiben. Einen Angriff unternahm er aber am folgenden Tage nicht.

Die Verbündeten hatten ursprünglich für den folgenden Tag wieder einen Angriff geplant, um den Gegner festzuhalten, wenn er etwa abmarschieren wolle; als sie aber sahen, daß er stehen blieb, hielten auch sie sich ruhig, um Bernadotte und den Rest der Großen Armee näher herankommen zu lassen und die Schlacht einen Tag später mit desto größerer Übermacht schlagen zu können. In ihrer Siegeszuversicht würdigten sie Napoleons Anerbieten

nicht einmal einer Antwort. Das Ausbleiben dieser Antwort und die Nachrichten von dem Eintreffen neuer feindlicher Truppen bewogen dann Napoleon am Abend, die ersten Maßregeln für den Rückzug zu treffen: er sicherte sich durch ein vorausgeschicktes Korps den Saaleübergang bei Weißenfels und zog seine Truppen näher an Leipzig heran (17. Oktober). Seine Absicht, am frühen Morgen den Rückzug anzutreten, ließen die Verbündeten nicht zu. Die Böhmishe Armee griff zuerst im Süden Leipzigs die französische Verteidigungsstellung an (18. Oktober), während der Kronprinz von Schweden mit seiner und einem Teile der Blücherschen Armee Leipzig nördlich umgehend, die französische Stellung im Nordosten anfallen sollte. Die übergroße Vorsicht des Kronprinzen bewog ihn, einen großen, zeitraubenden Umweg zu machen, und während dessen konnte die Böhmishe Armee allein nichts ernstliches ausrichten. Erst in den späten Nachmittagsstunden griff die Masse der Nordarmee ins Gefecht ein, und damit gelang es, die französische Stellung im Nordosten von Leipzig zu durchbrechen, so daß die Truppen der Südfront in Gefahr kamen, abgeschnitten zu werden. Nun mußte Napoleon schleunigst den Rückzug durch Leipzig anordnen, um die Armee zu retten. Ein Korps erhielt Befehl, die Stadt bis aufs äußerste zu halten, die übrigen sollten sich eiligst durch Leipzig hindurch auf das andere Ufer der Elster ziehen und auf Weißenfels abmarschieren. Der Plan konnte nicht vollständig durchgeführt werden, denn am folgenden Morgen (19. Oktober) begannen die Verbündeten von allen Seiten den Sturm auf Leipzig und nahmen die Stadt, ehe sämtliche Truppen sie durchzogen hatten. Als dann die Elsterbrücke durch ein Mißverständnis vorzeitig gesprengt wurde, war ein großer Teil der französischen Armee abgeschnitten und gefangen.

Die „Völkerschlacht“ bei Leipzig kostete Napoleon die

Herrschaft über Mitteleuropa. Noch nie hatten solche große Truppenmassen einander gegenüber gestanden; am ersten Schlachttage fochten gegen 400 000 Mann, am zweiten standen 180 000 gegen 150 000 Mann im Feuer und fast 100 000 Mann Verbündete standen noch außerhalb der Gefechtslinie. Auf beiden Seiten war der Kampf mit großer Erbitterung und Zähigkeit geführt worden, und dem entsprechend waren auch die Verluste: 50 000 Tote und Verwundete mochten die Verbündeten, 35 000 die Franzosen, die zum großen Teil in der Verteidigung gefochten hatten, eingebüßt haben. Aber der Verlust Napoleons an Gefangenen und Versprengten war ungeheuer. Wenig über 120 000 Mann konnte er über die Elster bringen, und davon war ein großer Teil desorganisiert und kampfes müde. Eine energische Verfolgung hätte das Heer auflösen müssen, aber zum Glück für Napoleon besaß der Fürst Schwarzenberg nicht die Willenskraft, seinen Truppen nach den Mühen der Schlacht sogleich die Anstrengung der Verfolgung zuzumuten. Es gelang dem Kaiser, einen Vorsprung von ein bis zwei Tagen zu gewinnen. Er richtete seinen Marsch auf Erfurt, wo einige Ersatzmannschaften bereit standen und Vorräte aufgehäuft waren. Die Langsamkeit der Verfolger gestattete ihm hier zwei Tage zu ruhen, seine Regimenter etwas zu ordnen und dann nach Südwesten auf Frankfurt und Mainz weiter zu ziehen, aber trotzdem waren die Märsche so anstrengend, daß Tausende vor Erschöpfung liegen blieben und von den Verbündeten gefangen genommen werden konnten.

Noch ehe Napoleon den Rhein überschritten hatte, stellte sich ihm ein Hindernis entgegen, das aufs drastischste den Umschwung bezeichnete, den der letzte Feldzug hervorgerufen hatte: ein bairischer Offizier, der im französischen Dienst seine Schule gemacht hatte, General Wrede, suchte ihm an der Spitze eines bairisch-österreichischen Heeres bei

Hanau den Weg zu verlegen. Baiern war nach den Niederlagen an der Raabach und bei Dennewitz aus dem Rheinbunde ausgetreten, hatte sich den Verbündeten angeschlossen und suchte nun dem ehemaligen Protektor den Todesstreich zu verfehen. Noch war Napoleon stark genug, den Widerstand beiseite zu drücken, aber als er den Rhein überschritt (2. November), zählte sein Heer kaum noch 100 000 Mann, davon nur 40 000 kampffähig. Die übrigen waren waffenlos und zum größten Teil infolge der überstandenen Anstrengungen bis auf den Tod erschöpft. Ansteckende Krankheiten, die unter ihnen ausbrachen, rafften Tausende nach ihrer Heimkehr dahin.

Mit der Herrscherstellung Napoleons in Deutschland war es aus. Überall, wo die Verbündeten vorrückten, wurden sie mit Jubel aufgenommen; das Königreich Westfalen stürzte zusammen, und die Rheinbundfürsten beeilten sich, ihren Frieden mit den Siegern zu machen. Und wie in Deutschland so in den anderen Ländern: die Italiener weigerten sich, länger für die Franzosen zu bluten und zu zahlen; Murat suchte sich mit Oesterreich zu verständigen, um sein Neapel zu retten; Holland schüttelte beim Einrücken der Verbündeten die französische Herrschaft ab und rief das Haus Oranien zurück. In Spanien endlich war König Josef ebenfalls entscheidend geschlagen, und der englische Feldherr schickte sich an, die Pyrenäen zu überschreiten. Die Vasallenstaaten waren für den Kaiser verloren: es fragte sich, ob Frankreich ihm jetzt treu blieb.

Fast wehrlos kehrte Napoleon nach Paris zurück, entschlossen die Kräfte Frankreichs bis aufs äußerste anzuspannen, um durch die Unererschöpflichkeit der französischen Wehrkraft den Verbündeten zu imponieren und erträgliche

Bedingungen von ihnen zu erlangen. Den Gedanken, sein Föderativsystem und die Mittelmeerstellung zu behalten, mußte er aufgeben, er mußte zufrieden sein, wenn er die „natürlichen“ Grenzen, den Rhein und die Alpen, retten konnte. Das erste Opfer, das er brachte, war Spanien. Um sich nach dieser Seite zu decken, ließ er seinen Bruder auf die Krone verzichten und erkannte den 1808 gefangenen gesetzten Bourbonenprinzen als König an, in der Hoffnung, hierdurch Frieden mit Spanien zu erhalten und das Vorrücken Wellingtons unmöglich zu machen: ein Wunsch, der sich dann freilich nicht erfüllte.

Zu seinen neuen Rüstungen ließen ihm die Verbündeten viel Zeit. Ihre eigene Erschöpfung und politische Differenzen erzwangen eine längere Unthätigkeit; sie blieben über einen Monat am Rheine stehen, anstatt durch eine schnelle Verfolgung Napoleons Armee völlig zu zerkümmern und die deutschen und belgischen Provinzen von Frankreich loszureißen. Sie machten sogar von Frankfurt am Main aus, wo die verbündeten Monarchen ihr Hauptquartier genommen hatten, den Vorschlag, auf der Grundlage der „natürlichen“ Grenzen in Friedensverhandlungen einzutreten, und Napoleon nahm den Vorschlag an. Er hoffte durch Eröffnung eines Friedenskongresses die faktische Waffenruhe noch länger zu erhalten.

Er bedurfte dringend einer längeren Pause, denn die Rüstungen gingen über alles Erwarten langsam vorwärts. Zwar hatte ihm der gehorsame Senat schon vor der Leipziger Schlacht eine Aushebung von 280 000 Mann und nach der Rückkehr des Kaisers eine weitere von 100 000 Mann aus den 20- bis 30-jährigen bewilligt, aber jetzt nahm der Widerstand gegen die Konfiskation die stärksten Formen an. Es war unmöglich, große Massen zusammenzubringen. Frankreich war keineswegs erschöpft an dienstfähigen Männern und hätte mit den Anstrengungen, die Preußen

soeben gemacht hatte, wohl ein großes Heer aufstellen können, aber der Wille dazu fehlte in der Nation. Und nicht minder unwillig wurde die Steuerlast getragen, die jetzt Napoleon notgedrungen erhöhen mußte, da ihm keine auswärtigen Kontributionen mehr zur Verfügung standen. Wenn nach dem russischen Kriege die Flammen des Patriotismus noch einmal aufgelobert waren, so hatten sie die Niederlagen des deutschen Feldzuges gelöscht. Man sehnte sich nach der Beendigung des Krieges, der, wie man jetzt allgemein überzeugt war, nicht dem Wohle Frankreichs, sondern dem persönlichen Ehrgeize des Kaisers diene. Zugleich empfand man jetzt seine autokratische innere Verwaltung drückend, da der Blick durch die äußeren Erfolge nicht mehr geblendet und die Erinnerung an die frühere Anarchie zurückgetreten war. Ganz von selbst drängte sich da der Wunsch auf, die kaiserliche Politik mehr als bisher zu kontrollieren. Selbst im Gesetzgebenden Körper machte sich diese Anschauung geltend. Napoleon hatte ihn zusammenberufen, um sich die Erhöhung der direkten Steuern bewilligen zu lassen und ihm zugleich eine Übersicht über die politische Anknüpfung mit den Verbündeten zu geben. Er wollte hierdurch die Nation von seiner Bereitwilligkeit, den Frieden selbst unter Opfern zu schließen, überzeugen. Obwohl dies Parlament nur eine von der Regierung ernannte Körperschaft war, forderte es unter dem Druck der öffentlichen Meinung in einem Beschlusse nachdrücklich eine Gewährung von ausgedehnteren politischen Rechten und eine Garantie, daß die neuen Opfer nicht zur Eroberung, sondern allein zur Landesverteidigung benutzt werden sollten. Napoleon war in seinem Herrscherbewußtsein über diese unerwartete Opposition aufs höchste entrüstet. Er schloß sogleich die Session und verbot den Beschluß zu drucken, aber dieser wurde doch bekannt und verfehlte seine Wirkung nicht. Einen weiteren Konflikt

des Kaisers mit der öffentlichen Meinung verhinderte der Einmarsch der Verbündeten.

Die Alliierten hatten sich durch die Einleitung von Verhandlungen nicht aufhalten lassen, sondern sich ausdrücklich vorbehalten, neben den politischen Besprechungen ihre militärischen Bewegungen ungeschwächt fortzusetzen und mit steigenden Erfolgen im Felde ihre Bedingungen zu verschärfen. Nachdem sie sich über einen Operationsplan geeinigt hatten, brachen sie in drei großen Gruppen in Frankreich ein: die Hauptarmee zog durch die Schweiz auf Langres, Blücher marschierte auf Metz, und die kronprinzliche Armee rückte durch die Niederlande und Belgien vor. Napoleon konnte ihnen, die insgesamt über 300 000 Mann zählten, kaum den dritten Teil entgegenstellen. Der gefährlichste Feind war wie im Vorjahre Blücher. Einige Wochen nach seinem Rheinübergang (1. Januar 1814), war er bis in die Champagne vorgebrungen, um sich mit dem zögernden Schwarzenberg zu vereinigen und ihn durch seine Energie mit fortzureißen. Napoleon suchte ihn zu schlagen, ehe er von Schwarzenberg unterstützt werden könne. Er vereinigte alles, was er östlich von Paris zur Hand hatte, und stieß so mit etwa 40 000 Mann auf Blücher, der mittlerweile auf seinem Marsche nach Süden bis Brienne gedrungen war. Blücher, in Folge mehrerer Detachierungen nur 30 000 Mann stark, wurde zum Weichen gezwungen (29. Januar), konnte sich aber auf die westlich von Langres stehende Große Armee zurückziehen. Sofort machte sich die große Übermacht der Verbündeten geltend: sie griffen Napoleon, der bei La Rothière an der Aube eine Verteidigungsstellung genommen hatte, an und warfen ihn auf Troyes zurück (1. Februar).

Es schien jetzt unmöglich, den Feinden den Vormarsch auf Paris zu verwehren, sobald sie ihn nur energisch wollten. Zu dem militärischen Unglück kam noch die

Nachricht, daß die Verbündeten nicht mehr mit den „natürlichen“ Grenzen zufrieden sein wollten, sondern die Rheinlande und Belgien von Frankreich abzutrennen beabsichtigten, so daß Frankreich auf sein Gebiet aus der Königszeit beschränkt worden wäre. Einen Augenblick dachte Napoleon unter dem Eindruck der letzten Niederlage daran, auf diese Bedingungen hin Frieden zu machen: er gab seinem Bevollmächtigten auf dem Friedenskongresse, der gerade in diesen Tagen in Chatillon zusammentrat (5. Februar), die Vollmacht, die Bedingungen der Verbündeten anzunehmen. Aber nur einen Moment dauerte diese Stimmung: die militärischen Fehler der Alliierten eröffneten ihm eine Möglichkeit, das Schicksal zu wenden. Die Armeen Blüchers und Schwarzenbergs hatten sich nach ihrem Siege aus Verpflegungsrückichten getrennt. Blücher war nach Norden gezogen, um sich mit den zurückgebliebenen Teilen seiner Armee zu vereinigen und die Marne hinab auf Paris vorzubringen; Schwarzenberg hatte die direkte Verfolgung Napoleons übernommen, aber sie nur lässig betrieben. Napoleons Adlerblick erspähte hier die Möglichkeit eines Erfolges. Die Langsamkeit Schwarzenbergs gestattete dem Kaiser, dem einige Verstärkungen zugezogen waren, gegen die Große Armee nur kleine Truppenteile stehen zu lassen und mit seiner Hauptmacht Blücher in vier Einzelgefechten zu schlagen, ehe er seine Korps hatte vereinigen können (10.—14. Februar). Vernichten konnte er zwar die Schlesische Armee nicht, da sie von Norden her Unterstützung erhielt, aber er war auf einige Zeit vor ihr sicher und wandte sich nun mit gleicher Schnelligkeit gegen das Böhmisches Heer. Ihrem vordersten Korps fügte er bei Montereau herbe Verluste zu (18. Februar) und bewog dadurch die ganze Armee zum Rückzug nach der oberen Seine. Die Uneinigkeit unter den Verbündeten, die sich über die gegen das besiegte Frankreich einzuschlagende Politik, vornehmlich

über die Frage, ob man Napoleon entthronen und welche Regierung man an seine Stelle setzen sollte, nicht verständigen konnten, trugen viel zu diesem Erfolge bei.

Nach diesen Siegen dachte der Kaiser nicht mehr an einen Frieden mit den alten Grenzen. Er war entschlossen den Krieg fortzusetzen, um zum mindesten die „natürlichen“ Grenzen zu gewinnen und zog die seinem Delegierten in Chatillon erteilte Vollmacht zurück. In feurigen Proklamationen, in denen er seine Erfolge weit übertrieb, rief er die Franzosen zum Aufstande in Masse gegen die Verbündeten auf, erreichte freilich nicht viel damit. Einen Waffenstillstandsantrag, den ihm die Verbündeten, erschüttert durch ihre letzten Niederlagen und gelähmt durch ihre inneren Zwistigkeiten, machten, wies er ab: er meinte durch rastlose Verfolgung seiner Vorteile die verbündeten Armeen aus Frankreich hinauszudrängen und die Koalition zu zersprengen. Wiederum unterschätzte er die Festigkeit seiner Gegner. Ungeachtet ihrer Unfälle hatten sie das Bewußtsein ihrer Überlegenheit behalten und trotz so mancher politischen Differenzen waren sie in dem Bestreben einig, Frankreich auf die Grenzen der Königszeit zu beschränken. Als Napoleon den Waffenstillstand abgelehnt hatte, verpflichteten sie sich noch einmal feierlich, nur einen Frieden zu schließen, der Frankreich die alten Grenzen auferlegte (9. März), und als dann die weiteren Verhandlungen in Chatillon resultatlos verliefen, lösten sie den Friedenskongreß auf (18. März). Seit dieser Zeit waren alle Verbündeten überzeugt, daß Napoleon einen Frieden, wie sie ihn wünschten, nicht schließen werde und daß man ihn stürzen müsse, wenn man den Krieg beenden wolle. Seit dem Schluß des Friedenskongresses war daher die Absetzung Napoleons für die Verbündeten beschlossene Sache.

Während dieser Verhandlungen über Waffenruhe und

Frieden hatten die Operationen ihren Fortgang genommen und waren ungünstig für Napoleon verlaufen. Als sich Napoleon nach seinen Siegen über Blücher gegen Schwarzenberg gewendet hatte, hatte dieser Blücher zu Hilfe gerufen, um Napoleon nicht allein gegenüber zu stehen. Als dann Blücher sich an die Große Armee (bei Troyes) herangezogen hatte (21. Februar), konnte trotzdem die Oberleitung der verbündeten Armee den Entschluß zu einer Schlacht nicht fassen, sondern setzte ihren Rückzug nach Osten fort. Wiederum brachte die Blücher'sche Armee eine Wendung in die Dinge: sie erwirkte sich die Erlaubnis, sich abermals von der Großen Armee zu trennen, nach Norden zu marschieren, sich mit einigen durch Belgien heranrückenden Armeekorps zu vereinigen und dann auf Paris vorzugehen (23. Februar). Sobald Napoleon Blücher's Abmarsch nach Norden erkannt hatte (27. Februar), folgte er ihm mit seiner Hauptmacht, um ihm in seiner Isolierung einen neuen Schlag beizubringen. Aber diesmal ließ sich Blücher nicht erreichen: er vereinigte sich nördlich von Soissons mit den heranziehenden Truppen und war seitdem den 50 000 Mann, die Napoleon etwa zur Verfügung hatte, um das Doppelte überlegen. Mehrere Angriffe, die Napoleon dennoch mit großer Kühnheit unternahm, wurden unter bedeutenden Verlusten abgeschlagen (bei Laon 9., 10. März). Eine Verfolgung wurde indessen nicht unternommen, da die Heeresleitung der Schlesi'schen Armee die Stärke der Franzosen überschätzte und es auf einen neuen Kampf nicht ankommen lassen wollte. Dieser Irrtum Gneisenaus gab Napoleon Zeit, sich von neuem gegen Schwarzenberg zu wenden. Die Böhmi'sche Armee war, seitdem Napoleon Blücher nach Norden gefolgt war, wieder vorgerückt und hatte sich Paris bis auf wenige Tagemärsche genähert (Anfang März). Ihren Vormarsch suchte nun Napoleon aufzuhalten. Ein Angriff

in die Front der Verbündeten war bei ihrer großen Überlegenheit aussichtslos, er marschierte deshalb der großen Armee mit einigen 20000 Mann in den Rücken, um sie durch Bedrohung ihrer Operationslinie zur Umkehr zu bewegen. Es war eine grenzenlose Verwegenheit, da er dem Feinde damit den Weg nach Paris freigab, aber das einzige Mittel, das vielleicht helfen konnte. Es war aber vergebens. Die Verbündeten waren jetzt ihrer großen Übermacht zu gewiß, um sich durch Napoleons Stellung in ihrem Rücken beunruhigen zu lassen. Sie beschloßen vielmehr jetzt, wo Napoleon nicht mehr zwischen ihnen und Paris stand, geradenwegs auf Paris zu marschieren und dort seine Herrschaft zu stürzen (24. März). Mit der Eroberung von Paris glaubten sie, werde der Krieg zu Ende sein, denn in einem so zentralistisch regierten Lande wie Frankreich müsse der Verlust der Hauptstadt alles entscheiden. Nur einige Tausend Mann Kavallerie sandten sie dem Kaiser nach, um ihm ihre Bewegung zu verschleiern.

Die Berechnung der Verbündeten war richtig. Paris wurde nach einem Gefecht vor seinen Thoren ohne große Mühe genommen (30. März), und damit war Napoleons Schicksal entschieden. Schon nach der Auflösung des Kongresses von Chatillon hatten die Alliierten die bourbonischen Prätendenten, die in Frankreich erschienen, sobald Napoleons Stern zu sinken begann, unterstützt und die Bevölkerung zum Abfall von Napoleon ermutigt, jetzt forderten sie in einer Proklamation offen zur Absetzung Napoleons auf.

Einen Tag nach dem Einzuge der Monarchen wurde der Senat berufen, um über die Besetzung des französischen Thrones zu beschließen, und diesem blieb, trotzdem er aus Napoleonischen Kreaturen bestand, bei der deutlich ausgesprochenen Willensmeinung der siegreichen Verbündeten

nichts übrig, als die Absetzung seines Herrn und Meisters zu decretieren (1. April).

Unterdessen war Napoleon auf seinem Marsch nach Osten bis St. Dizier an der oberen Marne vorgeedrungen, als er erfuhr, daß sein Plan mißglückt sei. Sogleich beschloß er, in Eilmärschen über Fontainebleau von Süden auf Paris zu rücken, um, wenn möglich, noch vor den Feinden in der Hauptstadt anzukommen (28. März). Er eilte seinen Truppen voran, um den Ereignissen näher zu sein, aber unterwegs, wenige Meilen von Paris entfernt, erhielt er die Nachricht von dem Falle seiner Residenz (30. März abends). Der Kaiser war außer sich; er erkannte sogleich, daß weiterer Widerstand fast unmöglich sein werde. Wie nach der Schlacht von La Rothière entschloß er sich jetzt die Friedensbedingungen der alten Grenzen anzunehmen und sandte Caulaincourt nach Paris, um den Monarchen seinen Entschluß kundzuthun. Es war zu spät: der Bote brachte die Antwort zurück, daß die Verbündeten mit Napoleon nicht mehr unterhandeln wollten und ihn nicht mehr als Kaiser betrachteten. Napoleon verzagte nicht: er wollte versuchen auf Paris zu marschieren und durch seine Ankunft dort einen Volksaufstand zu entfachen, aber da verzagte die Armee. Besorgt um ihre Titel und Reichthümer erklärten die Marschälle jeden weiteren Widerstand für aussichtslos und weigerten sich an dem Kriege weiter teilzunehmen, der notwendig den Bürgerkrieg entfesseln müsse, weil ein Teil Frankreichs sich schon von Napoleon losgesagt habe. Sie drangen in den Kaiser zu Gunsten seines Sohnes dem Throne zu entsagen; das sei das einzige Mittel, die Dynastie Bonaparte zu retten, die ein Bürgerkrieg unfehlbar zu Grunde richten müsse. Nach schwerem Kampfe verstand sich Napoleon dazu, aber auch diesen Ausweg lehnten die Sieger ab. Notgedrungen mußte er endlich seine bedingungslose Abdankung aussprechen

(6. April): ein weiterer Kampf wäre aussichtslos gewesen. Noch dauerte es einige Zeit, bis die Verhandlungen über sein künftiges Schicksal beendet waren, dann verließ er von wenigen Getreuen begleitet Fontainebleau, um eskortiert von einigen Kommissaren der Verbündeten nach der provencalischen Hafenstadt Fréjus abzureisen (20. April).

Noch einmal hatte Napoleon im letzten Feldzuge seine ganze Genialität und unvergleichliche Thatkraft entfaltet und sich jedem seiner Gegner überlegen gezeigt. Die Schnelligkeit, mit der er jede Blöße des Feindes zu erspähen und zu benutzen wußte, die Kühnheit, durch die er sogar Gneisenau einen Augenblick imponierte und täuschte, erinnern an seine glücklichsten Tage und beweisen, daß Entschlußkraft und Selbstvertrauen durch das Unglück nicht gelitten hatten. Es war umsonst; die Übermacht war zu groß, um durch die Persönlichkeit des Kaisers ausgeglichen werden zu können. Gerade dies ungebrochene Vertrauen in die eigene Kraft, das Schicksal doch noch zwingen zu können, wurde sein Verderben: es ließ ihn die von den Verbündeten gebotenen Friedensbedingungen ablehnen. Aber man muß sagen, daß er kaum anders handeln konnte. Wie sollte er, der Sohn der Revolution, die Grenzen opfern, die die Revolution erkämpft hatte, ohne zugleich seine Stellung in Frankreich zu untergraben? Mit der Besiegung der auswärtigen Feinde hatte er seine Macht begründet, nun, da es sich zeigte, daß er ihnen nicht mehr gewachsen war, war er für die Franzosen nicht mehr der Hero, dem sie ihre Rettung verdankten, und die Feindschaft der bezwungenen aber nicht vertilgten royalistischen und republikanischen Gegner mußte wieder aufleben. Er wäre, wie Gneisenau sagte, der allgemeinen Verachtung anheim gefallen. Da wollte er lieber alles

versuchen, um dies Schicksal abzuwenden, vielleicht in der stillen Hoffnung, daß es ihm bei weiteren Unglücksfällen immer noch möglich sein werde, einen Frieden mit den alten Grenzen zu erhalten. Genug, nach seinen Erfolgen im Februar dünkte es ihm eine Schande, die verlangten Zugeständnisse zu machen, er zog den Kampf um die Behauptung der von der Revolution erworbenen Stellung vor und dachte erst ans Einlenken, als es zu spät war.

Das Ausland also hat den großen Kriegsfürsten gestürzt, nachdem er sich gewehrt hatte, so lange ein Widerstand Aussicht auf Erfolg bot. Europa, das er zum Kampfe gegen England zu vereinigen gedachte, hatte sich zuletzt gegen ihn verbunden. Der Kampf zwischen England und Frankreich war entsprungen aus dem unveröhnlichen kommerziellen und maritimen Antagonismus beider Staaten: Napoleon, ursprünglich mit ausgedehnten kolonialen Projekten beschäftigt, wurde durch ihn in ganz andere politische Bahnen gelenkt und mußte, dem Inselreich allein nicht gewachsen, auf die Hilfe Europas zurückgreifen. Ob er freilich, wenn ihm eine Landung in England geglückt wäre, an seinen überseeischen Plänen festgehalten hätte oder ob er nach Überwindung dieses stärksten Gegners, fortgerissen von Siegesrausch und seiner natürlichen Herrschsucht, an die Unterjochung der europäischen Nationen gegangen wäre, wer will das sagen? Wir begnügen uns zu betonen, daß die Überlegenheit Englands zur See ihm allmählich die Notwendigkeit auflegte, die Selbständigkeit der einzelnen europäischen Nationen zu beschränken, um sie seinem Kampfe gegen England dienstbar zu machen. Und hier vereinigte sich die politische Notwendigkeit aufs unglücklichste mit einer Charaktereigenschaft des Kaisers, mit der Geringschätzung, die er nationalen Gefühlen und Anschauungen entgegenbrachte. Beide Elemente vereinigt — Schicksal und Schuld — trieben ihn zu dem verhängnis-

vollsten Schritte seines Lebens, zur Entthronung der spanischen Bourbonen, die den entscheidenden Wendepunkt seines Geschickes bildet. Von da an war seine Kraft durch einen Volkskrieg lahm gelegt und von dem Offensivkrieg gegen England abgezogen. Zugleich gab der Widerstand der Spanier dem ältesten festländischen Gegner, dem Hause Habsburg, noch einmal den Mut zur Erhebung und wurde infolge der sich an den österreichischen Krieg anschließenden Differenzen mit Rußland die mittelbare Ursache zur Lockerung des Tilsiter Bündnisses. Gefesselt an das Festland, mußte Napoleon seitdem den Handelskrieg stärker anspannen, als es die Festlandsstaaten ertragen konnten, und das führte ihn zuerst zum Bruch mit Rußland, wo sich ihm ein neuer unüberwindlicher nationaler Widerstand entgegenstellte. An ihm entzündete sich die preußische Erhebung, die Oesterreich mit fort riß und den Untergang des Kaisers herbeiführte, da er von seinem Volke, das in dem Kriege eine nationale Nothwendigkeit nicht erkennen konnte, im Stich gelassen wurde. Mit Recht sagte daher Napoleon später, der unglückselige spanische Krieg habe ihn zu Grunde gerichtet: der große Verächter der Volksgefühle erkannte damit an, daß die in ihren heiligsten Empfindungen verletzten Nationen den Kampf gegen ihn entschieden hätten.

XI. Exil und Tod.

Nach der Absetzung Napoleons waren die verbündeten Monarchen übereingekommen, den gestürzten Imperator aus Frankreich zu entfernen, wo sein Verweilen natürlich für die wiedereingesetzte Bourbonenregierung eine beständige Bedrohung gebildet hätte. Sie wiesen ihm die kleine italienische Insel Elba als souveränen Besitz zu; der Kaisertitel sollte ihm verbleiben und 400 Mann seiner Garde ihm folgen: er behielt die äußeren Zeichen seiner einstigen Macht, mehr eine beständige Mahnung an den Verlust als ein Trost. Nicht einmal die Vereinigung mit der Gattin und dem Sohne wurde ihm gewährt, um den Sohn nicht unter dem Einfluß des Vaters aufwachsen zu lassen. Marie Louise, indolent von Natur, vertauschte ohne große Seelenkämpfe den Kaisertrohn mit dem Herzogsstiz in Parma und ließ ihren Sohn als österreichischen Prinzen erziehen. Treuer als die Gattin hielt seine Familie zu Napoleon; mit einigen Brüdern blieb er im Briefwechsel, und seine Mutter und seine Schwester Pauline teilten sein Exil. Napoleon war mit der Übersiedlung nach Elba nicht gesonnen, für immer die große Weltbühne zu verlassen und sich mit der Regierung seines kleinen Fürstentums zu begnügen. Sollte er, der zehn Jahre lang die Welt regiert hatte, den Rest seines Lebens zubringen, Paraden über einige hundert Mann abzunehmen, Maulbeerbauplantagen anzulegen und Bergwerke zu inspizieren?

Allerdings verwaltete er sein Ländchen mit demselben Eifer und derselben rastlosen Thätigkeit wie früher sein Kaiserreich, aber daneben behielt er den Blick stets auf die Ereignisse in Europa gerichtet. Von seinem Schwager Murat in Neapel und einigen Vertrauten in Paris erfuhr er alles, was vorging: daß in Wien der Kongreß der europäischen Staatshäupter, der die Verteilung der Napoleon entrissenen Länder regeln wollte, nahe vor einer Auflösung stehe und ein Krieg zwischen den bisherigen Verbündeten nicht unmöglich sei, daß in Frankreich die Bourbonen durch Begünstigung der Emigranten und Verabschiedung vieler Offiziere und Soldaten bei Volk und Heer verhaßt seien, und daß die öffentliche Meinung Napoleons Schicksal bedauere oder gar seine Rückkehr wünsche.

Unter dem Eindruck dieser Nachrichten entschloß sich Napoleon, noch einmal den Kampf um die Beherrschung Frankreichs zu versuchen: in aller Stille schiffte er sich mit seinen Gardes und einigen Milizen aus Elba ein (26. Februar 1815) und landete drei Tage später im Golf von St. Jouan an der provençalischen Küste. Sein völlig unerwartetes Erscheinen machte es sowohl den Behörden wie der royalistisch gesinnten Bevölkerung der Provence unmöglich, etwas gegen ihn zu unternehmen; ungehindert marschierte er nach der Dauphiné, die antibourbonisch gesinnt war. Die Bevölkerung hielt sich zwar teilnahmslos, aber die Truppen wahrten den Bourbonen die Treue nicht. Als er einem Bataillon, das ihm entgegenmarschierte, gegenübertrat und zurief: „Wer von euch wird auf seinen Kaiser schießen wollen?“ konnten die Soldaten dem Appell ihres Kriegsherrn nicht widerstehn und gingen mit „Vive l'Empereur“ zu ihm über. Ebenso die Garnison von Grenoble, die er in flammenden Worten an ihre Großthaten unter seiner Führung erinnerte und auf die Schmach hinwies, den Bourbonen und Emigranten, den Schülzlingen

des Auslandes, gehorchen zu müssen. Mit 7000 Mann zog er von hier auf Lyon, die zweite Stadt Frankreichs, wo er mit Jubel aufgenommen wurde (13. März), und eine Woche später war er in Paris. Mehrere seiner obersten Berater und Generale, wie Cambacérés und Davout, stellten sich ihm sogleich zur Verfügung; die meisten Marschälle freilich wollten den den Bourbonen nach Napoleons Sturz geleisteten Eid nicht brechen und gingen außer Landes. Alle Regimenter, die dem Rückkehrenden entgegengesandt waren, hatten seine Partei ergriffen; König Ludwig XVIII. mußte nach Belgien fliehen, ohne daß die Nation irgend einen Versuch gemacht hätte, seine Herrschaft zu stützen.

Aber wenn das französische Volk den Bourbonen fremd gegenüberstand, so war es damit noch nicht für Napoleon gewonnen. Er galt ihm noch als der Repräsentant der kriegerischen Politik, und die Erinnerung an die Leiden der letzten Jahre und an seine drückende, innere Verwaltung war noch zu frisch, um sein Regiment mit Enthusiasmus zu begrüßen. Die Masse ließ daher den Regierungswechsel ruhig über sich ergehen und wartete ab, welche Politik der Kaiser einschlagen werde. Allein die Armee folgte begeistert Napoleons Rufe, aber auch nur, soweit sie unter der Fahne stand; von den Entlassenen und aus der Gefangenschaft Heimgekehrten war der größte Teil friedlich gesinnt und wollte sich der lange entbehrten Ruhe freuen. Napoleon erkannte die allgemeine Stimmung wohl und beeilte sich daher zu verkünden, daß er gekommen sei, Frankreich von dem schmachvollen Regiment der durch die Fremden zurückgeführten Bourbonen zu befreien, aber daß er zugleich den Frieden erhalten und innere Freiheiten gewähren wolle. Zum Beweise hob er sogleich die Zensur auf und umgab sich mit Leuten von populären Namen; so ernannte er den strengen Republikaner Carnot

zum Minister des Innern und beauftragte den Liberalen Benjamin Constant, der ihm einst im Tribunat scharfe Opposition gemacht hatte, mit der Ausarbeitung einer Verfassung. Nach außen beteuerte er seine Friedensliebe und verhiess den Frieden, der im Vorjahre Frankreich auf seine alten Grenzen beschränkt hatte, getreulich halten zu wollen. Im Herzen versprach er sich nichts davon und war überzeugt, daß die Verbündeten seine Versprechungen mit einer Kriegserklärung beantworten würden, aber um die Franzosen von seiner friedlichen Gesinnung zu überzeugen, mußte er diese entgegenkommenden Schritte thun.

Napoleon beurteilte die Verbündeten richtig. Unmittelbar nach der Nachricht von seiner Landung in Frankreich sprachen die Großmächte eine feierliche Aechtserklärung gegen ihn, als den ewigen Friedensstörer, aus und verpflichteten sich, ihn für immer unschädlich zu machen (12. und 25. März). Wiederum ließen sie alle politischen Differenzen hinter der Nothwendigkeit, Napoleon zu bekämpfen, zurücktreten. Ihre Gesandten in Paris reisten ab, und Napoleons Agenten wurden abgewiesen oder festgenommen. Diese Aussicht auf einen neuen Krieg war nun nicht geeignet, ihm die Gemüther der Franzosen zu gewinnen, denn trotz seiner friedlichen Erklärungen war es offenbar, daß doch nur er allein die Ursache des neuen Krieges war. Auch die Konstitution, die er verlieh, brachte ihn den Franzosen nicht näher. Es waren darin zwar mannigfache Garantien gegen die Wiederkehr des inneren Despotismus gegeben, wie Pressfreiheit, Petitionsrecht und vor allem ein Parlament mit weit größeren Rechten, als sie der Gesetzgebende Körper besessen hatte, aber es wurde mißbilligend bemerkt, daß die Verfassung auf kaiserlichen Befehl, ohne die Öffentlichkeit zu Rate zu ziehen, ausgearbeitet worden war. Daß sie einer Volksabstimmung zur Genehmigung vorgelegt wurde, versöhnte die Un-

zufriedenen nicht, denn auf die Gestaltung der Verfassung erlangte die Nation damit keinen Einfluß. Man schrieb Napoleon die Absicht zu, sich ihrer bei Gelegenheit wieder zu entledigen und zu dem alten Verwaltungssystem zurückzukehren. Die Mißstimmung äußerte sich darin, daß nur etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Wähler, die Hälfte der Berechtigten, für die Verfassung stimmten. Die übrigen enthielten sich. Das verderblichste für Napoleon war, daß diese Abneigung gegen sein Regiment sich auch in den Reihen seiner ehemaligen Soldaten zeigte. Als er angesichts der kriegerischen Vorbereitungen im Auslande die Entlassenen zur Verteidigung des Vaterlandes aufrief, stellten sich nur etwa 60 000, mehr als doppelt so viel blieben zu Hause. Bei der allgemeinen Friedenssehnsucht wagte Napoleon nicht, sogleich die Konstriktion des Jahres 1815 einzuberufen, erst als der Feldzug eröffnet werden mußte, erließ er den Befehl dazu, der aber nie ausgeführt worden ist. So geschah es, daß er nach einer zweimonatigen Regierung kaum 200 000 Mann unter den Waffen hatte, und von diesen mußten noch etwa 20 000 im Innern gegen royalistische Aufstände verwendet werden. Die allgemeine Gleichgültigkeit bedrückte den Kaiser und seine Umgebung, aber seine Klarheit und Thatkraft beeinträchtigte sie nicht. Ein großer kriegerischer Erfolg sollte ihm seine alten Soldaten wieder zuführen und die Franzosen aufs neue kaiserlich machen. Und die Gelegenheit dazu schien vorhanden zu sein.

Die Verbündeten hatten nach jener Achtung beschlossen, ein Heer von etwa 900 000 Mann aufzustellen, die sich allmählich an den Grenzen Frankreichs sammeln sollten. Zunächst wurden die in erster Linie bedrohten Länder, Belgien und Holland, durch zwei Heere gedeckt, durch 120 000 Preußen unter Blücher und 95 000 Deutsche, Engländer und Holländer unter Wellington. Eine Offensive

solte jedoch nicht stattfinden, ehe nicht die ganze Streitmacht aktionsbereit sei. Dazu fehlte noch viel, da die Österreicher und vollends die Russen noch weit vom künftigen Kriegsschauplatz entfernt standen. Napoleon beschloß nun, sich gegen die in Belgien stehenden Verbündeten zu wenden. Diese waren auf einen Angriff nicht gefaßt, da sie Napoleons Schwäche kannten und nicht glaubten, daß er zur Offensive übergehen werde. In dieser Annahme hatten sie ziemlich weitläufige Quartiere im Süden von Brüssel bezogen: die Preußen östlich der Straße Charleroi-Brüssel, die andere Armee westlich. Sie unterschätzten die Kühnheit Napoleons. Mit großer Geschicklichkeit verstand dieser unter dem Schutze der nördlichen Grenzfestungen eine Armee von 128 000 Mann — mehr konnte er hier nicht zusammenbringen, da er auch die Ostgrenze sichern mußte — unbemerkt zu versammeln und die verbündeten Vorposten unvermutet anzugreifen. Er beabsichtigte die Preußen zu schlagen, ehe ihnen die Engländer zu Hilfe kommen konnten, sie in ihre natürliche Rückzugsstraße nach Osten, auf Lüttich-Nachen, zu treiben und dann die Engländer anzugreifen. Der Sieg über die verbündete Armee, über die beiden berühmtesten Feldherrn der Koalition, hätte seinen moralischen Eindruck gewiß nicht verfehlt. Es gelang ihm, den Kampf zu eröffnen, ehe die Preußen sich konzentriert hatten; bei Charleroi warf er ihre Vorposten zurück (15. Juni), ja am folgenden Tage erfocht er bei Ligny, einige Stunden nördlich von Charleroi, einen Sieg über Blücher selbst, der seine Truppen noch nicht vollständig hatte zusammenziehen können. Wellington hatte dem Bundesgenossen nicht direkt zu Hilfe kommen können, weil seine Armee noch weniger konzentriert als die preußische war. Er hatte nur vermocht, eine französische Abteilung unter Ney, die den rechten Flügel der Preußen umgehen sollte, durch ein Gefecht bei Quatre-Bras festzuhalten, aber

seine ganze Macht, die den Tag gegen Napoleon hätte entscheiden müssen, konnte er nicht ins Gefecht bringen. Aber so vielversprechend der Feldzug für Napoleon begonnen hatte, einen durchschlagenden Erfolg erreichte der Kaiser nicht: sein Plan, die Preußen nach Osten zu jagen, ging nicht in Erfüllung. Sie gaben ihre natürliche Rückzugsrichtung auf und marschierten nach Norden, auf Wabre, um die Verbindung mit Wellington nicht zu verlieren. In einigen Tagen konnten sie hoffen sich mit Wellingtons bis dahin versammelter Macht zu vereinigen und damit Napoleon eine unüberwindliche Übermacht gegenüberzustellen. Wiederum war es Gneisenau, Napoleons gefährlichster Feind aus den letzten Feldzügen, der diesen Entschluß faßte und damit thatsächlich Napoleons Verderben herbeiführte. Den Preußen durch schleunige Verfolgung ihre Rückzugsrichtung vorzuschreiben und sie aufzureiben, war für Napoleon unmöglich, da der Sieg erst bei hereinbrechender Nacht erfochten wurde und nicht genügend frische Truppen zu einem solchen Vorgehen zu Gebote standen. Taktisch hatte er Blücher und Gneisenau überwunden, strategisch nicht.

Der Kaiser erkannte die Richtung, die die Preußen auf ihrem Rückzuge genommen hatten, nicht und war der Meinung, sie für einige Zeit kampfunfähig gemacht zu haben. Er sandte am folgenden Tage den Marschall Grouchy mit etwa 30 000 Mann zu ihrer Verfolgung in östlicher Richtung; mit dem Hauptteil seines Heeres wandte er sich gegen Wellington, der seine Armee bei Waterloo, einige Meilen südlich von Brüssel, in einer Defensivstellung sammelte, nachdem ihm Blücher versprochen hatte, ihm in einer Schlacht zu Hilfe zu kommen. Zwei Tage nach der Schlacht von Wigny begann Napoleon den Angriff auf den Gegner, der einst seine Pläne in Spanien zu Schanden gemacht hatte (18. Juni). Sturm folgte auf Sturm, aber

der Herzog bewährte seine Meisterschaft in der Verteidigung gegen Napoleon ebenso wie gegen Massena und schlug alle Angriffe ab. Schon kurz nach Beginn der Schlacht hatten sich Preußen in der rechten Flanke Napoleons gezeigt, die von Wabre heranzugschritt kamen, aber Napoleon hatte sich nicht dadurch beirren lassen, wiewohl er bald erkannte, daß er nun gegen eine doppelte Übermacht zu kämpfen haben werde: er setzte mit um so größerer Hestigkeit die Angriffe auf Wellington fort, um diesen vor dem Eintreffen der Preußen zu schlagen. Als echter Kriegsfürst war er entschlossen, das letzte an die Erreichung des einmal gesteckten hohen Zieles zu setzen, denn ein halber Erfolg konnte ihm nichts nützen. Aber die Angriffe der preußischen Vortruppen lähmten seine Kraft gegen Wellington; er mußte gegen die neuen Feinde so viel Truppen verwenden, daß ihm für jenen nicht genug übrig blieben und erlitt so auf beiden Seiten Mißerfolge: die Preußen schlugen nach mehrstündigem Kampfe die ihnen entgegengestellten Truppen und drängten nach der Rückzugsstraße des Kaisers vor, und ungefähr um dieselbe Zeit wies Wellington den letzten verzweifelten Angriff ab, den die Kaisergarde unter persönlicher Führung des Marschalls Ney unternommen hatte, und setzte den Weichenden nach. Diesem doppelten Vorstoß der Feinde in Front und Flanke hielt die französische Armee nicht mehr stand. Sie löste sich in wilder Flucht auf, und die durch Gneisenau geleitete Verfolgung vollendete ihre Zertrümmerung. Von den 70 000 Mann, die Napoleon am Morgen gemustert hatte, war am Abend fast die Hälfte getötet, verwundet oder gefangen, die übrigen in alle Winde zersprengt. Nur klägliche Reste retteten sich über die französische Grenze: das Heer bestand nicht mehr, Napoleon war ohne Waffen.

Vergeblich hatte der Kaiser der Verwirrung zu steuern gesucht. Er wurde in den Strom der Flüchtenden hinein-

gerissen und mußte in eiliger Flucht die ganze Nacht durchreiten, um den nachsetzenden Preußen zu entgehen. An der Grenze Frankreichs erließ er Befehle, um die verfügbaren Kräfte zur Verteidigung der Hauptstadt zu sammeln; drei Tage nach der Schlacht war er selbst in Paris, um die Verteidigung zu leiten und neue Mittel zu suchen. Aber wie das Jahr zuvor zeigte sich, daß seine Macht nach dem Verlust des Heeres auf keinem sicheren Fundament ruhte. Die Kammern, die seit einigen Wochen tagten, wollten nichts mehr von seiner Regierung wissen; sie sagten sich, daß die Verbündeten nie mehr mit Napoleon unterhandeln würden und daß zur Erlangung des Friedens seine Abdankung unerläßlich sei. Denn an eine Fortsetzung des Krieges dachte ernstlich niemand mehr. Schon am zweiten Tage nach seiner Ankunft forderte das Parlament daher den Kaiser unter Androhung der Ächtserklärung auf abzudanken (23. Juni), und er mußte notgedrungen dem Rate folgen, da er in Paris keine zuverlässige Streitkraft besaß, um den Kampf zugleich gegen die auswärtigen Feinde und die Volksvertretung zu organisieren. Selbst seine treuesten Berater hielten ein längeres Widerstreben gegen den Willen der Kammer für unmöglich. So legte denn Napoleon die Krone abermals zu Gunsten seines Sohnes nieder und begab sich nach Malmaison bei Paris, um hier die weiteren Ereignisse zu erwarten. Noch war er nicht ohne Hoffnung auf eine Wendung, denn er erfuhr, daß Grouchy, der bei Waterloo nicht gefochten hatte, sein Korps glücklich über die Grenze gebracht und durch Versprengte verstärkt habe und daß die gegen die Royalisten im Inneren verwendeten Truppen auf Paris vorrückten. Auf ihre Treue bauend, verweilte er noch einige Tage, aber ehe sie sich der Hauptstadt näherten, zogen schon die Preußen heran, die darauf brannten, ihn gefangen zu nehmen. Um ihnen nicht in

die Hände zu fallen, mußte er sich von neuem auf die Flucht begeben (29. Juni) und eilte nach Rochefort.

In diesem Hafen standen zwei Fregatten bereit, ihn nach Amerika zu retten, aber Napoleon konnte sich nicht dazu entschließen. Es war schwierig, den englischen Kreuzern vor dem Hafen zu entkommen, und dann erwog er noch, ob er nicht an der Spitze der nach der Loire zurückgehenden französischen Armee den Kampf wieder aufnehmen solle. Die Truppen hätten ihn mit Freuden als ihren Führer begrüßt; sie und ihre Generale, die fast sämtlich den Bourbonen den Eid gebrochen hatten, hatten von deren Rückkehr das Schlimmste zu befürchten, und ein Verzweifelungskampf konnte ihre Lage nicht verschlimmern. Napoleon gab den Gedanken aber bald als aussichtslos wieder auf. Nach einigen Tagen der Unschlüssigkeit und des Suchens nach Mitteln zur Rettung erfuhr er, daß in Paris die bourbonische Regierung wieder aufgerichtet sei. Ein längeres Verweilen war nun nicht mehr statthaft, denn von den Bourbonen, seinen Todfeinden, hatte er keine Schonung zu erwarten. Da er keine Möglichkeit sah, die englische Blockade zu durchbrechen, so entschloß er sich, mit den Engländern direkt anzuknüpfen und sich unter ihren Schutz zu stellen. Seine politische Laufbahn sei beendet, schrieb er dem englischen Prinzregenten, und er suche wie einst Themistokles in Persien Zuflucht unter dem Schutz der Gesetze Englands, seines mächtigsten und großmütigsten Feindes. Er ging hierauf an Bord des englischen Linienschiffes „Bellerophon“ (15. Juli), das ihn sogleich nach Plymouth brachte.

Seine Rolle als Herrscher war damit zu Ende. Wenn er etwa gehofft hatte, daß die englische Regierung ihm ein Asyl, wie vor Jahren den emigrierten Bourbonenprinzen, gewähren werde, so hatte er sich getäuscht: unmöglich konnte die englische Regierung den Mann, der soeben

Europa wieder in Flammen gesetzt hatte, auf freiem Fuß lassen. Die Sicherheit Frankreichs, seiner Nachbarn und Englands selbst erforderte, daß man ihm die Rückkehr nach Frankreich für immer unmöglich machte. Schon während seines Aufenthaltes in Elba war hin und wieder der Vorschlag geäußert worden, den gefährlichen Mann außerhalb Europas zu internieren. Auf diesen Gedanken kam die englische Regierung jetzt zurück und bestimmte das Felseneiland St. Helena zu seinem künftigen Aufenthaltsort, von wo ein Entkommen ausgeschlossen schien. Wenige Tage nach seiner Ankunft wurde Napoleon der Beschluß verkündet (30. Juli) und eine Woche später segelte er auf dem Linienschiffe „Northumberland“ seinem neuen Exil zu. Nur wenigen Getreuen wurde gestattet, ihn zu begleiten: den Generalen Montholon und Gourgaud, die ihn in den letzten Feldzügen als Adjutanten begleitet hatten, dem General Bertrand, der in Elba die Rolle des Haushofmeisters versehen hatte, dem Baron Las Cases, einem Beamten, der sich in den letzten Jahren eng an Napoleon angeschlossen hatte, und endlich einigen Dienern.

Nach einer Fahrt von mehr als zwei Monaten langte Napoleon in St. Helena an (15. Oktober 1815). Die kleine, kaum zwei Quadratmeilen große Insel mit wenigen Tausend Einwohnern war nicht vorbereitet, einen Gast wie Napoleon zu beherbergen. Nicht einmal eine passende Wohnung war für ihn vorhanden und mußte erst auf dem Plateau von Longwood errichtet werden. Bis der Bau beendet war (Dezember 1815), bewohnte Napoleon ein Zimmer in einer Villa unweit der Hafenstadt Jamestown, freundlich aufgenommen von dem Besitzer, aber getrennt von seinen Gefährten, für die dort nicht Platz war. Longwood brachte hierin Erleichterung, weil er da mit

Gourgaud, Las Cases und der Familie Montholon ein Haus bewohnen und gemeinsam Tafel halten konnte, während Bertrand mit seiner Familie sein Heim in der Nachbarschaft aufschlug. Die mannigfachen Unbequemlichkeiten, die die geringen Räumlichkeiten, mit denen man vorlieb nehmen mußte, mit sich brachten, berührten Napoleon persönlich wenig. Dagegen empörte ihn, daß man ihn sein Schicksal beständig fühlen ließ. Schon unmittelbar nach der Abfahrt von England hatte er energisch gegen die Deportation protestiert und behauptet, daß man ihn, der sich freiwillig gestellt habe, ohne Verletzung des Völkerrechts nicht als Kriegsgefangenen behandeln dürfe. Diese Fiktion hielt er hartnäckig aufrecht; er verlangte von den Engländern als Kaiser behandelt zu werden, wie er auch im Verkehr mit seinen Gefährten das höfische Zeremoniell festhielt. Als er in St. Helena gelandet war, ließ ihn Admiral Cockburn entsprechend seinen Vorschriften beständig überwachen. Täglich mußte sich ein Offizier von seiner Anwesenheit persönlich überzeugen, keinen Spazierritt durfte er machen, ohne daß ihm ein englischer Offizier folgte: eine ziemlich überflüssige Vorsichtsmaßregel, da eine Kommunikation mit der Außenwelt so gut wie unmöglich war. Seine und seiner Gefährten Korrespondenz wurde durch den Gouverneur kontrolliert. Stolz und empfindlich, wie Napoleon war, stellte er die Bitte überhaupt ein, um nicht durch die Zulassung der Eskorte seine Gefangenschaft anzuerkennen. Der verständige Cockburn suchte die harten Vorschriften, soweit es in seinen Kräften stand, zu mildern. Als Napoleon Longwood bezogen hatte, grenzte er einen Umkreis von 13 englischen Meilen ab, in dem sich Napoleon ungehindert zu Fuß und zu Pferde bewegen konnte, ohne daß ihm ein Wächter folgte. Den Kaisertitel konnte er ihm freilich nicht gewähren, was Napoleon in heftigen Zorn versetzte.

Die schrecklichste Seelenpein für Napoleon war die erzwungene Unthätigkeit. Er, der sein ganzes Leben inmitten der unermüdblichsten Thätigkeit, der aufregendsten Geschäfte verbracht hatte, der von sich sagen konnte, er kenne wohl die Grenzen seiner Augen und Beine, aber nicht die seiner Arbeitskraft, er sollte nun seine Zeit töten durch Spazierengehen, Lesen, Diktieren und Plaudern. Dazu war er nicht geschaffen. Friedrich der Große konnte sich in der Vollkraft seiner Jahre vom Throne herab in ein ruhiges, den Wissenschaften geweihtes Leben sehnen: Napoleon hat eine derartige Empfindung nie gekannt. Wenn der Schönggeist Friedrich durch eisernes Pflichtgefühl zum großen Herrscher wurde und in der Macht weniger ein erstrebenswertes Ziel als ein Mittel zur Ausführung der seinem Beruf obliegenden Aufgaben sah, so war Napoleon der geborene Herrscher, die infarnierte Herrschsucht. Der Besitz der Macht um der Macht willen, um seine Kraft gebrauchen zu können, war sein Ideal. Befehlen und Regieren gehörte zu seiner Lebenslust. Nie hatte er wie Friedrich die Wissenschaft aus innerem Triebe gepflegt, sondern stets aus utilitarischen Rücksichten, um sich über irgend etwas belehren zu lassen: hatte doch schon der junge Leutnant seine Lektüre nach praktischen Gesichtspunkten gewählt. Darum konnte ihm die wissenschaftliche und litterarische Beschäftigung auch jetzt nicht Trost oder Befriedigung gewähren. Mit einer Art Gewalt wandte er sich ihr zu, aber nie verlor er das quälende Bewußtsein, daß die eifrige Lektüre und das Studium seiner eigenen und früherer Feldzüge nur ein trauriger Nothbehelf sei, um die Zeit zu vertreiben. In Elba hatte ihn wenigstens die Sorge um sein Fürstentum beschäftigt, in St. Helena war sein Leben schlechtthin inhaltslos. „Wir haben an nichts Überfluß, außer an Zeit,“ sagte er mit bitterem Spott zu den Genossen seines Unglücks. Um so

drückender war der Müßiggang, als seine Gefährten, durchaus ehrenwerte Männer und von der reinsten Anhänglichkeit an ihn erfüllt, doch sämtlich mittelmäßige Leute waren, in deren Unterhaltung er wirkliche Befriedigung und Aufrichtung nicht finden konnte.

Diese unerträgliche Langeweile steigerte Napoleons natürliche Reizbarkeit ins krankhafte und ließ ihn die kleinen Rücksichtslosigkeiten der englischen Polizei doppelt stark empfinden. Der Konflikt, in den er mit seinen Wächtern geriet, war gewiß zum Teil ein Ausfluß dieser Ode; die Aufregung, die er brachte, gab doch wenigstens eine gewisse Abwechslung im einförmigen Einerlei der Tage. So lange Admiral Coxburn auf der Insel weilte, war das Verhältnis zwischen Gefangenem und Wächter, einige Zusammentöße abgerechnet, leidlich, ein regelrechter Krieg entbrannte aber, als ein neuer Gouverneur, Oberst Hudson Lowe, erschien (Anfang 1816). Ein pedantischer Mann, voll Besorgnis, daß ihm Napoleon entwischen könne oder daß man ihm in Europa unnötige Schwäche gegen den gestürzten Tyrannen vorwerfe, führte er die polizeilichen Vorschriften mit einer Peinlichkeit und Ungeschicklichkeit durch, die Napoleon außer sich brachten. Voll Zorn über die Zudringlichkeit seiner Wächter überschüttete ihn Napoleon mit Vorwürfen und machte ihm eine Szene, wie er sie gelegentlich fremden Diplomaten in Paris gemacht hatte, nur mit dem Unterschiede, daß seine Entrüstung hier nicht gekünstelt, sondern echt war. Ja einmal, als er nicht ausging, und Hudson Lowe seine Thür öffnen lassen wollte, um sich von seiner Anwesenheit zu überzeugen, drohte er, jeden niederzuschießen, der ohne Erlaubnis seine Schwelle überschreite. Er erzwang durch seine Entschlossenheit, daß der Gouverneur auf seine Absicht verzichtete.

In den ersten Jahren mag Napoleon darauf ge-

rechnet haben, durch irgend einen Zufall, etwa durch einen Umschwung der öffentlichen Meinung in Europa, speziell in England, aus seiner Gefangenschaft befreit zu werden. Jedenfalls wies er alle Anerbietungen, die ihm sein Bruder Josef und einige Anhänger von Amerika aus machten, ihn mit Gewalt und List zu befreien, zurück, da seine Rolle in Amerika bald ausgespielt sein würde. In der Absicht, die öffentliche Meinung sich günstig zu stimmen, ließ er durch den getreuen Las Cases heimlich Nachrichten über seine Leiden und Hudson Lowes Engherzigkeit in Europa verbreiten, die unter dem Titel „Briefe vom Kap der guten Hoffnung“ in England erschienen. Es war vergeblich: die Vertreter der Großmächte erklärten auf einem Kongreß (in Aachen, November 1818) ausdrücklich, daß sie die Anstalten der englischen Regierung billigten, und daß Napoleon auf Lebenszeit Gefangener bleiben solle. Damit schwand für ihn auch der letzte Trost, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Doch daß seine Dynastie mit ihm zu Grunde gehen würde, wollte er nicht glauben. Sein politischer Scharfblick erkannte, daß die Bourbonen den Franzosen fremd geworden seien und daß ihr Regiment nicht dauern könne: bis an sein Lebensende hat er an der Hoffnung festgehalten, daß sein Sohn ihr Nachfolger werden müsse. Um ihm den Weg zum Throne zu ebnen, bemühte er sich, in seinen Gesprächen, die von den Hörern getreulich aufgezeichnet und später publiziert wurden, seine Dynastie als die einzig volkstümliche, als die natürliche Fortsetzung der Revolution, darzustellen. Seine Niederlage im letzten Feldzuge führte er auf Fehler Neys und Grouchy's zurück, die seine Befehle falsch ausgeführt hätten: auf diese Weise suchte er sich als Opfer fremden Unglücks hinzustellen, die Sympathien mit seinem Unglück wachzurufen und den Glauben an seine eigene militärische Unfehlbarkeit zu erhalten. Thatsächlich hatten jene Marschälle

nur die Weisungen des Kaisers ausgeführt, aber man wird über die Unwahrheit Napoleons milder urteilen, wenn man erwägt, in welcher elenden Lage und welcher Verbitterung er die Vorwürfe ausgesprochen hat, und daß es nie die Art dämonischer Männer gewesen ist, die historische Wahrheit streng zu achten. So hat Friedrich der Große dem General Finck die Niederlage von Magen nie verziehen und sie ihm noch in seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges zugerechnet, obwohl der General ebenfalls nur nach den Vorschriften seines Königs gehandelt hatte. Da Napoleon mit seinen Erzählungen und Diktaten einen bestimmten politischen Zweck verfolgte, so ist natürlich, daß sie eine gewisse tendenziöse Färbung tragen, aber abgesehen von der Geschichte des Feldzuges von 1815 enthalten sie nicht mehr Fehler als die meisten anderen Memoirenwerke. Nach Form und Inhalt zeigen sie dieselben Vorzüge wie seine Korrespondenz: denselben Gedankenreichtum, dieselbe klare und knappe Sprache, erhaben in ihrer Einfachheit und Abneigung gegen überflüssige Phrasen.

Die Freude an diesen Arbeiten wurde Napoleon bald vergällt durch Krankheit und andere Widerwärtigkeiten. Einer seiner Gefährten, Das Cases, wurde von der Insel verbannt (November 1816), weil er in geheimer Korrespondenz mit Freunden in Europa gestanden hatte; ein Jahr später traf den englischen Arzt O'Meara, der Napoleon sehr nützlich gewesen war, dasselbe Schicksal, und Gourgaud verließ St. Helena wegen eines Streites mit Montholon. Frau von Montholon mußte ferner nach Europa zurückkehren, um ihren Kindern eine angemessene Erziehung geben zu können, und Napoleon begann zu fürchten, daß die Familie Bertrand ihr aus demselben Grunde bald nachfolgen würde. Zwar blieb Montholon in edler Aufopferung bei seinem Herrn, aber bekümmert fragte sich Napoleon, wie lange er die Trennung von den

Seinen ertragen werde. Die Besorgnis, dereinst ohne die treuen Gefährten auf der Insel bleiben zu müssen, verließ ihn nicht und war im Verein mit den übrigen Klümmern dazu angethan, seine Gesundheit, der das Klima ohnehin nicht günstig war, zu untergraben. Da er in Folge des Zwistes mit dem Gouverneur auf jeden Ritt und jeden größeren Spaziergang verzichtet hatte, so machten sich die Folgen dieser Lebensweise bald bemerkbar. Er wurde schwach, und als Anzeichen von Magentrebs, der Krankheit, der auch sein Vater erlegen war, auftraten, war sein Körper nur noch wenig widerstandsfähig. Eine kurze Besserung stellte sich ein, als ein italienischer Arzt, den sein Oheim, der Cardinal Fesch, gesandt hatte (September 1819), ihn bewog, sich wieder mehr in freier Luft zu bewegen und körperliche Arbeiten in einem Garten zu verrichten. Sobald der Gouverneur den Ernst von Napoleons Zustand erkannt hatte, suchte er ihm Erleichterungen zu verschaffen: er schickte ihm Sämereien, unterstützte seine Gartenarbeiten und gestattete ihm wieder Spazierritte ohne Wache. Die Krankheit war aber hierdurch nicht aufzuhalten. Nur wenig länger als ein Jahr konnte er sich dem veränderten Leben hingeben. Am Sylvesterabend des Jahres 1820 erzählte er zum letzten Male von früheren Zeiten, von da an wurde er teilnahmslos und müde; Fieber, Appetitlosigkeit und Brechreiz drohten seine Kräfte binnen kurzem zu verzehren. Napoleon selbst war seit Jahren überzeugt, daß ihm ein langes Leben nicht beschieden sei, und begreiflich genug betrachtete er in seiner trüben Stimmung den Tod als Erlöser. Als seine Kräfte mehr und mehr schwanden, diktierte er sein Testament (Mitte April 1821). Dankbar wie auf der Höhe seines Lebens gegen alle, die ihm, sei es in früher Jugend, sei es später, Wohlthaten erwiesen hatten oder nützlich gewesen waren, belohnte er die Gefährten seiner Leidens-

zeit: sechs Millionen Franks, die er bei dem Bankier Lafitte in Paris deponiert hatte, verteilte er unter sie und vergaß auch seiner Diener nicht. Auch für die Beobachtung der kirchlichen Gebräuche erließ er Anordnungen. Obwohl keine religiöse Natur war er doch, so weit wir nach gelegentlichen Äußerungen schließen dürfen, nicht Atheist und gewillt, die Vorschriften der katholischen Kirche zu erfüllen: er empfing die letzte Ölung und ließ in der letzten Zeit seiner Krankheit täglich die Messe lesen.

Wenige Tage, nachdem er so sein Haus bestellt hatte, verschlimmerte sich die Krankheit, und nach zweitägigem Todeskampfe starb er (5. Mai 1821). Sein Leichnam wurde in der Nähe seines Hauses in Longwood bestattet, bis ihn Ludwig Philipp im Jahre 1840 in Paris, im Dom der Invaliden beisetzen ließ.

Die Überführung seiner Gebeine nach Paris zeigte, daß Napoleons Zuversicht berechtigt gewesen war: die Herzen der Franzosen wandten sich nach seinem Tode ihm und seiner Dynastie wieder zu. Unter der bourbonischen Mißregierung war das Andenken an seine Großthaten und die Sehnsucht nach einer politischen Rolle, wie sie Frankreich unter ihm gespielt hatte, mit doppelter Stärke erwacht: ein Umstand, der zwar nicht mehr seinem Sohne wohl aber seinem Neffen zu gute kam. Die Niederlagen der Bourbonen und ihre klägliche Rolle in der Revolution hatten ihre Dynastie für immer kompromittiert, die Siege Napoleons, der auch im Sturz sich als Held gezeigt und selbst in seinen Niederlagen den Waffenruhm gewahrt hatte, eröffneten seiner Familie aufs neue den Weg zum Thron.

Aus der von Georg Bondi in Berlin veröffentlichten Sammlung „**Vorkämpfer des Jahrhunderts**“
erschien als erster Band:

Friedrich Nietzsche

von

Dr. Theobald Ziegler

ord. Professor an der Universität Straßburg

13 Bogen 8°. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50

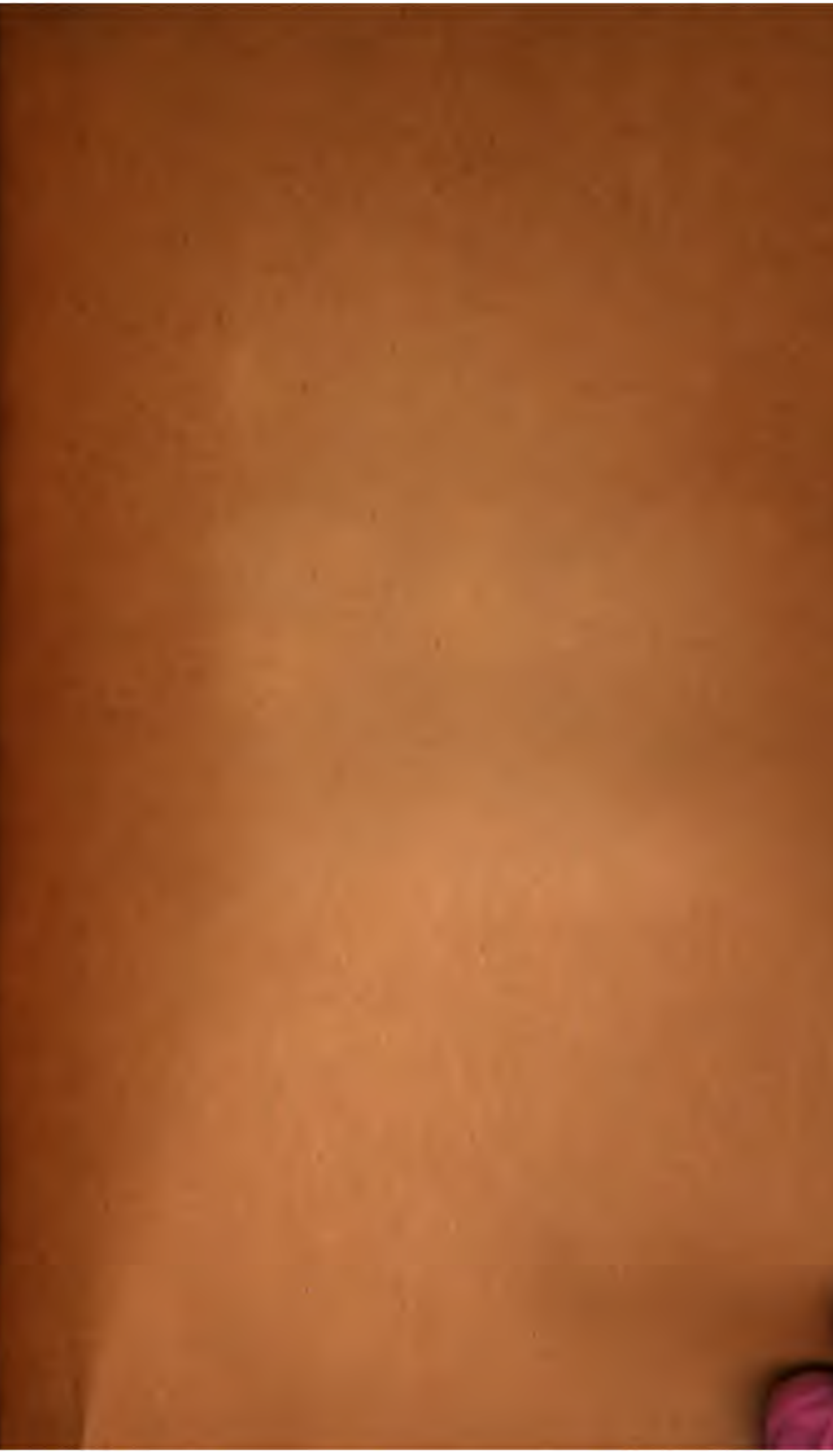
und als zweiter Band:

Franz Liszt

von

Dr. Rudolf Louis

11 Bogen 8°. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50.





YC 75077

559903

DC 203
R55

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY



YC 75077

559903

DC 203
R55

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY



YC 75077

559903

DC 203
R55

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY



YC 75077

559903

DC203
R55

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Etwa 40—50 Druckbogen stark, mit künstlerisch wertvollen Abbildungen versehen, in der vornehmen äußeren Ausstattung den anderen Bänden gleich, bildet jedes einzelne Werk ein abgeschlossenes Ganze und erscheint unabhängig von den anderen im Buchhandel, zum Ladenpreis von M. 10.— das broschirte, von M. 12.50 das gebundene Exemplar. Jedes Werk führt in großen Zügen die Entwicklung seines besonderen Kulturgebietes vor, und zwar mit Berücksichtigung des Auslandes, soweit dies auf deutsche Kultur gewirkt hat oder von deutscher Kultur beeinflusst ist. Inmeist wird das Ausland bei den Naturwissenschaften und der Technik in Betracht kommen, weil hier die nationalen Schranken so gut wie gefallen sind. Jedes Werk will durch zusammenfassende Darstellung des geschichtlichen Verlaufs die wissenschaftliche Erkenntnis fördern ist aber mit schriftstellerischer Kunst nach Form wie Inhalt so behandelt, daß es einen weiteren gebildeten Leserkreis zu fesseln vermag.

Da die in den einzelnen Bänden behandelten Gebiete des Kulturlebens oft genug einander nicht nur berühren, sondern sich stellenweise fast auch decken, so kann es nicht fehlen, daß der Leser des Gesamtwerkes mitunter über ein und denselben Gegenstand verschiedene Auffassungen und Darstellungen kennen lernt, je nach den verschiedenen schriftstellerischen und wissenschaftlichen Individualitäten der Verfasser. Wir glauben darin keinen Mangel, sondern einen besonderen Reiz des Gesamtwerkes zu erkennen. Im Streben nach möglichster Objektivität einig, werden die Autoren kraft der bei ihnen anerkannten Sachkenntnis und Urteilsfähigkeit ihre eigene Meinung unabhängig von einander und unabhängig von den persönlichen Anschauungen des Herausgebers zu vertreten und zu behaupten haben.